# Bedingungen

Das Abonnement, welches im **Voraus** zu entrichten ist, beträgt bei Entnahme von **3 Bänden,** welche täglich getauscht werden können:

| | |
|---|---|
| für einen Monat . . . . . | Mk. 3.— |
| für drei Monate . . . . . | Mk. 7.50 |
| für sechs Monate . . . . . | Mk. 13.50 |
| für ein Jahr . . . . . . . | Mk. 24.— |
| für einen Tag ein Band . . | Mk. —.10 |

Neuigkeiten, soweit sie nicht im gedruckten Verzeichnis aufgenommen sind

| | |
|---|---|
| für einen Tag ein Band . . . | Mk. —.15 |

Auswärtige Leser haben außerdem noch eine Gebühr von **40 Pfg. für den Monat** zu entrichten Sie erhalten **6 Bände,** welche **wöchentlich einmal** auf ihre Kosten und Gefahr getauscht werden können.

sein können.

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Bücher sind mit dem vollen Wert sogleich bar zu ersetzen.

Neu eintretende Abonnnenten haben eine Einlage — je nach Wert des Entnommenen — zu entrichten.



F. 1913. 3000

# Zu spät erkannt.

# Zu spät erkannt.

## Ein Zeitbild
## 1871—1873.

Vom Verfasser
der
Erinnerungen eines deutschen Offiziers.

Wiesbaden,
Verlag von J. F. Bergmann.
1886.

# Erstes Buch.

## Erstes Kapitel.

Im Hause des Geheimraths Mellno in Berlin herrschte die Freude. Es war Weihnachten 1871. Auch der zweite große Krieg, an welchem beide Söhne theilnahmen, war glücklich verlaufen und jetzt die ganze Familie beisammen: Eltern, drei Kinder und eine Schwiegertochter. Dazu der Jubel über das deutsche Reich, der noch nachklang. Das lange Ersehnte, kaum Gehoffte, nun war es da: der Kaiser und die einige Nation! Die Mellnos hatten wacker mitgeholfen und waren glücklicher als viele andere, die Leben und Gesundheit dahin geben mußten.

Der arbeitsame, in Geschäften ergraute Geheimrath war ungewöhnlich heiter. Dieses Jahr hatte der Liebe zu seinem Könige, dem Stolze auf sein Land, auf seine Söhne vollauf genug gethan. Und eines doppelten Friedens freute er sich; denn auch im eigenen Hause war ein Kampf gewesen, nach fünfunddreißigjähriger Ehe

der erste ernste Streit zwischen ihm und der Mutter seiner Kinder.

Beide stammten aus Schlesien, wo die Söhne geboren wurden. Spät, erst vor sechzehn Jahren, als sie schon in Berlin lebten, wurde ihnen die Tochter geschenkt. Der Vater und die Söhne waren evangelisch, Cecilia folgte der Religion ihrer katholischen Mutter. Das hatte der Geheimrath damals für zulässig und angemessen gehalten.

In der Hauptstadt trat die Verschiedenheit der Konfessionen wenig hervor. Auch hatte der katholische Pfarrer keine besondere Veranlassung, das Mellno'sche Haus zu besuchen; die Geheimräthin erfüllte ihre religiösen Pflichten, und ungebeten ließ sie ihm reichliche Spenden zufließen. So gingen alle ruhig nebeneinander fort, bis Fritz, der ältere Sohn, sich verlobte. Die Braut war eine Thüringerin, katholisch, früh verwaist, von Verwandten auf einem kleinen Landgute schlicht und recht erzogen. Fritz' Eltern mochten sie leiden; sie war ein natürliches, fröhliches Mädchen.

Da zum erstenmale drang der Beichtvater der Geheimräthin in ihr Familienleben ein. Er forderte, daß sie den Sohn zu der Verpflichtung einer katholischen Kindererziehung bewege. Anfangs lehnte sie die Einmischung ab; war doch ihre eigene Ehe unter gleichen Umständen ohne eine derartige Zusage geschlossen worden. Als der Pfarrer dringender wurde, sprach sie mit ihrem Mann und mit Fritz. Beide tadelten die Zumuthung. Trotzdem hörte der Geistliche nicht auf, die Mutter im Innersten zu beunruhigen, so daß sie

der Hochzeit, welche im Frühjahr 1870 stattfand, lieber fern geblieben wäre.

Die großen Weltbegebenheiten sollten auch die kleine Wirkung haben, daß dieser Riß wenigstens äußerlich heilte. Zuerst die auf dem Konzil in Rom immer empörender zu Tage tretenden Uebergriffe der Jesuiten und des Papstes. Der Geheimrath sprach von der priesterlichen Herrschsucht so oft und überzeugend, daß er die zweifelnde Frau mehr und mehr zu sich hinüberzog. Konnte ja die Geistlichkeit auch irren; hatten doch die deutschen Bischöfe Einsprache erhoben gegen die Unfehlbarkeit des Papstes, welche man als Dogma verkündigen wollte. Diese Unsicherheit in der Lehre war ihr ein Trost.

Dann brach plötzlich der Krieg aus und drängte alles andere in den Hintergrund. Die Furcht um das Leben der Söhne füllte das Mutterherz ganz aus. Elisabeth, die Schwiegertochter, kam zu den in Angst und Sorge lebenden Angehörigen ihres Mannes. Ihr selbst war schwer genug zu Muthe; aber da Arbeit ihr ein Bedürfniß, so fand sie in der Drangsal der Kriegszeit bald eine Thätigkeit, welche sie in und außer dem Hause beschäftigte und an der auch die Geheimräthin und Cecilia sich betheiligten. Manche trübe Stunde scheuchte sie hinweg. —

Jene ebenso schwere wie ruhmvolle Zeit war nun vorbei. Jeder blickte auf das Geschehene befriedigt zurück und hoffnungsreich in die Zukunft.

Fritz war Hauptmann geworden und in ein Regiment versetzt, welches jetzt in der Stadt Posen gar-

nisonirte; ein befreundeter Kamerad, der Hauptmann Glandy, nach Berlin kommandirt. Dieser und seine Frau Gerda, die Tochter eines hohen Offiziers in Münster, schlossen sich dem Mellno'schen Hause an.

Inzwischen hatte der Pfarrer vorsichtig gestrebt, den Einfluß auf die Geheimräthin wieder zu erlangen, und die erste Gelegenheit ergriffen, um sich zu rechtfertigen. „Sie wissen," sagte er, „daß ich die Lehre von der Unfehlbarkeit des heiligen Vaters für irrig hielt. Unseren hochwürdigsten Bischöfen ging es nicht anders, dem Kardinal Schwarzenberg, dem Erzbischof Melchers, dem gelehrten Hefele. Jetzt sehen wir alle ein, daß Gott jenes Dogma offenbarte zum Schutz der Kirche gegen die heutige Verderbniß der Welt."

Die Weihnachtszeit hatte er benutzt, um die Schwiegertochter ebenfalls zu gewinnen. —

„Bliebt Ihr doch immer hier!" sagte Cecilia, als der Tag der Trennung bevorstand, und legte ihren Kopf an Elisabeths Schulter.

„Hast Du die Unruhe Deines Bruders nicht bemerkt?" fragte die junge Frau. „Ein Soldat genießt die Ferien kaum halb. Ich glaube, mehr als die Hälfte seiner Gedanken ist bei der Kompagnie."

„Mir ergeht es nicht anders," fiel Wilhelm ein. „Obgleich ich seit drei Vierteljahren die Uniform nicht angezogen habe, verfließt kein Tag, ohne daß ich an die Eskadron denke. Aber mit dem Landwirth ist es dasselbe. Wenn ich damals für den Sonntag vom Gute nach Hause kam, wollten meine Verwalterpflichten mir nicht aus dem Sinn."

„Gehorchen Deine Soldaten, wenn Du ihnen befiehlst, den Bischof gefangen zu nehmen?" fragte Cecilia und richtete ihre blauen Augen auf Fritz.

„Gewiß!" antwortete dieser. „Wie kommst Du darauf? Hat der Pfarrer davon gesprochen?"

„Er klagte, daß man die einfachsten Sätze jetzt leugne, unter anderen den: Du mußt Gott mehr gehorchen als den Menschen."

„Dem Papste mehr als dem Kaiser!" rief Wilhelm. „Das ist der Römlinge Schlachtruf."

Die Schwester wurde roth und sah die Brüder scheu an. Fritz zog sie beruhigend an sich. „Sagte der Pfarrer mehr davon?"

„Er sprach von der Gewalt, unter welcher die Kirche leide," erwiderte sie, indem sie die kleine Hand über die Stirn gleiten ließ, „von der göttlichen und weltlichen Obrigkeit, und führte als Beispiel die Kriegsknechte an, die Christus ergriffen."

„Das war Gottes Willen. Die Kriegsknechte mußten gehorchen. Seid unterthan der Obrigkeit, denn sie ist von Gott gesetzt. Du sollst Gott mehr gehorchen als den Menschen, heißt: die himmlischen Gebote befolgen und bösen Rathschlägen widerstehen."

Zu der Entgegnung, über welche Cecilia nachdachte, kam es nicht. Der Diener meldete Herrn und Frau Hauptmann Glandy an.

Letztere war eine anmuthige, ja wohlthuende Erscheinung. Ihr klarer Blick und freundlicher Mund wiesen auf ein glückliches Wesen hin. Betrachtete man daneben die unruhigeren Züge Elisabeths, so mußte man

diese für weniger befriedigt halten. Am schwierigsten enträthselte man den eigenthümlichen Zauber in dem Gesichte des jungen Mädchens.

Die drei Herren waren äußerlich sehr verschieden; Wilhelm, den man einen schönen Mann nennen konnte, überragte die Freunde fast um Hauptes Länge. Dem Ausdrucke nach hätte man Glandy den Vorsichtigen, Fritz den Nachdenklichen, Wilhelm den Lebhaften nennen mögen. Aber darin stimmten sie überein, daß jeder wußte, was er wollte.

Als die Frauen miteinander ins Gespräch gekommen waren, stand Cecilia auf und setzte sich an das Fenster in den winterlichen Sonnenschein. Vor dem dunkeln Hintergrunde des hohen Stuhles leuchteten ihre goldenen Flechten und die lichten Farben ihres Antlitzes.

Glandy wandte sich an die Brüder: „Der Kaiser soll bei dem Neujahrsempfange ergreifend von der Kraft des Reiches gesprochen haben, welche den Frieden sichere."

„Das wird der Erzbischof in Posen nicht gern vernehmen," meinte Fritz. „Der will Deutschland und Italien durch einen neuen Krieg zertrümmern, um das Polenreich und den Kirchenstaat wiederherzustellen."

Ersterer sagte hierauf: „Seit wir stark geworden, hassen die Papisten uns mehr denn je. Unsere schwerste Friedensaufgabe wird in dem Kampfe mit Klerus und Centrum bestehen."

„Mit denen sollte man nicht viel Federlesen machen," äußerte Wilhelm. „Die Knoten, welche sie schürzen, muß man durchhauen."

„Der Kavallerist!“ scherzte Glandy, und Fritz sagte: „Die beste Waffe ist die Schule;“ wozu der Freund bemerkte: „Wenn der Staat wie ein leuchtender Engel davor steht, damit die schwarzen Geister nicht eindringen.“ —

„Warum haben Sie uns verlassen?“ fragte Gerda und nickte nach dem Fenster hin. „Weshalb so träumerisch?“

Cecilia kam freundlich heran und setzte sich zu ihr.

„Wer hat Sie vertrieben, wir oder die Männer?“

„Das ist auch wahr!“ sagte Glandy. „Bei jungen Damen, die keinen Grund haben, traurig zu sein, sollte man immer Lustiges sprechen.“

Cecilia sah ihn an, zweifelhaft, ob er im Ernst oder Scherz rede, schüttelte das Haupt und erwiderte: „Ich hörte zu.“

„Besuchen Sie uns oft,“ fuhr er fort. „Wir sind immer lustig. Oder mögen Sie das nicht?“

„Gern!“ antwortete sie lachend.

Jetzt wurde in dem Nebenzimmer die Geheimräthin sichtbar, welche sich langsam näherte; erst als Glandys sich zum Gruße erhoben, trat sie herein. Die gerade Haltung ihrer großen Figur und ihr volles Gesicht, an dem nichts auffiel, als augenblicklich ein Zucken in den Mundwinkeln, ließen sie jünger erscheinen als sie war.

Gerda sprach theilnehmend: „Nun steht Ihnen ein Abschied bevor.“

„Leider!“ seufzte sie und drückte Elisabeths Hand.

„Dann beginnt die Vorfreude auf das Wiedersehen,“ tröstete Fritz.

„Das ist recht!" bestärkte sein Freund. „Die Trennung schmückt uns gleichsam."

„So mögen die Männer denken," versetzte die alte Dame. „Was ihnen eine Delikatesse ist, gebrauchen wir Frauen wie das tägliche Brot."

„Ja wohl," sprach nun Gerda. „Wenn ich des Morgens traurig bin, weil Kurt mich für viele Stunden verläßt, pfeift er ein Lied und geht fröhlich nach seinem Bureau."

„Und wenn ich müde nach Hause komme," entgegnete er, „der Geschäfte mit Sorgen gedenkend, so lacht sie!"

„Was haben wir von dem Reiche?" klagte die Geheimräthin hierauf. „Es mag ja gut sein, was seit 1866 geworden ist. Ich will nicht darüber urtheilen. Aber die Arbeit der Männer ist über das Maß gewachsen; sie werden zu früh verbraucht. Auch der gute Mühler will seinen Posten verlassen."

Die Herren, denen es bekannt war, wie dringlich man einen Kultusminister wünschte, welcher den Bedürfnissen der Zeit besser entsprach, als der preußische Minister von Mühler, waren von der neuen Nachricht angenehm überrascht, und Wilhelm rief: „Geht er endlich ab?"

„Endlich?" sprach seine Mutter vorwurfsvoll. „Mir thut es leid."

## Zweites Kapitel.

Der Kampf der Jesuiten gegen das protestantische Kaiserthum entbrannte heftiger. Die Bischöfe lehnten sich gegen die Gesetze auf, und der größte Theil des niederen Klerus leistete ihnen Heerfolge. Mit allen Mitteln unterwühlten die Ultramontanen den Boden, auf welchem der Frieden von Staat und Familie ruht.

Der Geheimrath war überbürdet. Nicht allein die laufenden Geschäfte mußten erledigt, neue Gesetzentwürfe für Preußen und das Reich sollten bearbeitet werden. Dazu die geselligen Verpflichtungen, welche sich in dieser Jahreszeit häuften. Nur gut, daß seine Frau sich um Ceciliens willen zurückzog; doch blieb des Unvermeidlichen noch zu viel. Deshalb war der Hausherr für die Seinigen wenig sichtbar, und da Wilhelm, der eine zusagende landwirthschaftliche Stellung bei Ausbruch des Krieges verlassen mußte und eine andere noch nicht gefunden hatte, die unerwünschte Muße zur Fortsetzung seiner Studien eifrig benutzte, so waren Mutter und Tochter viel allein.

Der Pfarrer kam oft und gewöhnte die Geheimräthin nach und nach, seine Mahnungen wie ein Beichtgeheimniß zu bewahren. „Neue Gesetze sollen die Gläubigen in Fesseln legen,“ so sprach er, „damit Deutschland dem Protestantismus ganz verfalle. Um so fester müssen die Katholiken im engsten Vertrauen zusammenstehen.“

Dem Geheimrath entging der Einfluß des Geistlichen auf seine Frau und Tochter nicht. Er warnte

erstere; sie aber entgegnete: „Cecilia ist zu Deiner Zufriedenheit unter meiner Leitung erwachsen. Ueberlass' mir auch die Vollendung."

Er ließ es gehen. Hatte doch schon einmal die Vernunft die Oberhand behalten. Als Wilhelm, da sie allein waren, von den katholischen Umtrieben anfing, erwiderte er: „Beruhige Dich! Der Reichskanzler wacht, und der neue, von einer starken Partei getragene Kultusminister wird energisch vorgehen." Als der Sohn dann auf Cecilia hinwies, sagte er: „Störe den Frieden im Hause nicht. Unzeitiger Widerspruch schadet nur," und brach das Gespräch ab.

Deshalb vermied auch Wilhelm den empfindlichen Gegenstand. Am liebsten schwieg die Geheimräthin; ja, sie rieth der Tochter, mit ihrem Vater, den man bei der Menge seiner Arbeiten in Ruhe lassen müsse, mit ihrem Bruder, der jetzt so leicht heftig werde, von religiösen Dingen nicht zu sprechen.

Cecilia schmerzte dieser Zustand. Sie sah zu dem Vater, dem hochgeachteten Manne, hinauf, sie liebte den Bruder und sollte ihr Herz ihnen nicht ausschütten; was sie am tiefsten bewegte, ihnen verbergen. Sie glaubte hierdurch der Unwahrheit schuldig zu werden und weinte oft heimlich bittere Thränen. Aber sie unterwarf sich ihrer natürlichen Führerin, der guten Mutter, welche in dem Geistlichen den von Gott Geweihten verehrte, dessen Aussprüche, wären sie auch unbegreiflich, befolgt werden müßten.

Auch im Vergleich zu den drei Mitschülerinnen, welche den letzten Unterricht mit ihr genossen, fühlte

sie sich unglücklich. Konnten sie doch zu Hause über alles offen sprechen; denn nicht allein ihre Mütter, sondern auch ihre Väter und Geschwister waren Katholiken. Zwei der jungen Mädchen sprachen wohl gar in gutmüthiger Theilnahme von diesem Vorzug. Deshalb mochte Cecilia nur die dritte leiden, die solche Aeußerungen niemals machte, Clementine von Harberg, die arme Verwachsene.

Und gerade diese mißfiel Wilhelm. Das hatte Cecilia wohl gemerkt, obgleich er gegen die Häßliche stets am höflichsten war. Heute sprach er es aus.

Auf der Mutter Wunsch hatte er die Schwester aus Harbergs Hause abgeholt. Sie gingen durch den Thiergarten und schlugen einen unbelebten Weg ein. Es wurde Abend.

„Schade, daß Du nicht Schlittschuh liefst," sagte Wilhelm, als sie an den See kamen, dessen Eis vom Thauwetter gebrochen war. „Ich hätte Dich begleiten können."

„Mama wünschte es ja nicht mehr," antwortete sie. „Indes unterließ ich es auch gern um Clementinens willen, sie würde mich beneidet haben."

„Siehst Du!" rief er. „Ja wohl, neidisch ist sie. So klug sie ist, das kann sie doch nicht verbergen."

„Thue ihr nicht Unrecht! Du siehst sie unfreundlich an, weil sie nicht schön ist."

„Gott bewahre, Du Gute! Dein Mitleid und ihr Verstand machen sie Dir werth. Verbinde Deine Augen, und dann urtheile. Thun ihre scharfen Bemerkungen

Dir wohl? Kannst Du über ihre Witze herzlich lachen? Und das thäte Dir noth! Du bist zu ernst, Schwester. Du bist noch nicht siebenzehn Jahr alt. Was soll daraus werden?"

„Das sagst Du wohl aus einem andern Grunde. Fritz schreibt mir dasselbe. Ist er nicht auch ernst? Schreibt er Dir nicht auch ernst?" Sie blickte zu ihm auf. Er war überrascht. Zwar hatte er von dem Bruder nicht mehr als einen Brief, der aber klang nicht fröhlich. Cecilia fuhr fort: „Der eine ist so, der andere so."

„Du lebst zu innerlich," unterbrach er sie, „sonst wärest Du heiterer. Du verschließt Dich gegen mich."

Sie schrak zusammen. Längere Zeit redete sie kein Wort. Dann sah sie ihn wieder an und sprach ängstlich, bescheiden: „Du wirst jetzt so leicht heftig. Früher war das nicht. Sei nicht böse, daß ich es sage. Es ist ja auch begreiflich; denn die Thätigkeit fehlt dir, ohne welche Du nicht froh bist. So machtest Du mehreremal Aeußerungen über die Religion, die ich freilich nicht beurtheilen kann, die mir aber wehe thaten. Ist's da nicht besser, wir schweigen darüber? In meine Kirche gehst Du nicht, und selten in Deine. Und doch bist Du so gut, und doch habe ich Dich so lieb, Wilhelm! — Laß uns hiervon nicht sprechen. Zerre nicht an dem, was mir heilig ist."

„Das will ich nimmer!" rief er aus und wollte mehr sagen, schwieg aber, weil ein Herr ihnen entgegenkam. Auch Cecilia sah den eleganten jungen Mann,

der, wie in Gedanken vertieft, sich vornehm lässig bewegte. Seine dunkeln Augen streiften sie, er ging vorüber.

„Ein schönes, angenehmes Gesicht!“ flüsterte Wilhelm. Seine Schwester antwortete nicht, und ihr voriges Gespräch kam nicht wieder in Gang. —

Einige Abende später trat der Diener in das Zimmer des Geheimraths, der an seinem Schreibtische zwischen Akten saß, und überreichte ihm zwei Visitenkarten. „Die Herren sind draußen.“ Der Geheimrath las: „von Rüsterstein, Mitglied des Reichstages und Abgeordnetenhauses.“ Und in der Ecke: „Hotel de Russie.“ Auf der andern Karte: „Felix von Rüsterstein.“ — „Führen Sie die Herren herein,“ befahl er und stand auf. „Rüsterstein hat mich niemals besucht,“ dachte er, „und ist schon lange hier. Weshalb kommt er jetzt? Das Centrum streckt seine Fühler nach allen Seiten aus.“

Ein Herr mit gerötheten Wangen und braunem, dünnem Haar und hinter ihm ein junger, schlanker, der ihm glich, traten ein.

„Endlich wollte ich Sie sehen, Mellno!“ sprach ersterer. „Schon oft war ich auf dem Wege. — Mein Sohn.“ —

Der Geheimrath reichte dem Vater die Hand, begrüßte und betrachtete den jungen Mann und sprach, indem er jenen nach dem Sofa führte: „Ihr Sohn erinnert mich an frühere Zeiten.“

„Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm,“ erwiderte der Alte.

„Wir haben uns lange nicht gesehen.“ Sie setzten sich.

„Seit vielen Jahren nicht.“

„Sie haben sich vortrefflich gehalten! Kein graues Haar! Sehen Sie meinen Kopf. Begreiflich ist's. Ein schlesischer Grundbesitzer und ein Berliner Geheimrath —“

„Doch habe ich viel gelitten,“ versetzte Herr von Rüsterstein. „Lange Wittwer —“

„Zu meinem Bedauern.“

„Pitoyable!“ — Er hatte das Haupt sinken lassen, hob es wieder und sprach weiter: „Sehr einsam. Der gute Felix kann ja nicht viel bei mir sein. Hat den Krieg mitgemacht, dann Reisen.“

„Und was machen Sie jetzt?“ fragte der Geheimrath freundlich.

„Ich höre einige Kollegs in der Universität und sehe mich in der neuen landwirthschaftlichen Industrie um,“ antwortete der junge Mann bescheiden. Sein Organ klang höchst angenehm, voll und weich.

„Das ist gewiß sehr zweckmäßig; und so können Sie mit Ihrem Herrn Vater hier zusammen sein. Sie haben sich wählen lassen?“ wandte er sich an diesen.

„Ich konnte es nicht refüsiren. Man offerirte mir die Wahl und hatte sie gesichert.“

„Das Centrum?“

„Natürlich!“ rief er wie scherzend. „Wer sichert in meinem Kreise sonst die Wahl? — Und Sie?“ — Er zeigte auf den Schreibtisch. „Immer in der Ar=

heit? Es wird wohl noch wie früher sein, Sie konnten sich niemals Ruhe gönnen."

„Nachgerade wird letztere mir zum Bedürfniß."

„O, wir sind noch jung! Hoffentlich ist auch Ihre Frau Gemahlin gesund."

„Gott sei Dank, ja!"

„Nimmt sie zu dieser Zeit Besuch an?"

„Darf ich Sie zu ihr führen?"

Die Geheimräthin war mit ihrer Tochter allein. Letztere erkannte in dem jüngeren der eintretenden Herren den, welcher ihr und Wilhelm im Thiergarten begegnet war. Als der ältere, welchen die Geheimräthin etwas verwundert willkommen hieß, durch den Salon schritt und einen Platz neben ihr einnahm, zeigte sich, daß er gebrechlicher war, als man nach dem ersten Anblick erwartete. Sein Gang, gezwungen hoch aufgerichtet, war schleppend; nach dem Fauteuil griff er zitternd, und es machte ihm Mühe, sich niederzulassen. „Ich bin doch frischer," dachte der Geheimrath.

Die Alten sprachen von vergangenen Tagen. Felix ließ in die Unterhaltung mit Cecilia einfließen, daß er sie schon gesehen habe. Sie besann sich, was hierauf zu sagen wäre, und antwortete: „Ich ging mit meinem Bruder."

„War das Ihr Bruder?" erwiderte er, als wenn ihn das freue. Wilhelms Erscheinung hatte ihm gefallen. „Bald wird der Thiergarten wieder grün," fuhr er fort; „dann ist er so schön!"

„Kennen Sie ihn im Frühling oder Sommer?"

„Sehr gut. Vor fünf Jahren war ich, was ich jetzt bin, Berliner Student.“

Daß er so lange studire, schien Cecilia kein gutes Zeichen. Etwas ängstlich sah sie in sein so aufrichtiges, wie schönes Gesicht. Seine Wangen waren rosig genug, aber der spitze Schnurrbart mochte doch wohl schon mehrere Jahre alt sein.

„Die herrlichen Eichen, die ich damals bewunderte, fand ich alle wieder,“ setzte er hinzu.

„Darauf habe ich noch nicht einmal geachtet!“ sagte sie, als verdiene sie einen Tadel. Und in Gedanken nahm sie sich vor, die Eichen zu suchen, bei nächster Gelegenheit.

Die Geheimräthin hatte sehr zufrieden ausgesehen. Jetzt aber gab das Zucken der Mundwinkel ihr wieder den klagenden Ausdruck. Herr von Rüsterstein sprach von seinen Pflichten als Abgeordneter.

„Deren Erfüllung ist gewiß sehr angreifend,“ meinte sie.

„Wenn man es sich zu Herzen nimmt. Das thue ich nicht.“ Er lachte. Da er seine Zuhörer staunen sah, redete er weiter: „Windthorst thut es auch nicht. Immer spaßhaft. Wie hat Bismarck ihn bei der Schulaufsichtsdebatte malträtirt! Ich wäre in die Erde gesunken, und er hatte gleich einen Witz bei der Hand.“

„Den kann man sich gefallen lassen,“ sprach hierauf der Geheimrath; „aber seine Umtriebe gegen Preußen und das Reich nicht. Ich begreife nicht, wie ein guter Preuße den Welfen Heerfolge leisten kann.“

„Heerfolge?“ rief bestürzt der Andere.

„Darauf kommt der Fraktionszwang hinaus.“

„Erlauben Sie! Da wir die Volksvertretung einmal haben, geht es ohne den gar nicht. Die wenigsten Abgeordneten verstehen etwas von den Sachen und müssen den Führern folgen.“

Das Gesicht der Geheimräthin war unruhiger geworden; Felix hatte sich nach den anderen umgesehen. „Lassen die Arbeiten Ihnen Muße, Berlin zu genießen?“ fragte jetzt der Geheimrath, sich an Vater und Sohn wendend.

Der erstere antwortete: „Wenn man die Zeit ausnutzt. Man wird sehr abgelenkt.“ Er fing an aufzustehen. „Sonst hätte ich Ihnen schon längst meine Reverenz gemacht,“ sagte er mit einer Verneigung gegen die Geheimräthin, welche ihn und seinen Sohn in der freundlichsten Weise entließ.

Schon nach einigen Tagen erinnerte sie ihren Mann, daß er Herrn von Rüsterstein den Gegenbesuch machen müsse; und in der folgenden Zeit wiederholte sie dasselbe mehreremal. —

In der Schlafstube des Herrn von Rüsterstein war um die Mittagsstunde der Friseur mit dem Kopfe des alten Herrn beschäftigt. Er mußte ihm die weißen Haare ausziehen, ihn rasiren, frisiren und schminken. Das letzte hatte soeben begonnen, als der Geheimrath Mellno angemeldet wurde. „Wischen Sie ab und warten Sie!“ befahl Herr von Rüsterstein verdrießlich. Er hatte Mellnos aufgesucht, weil seine parlamentarische Partei alle Fäden der Berliner Gesellschaft verfolgen

und er etwas mehr thun wollte, als abstimmen. Auch konnte der Geheimrath ihm sonst vielleicht nützlich werden. Dennoch hätte er es jetzt lieber ungeschehen gemacht. „Was soll ich mich mit Mellno zanken?“ dachte er bei der Toilette, die er erst machen mußte; denn er war wie gewöhnlich spät aufgestanden.

Inzwischen hatte der Geheimrath im Wohnzimmer gewartet, dessen Ausstattung dem eleganten Gasthofe entsprach. Aber nichts darin erinnerte an die Benutzung durch einen arbeitsamen Herrn. Die Drucksachen des Abgeordnetenhauses lagen in einem Haufen in einer Ecke.

„Mille fois pardon!“ sagte der eintretende Inhaber der Wohnung.

„Ich komme zu früh,“ entgegnete sein Besuch, „ich fand keine andere Zeit.“

Sie setzten sich zusammen in das Sofa und sprachen über gleichgültige Dinge. Der Geheimrath streifte mehreremal mit einem verwunderten Blick die auffallend gelbe Gesichtsfarbe seines Nachbars, und dieser rieb aus Besorgniß, daß nicht alle Schminke abgewischt sei, wiederholt seine Backe.

„Ihr Sohn wohnt auch hier?“ fragte jener, als er Abschied nehmen wollte.

„Nein, Behrenstraße 100. Ein junger Mann muß seine Freiheit haben,“ antwortete der alte Rüsterstein.

In Wahrheit wollte er selbst die Freiheit haben, in später Nachtstunde nach Hause zu kommen, ohne daß der Sohn es erfahre. Denn er suchte Ver-

gnügungen, welche den Vätern nicht wohl anstehen, wenn sie sich auch die weißen Haare ausziehen und die verblichenen Wangen färben lassen.

## Drittes Kapitel.

„Ach, sehr angenehm!“ rief Felix von Rüsterstein, indem er nach der Thür eilte, um Wilhelm Mellno zu empfangen. „Ich freue mich, Sie persönlich kennen zu lernen. Wir sind Fachgenossen, sogar Kriegskameraden.“

„Und von derselben Waffe.“

„Sie sind auch Kavallerist? Kürassier?“

„16. Ulan.“

„Ich 6. Husar.“ Sie betrachteten sich mit Wohlgefallen und schüttelten einander die Hände. „Nehmen Sie Platz und zünden Sie sich eine Cigarre an. — Ihr Regiment war bei dem Prinzen Friedrich Karl. Famos! Wenn ich jetzt an die Menge der Feinde, an die Noth in Schnee und Eis denke, so staune ich. Damals ließ es mich gleichgültig.“

„Da galt es dem Augenblick.“

„Ganz recht, jeder Augenblick war bedeutend, es war eine große Zeit.“

„Und Großes ist aus ihr entstanden.“

„Gewiß! Sie hat den Deutschen Ansehen verschafft. Ich war seitdem in England. Deutsche Kaufleute in London sagten mir, daß sie die Vortheile für

ihr Geschäft schon über das Weltmeer hinaus empfänden."

„Vor allem, wir sind eine einige Nation geworden."

„Einig? Sie hörten wohl niemals im Abgeordnetenhause zu?" Wilhelm schüttelte den Kopf. „Ein Wortkampf kann nicht bitterer sein."

„Das ist innerer Zwist. Nach außen sind wir einig."

„Nur unsere Kirche."

„Ich bin Protestant," unterbrach Wilhelm ihn.

Ueberrascht erwiderte Felix: „Ich glaubte, Ihre Familie sei katholisch."

„Meine Mutter und Schwester sind es, Vater und wir Brüder evangelisch. Lassen Sie sich diesen Irrthum nicht verdrießen, Herr von Rüsterstein. Vielleicht werden wir um so einiger, je offener wir sind."

Von Felix' Gesicht war die Verlegenheit geschwunden, und freundlich rief er: „Das wünsche ich." — Wilhelm fuhr fort: „Wir haben an unserem Theil die lange ersehnte politische Einigung Deutschlands mit geschaffen und müssen sie hüten, wo wir können. Kaiser und Reich sei unser Panier!"

„Wohl wäre es schön, wenn jeder seinen Weg im Frieden wandelte," nahm nach einer Weile ersterer das Wort; „denn unsere Zeit stellt große Aufgaben. Mir ist der hiesige Aufenthalt ungemein viel werth, wenn auch erst für eine, Gott gebe! ferne Zeit. Die Landwirthschaft macht große Fortschritte, und in Berlin kann man alles erfahren und lernen. Recht froh aber fühle ich mich nur in Wald und Feld."

„Da stimmen wir vollkommen überein,“ sprach Wilhelm lebhaft. „Mit Passion bin ich Landwirth, in der Stadt werde ich ungeduldig. Welcher Reiz, der freigebigen Natur immer mehr abzugewinnen!“

„Und dies ist nöthig! Wo soll es hinaus bei der Zunahme der Bevölkerung, wenn wir Frieden behalten? Mein Vater fürchtet, glaube ich, einen neuen Krieg und widersetzt sich wohl deshalb kostspieligen Veränderungen, die erst nach Jahren einträglich werden. Unsere Gutsverwaltung geht ihren gewohnten Gang ohne Neuerungen.“

Es wurde angeklopft, und unmittelbar darauf erschien ein vornehm gekleideter Herr, ebenfalls älter als Felix, mit glatt rasirtem Gesicht, gelblichem Haar und blöden Augen, denen es nicht recht gelang, freundlich zu blicken. Felix empfing ihn ohne Förmlichkeit wie einen nahen Bekannten und bat Wilhelm, der sich entfernen wollte, zu bleiben. Er machte die beiden mit einander bekannt: „Herr Mellno, auch Landwirth, Herr von Dienhaupt.“ Dieser ließ sich nach kurzer Verbeugung in einen Lehnstuhl bequem nieder, ohne Hut und Stock aus der Hand zu legen.

„Wir sprachen von der Zukunft der Landwirthschaft,“ nahm Felix das Wort.

„Wie weit sind Sie mit Ihren buchstäblich irdischen Plänen?“ fragte der Angekommene beinahe wegwerfend.

„Die Erfindungen schreiten schnell.“

„Und die Spekulation und die Unordnung —“

„Die Unordnung?“ fragte Wilhelm.

„Wer weiß, wo wir in zehn Jahren sind?“ erwiderte jener. „Die internationale Demokratie wuchert ebenso wie der Unglaube. Gegen dieses zwiefache Unkraut werden die Konservativen freilich anders wirthschaften müssen, wenn es nicht die besten Früchte tödten soll.“

„Immer Pessimist!“ unterbrach ihn Felix.

„Möchte ich Unrecht haben!“ sagte der andere und blickte sehr ernst. „Ich sehe die Grundfesten des Staats wanken.“

„Im gerecht und stark regierten Preußen?“ fragte Wilhelm erstaunt. „Bei der Liebe des Volks zum Herrscherhause, bei unserer Armee?“

„Straffe Disziplin!“ versetzte Herr von Dienhaupt mit einem spöttischen Ausdruck. „Will der Kriegsminister den katholischen Feldprobst absetzen, der nicht gutheißen kann, daß die Heretiker, die Altkatholiken, die Kölner Garnisonkirche benutzen.“

„Nun, bei Gott!“ rief Wilhelm mit der ihm eigenen Wärme. „Wenn der Graf Roon solche Eigenmächtigkeit und Widersetzlichkeit duldete, das wäre ja unverantwortlich.“

„So stehen die Ansichten sich gegenüber,“ warf jener klagend hin. Wilhelm stand auf. „Sie wollen gehen?“ sprach Felix. „Wir haben viel gleiche Interessen, und ich kann von Ihnen lernen.“

„Hoffentlich sehen wir uns öfter,“ war Wilhelms freundliche Antwort.

Als er hinausgegangen, stellte Dienhaupt sich mit einer aufreckenden Bewegung auf die Fußspitzen und

redete: „Da trat hervor aus den Lagern der Philister ein Riese, mit Namen Goliath.“

Etwas von Unwillen kam über die edelen Züge des Jüngeren, der hierauf versetzte: „Ich werfe keinen Stein auf ihn, er ist ein guter Mensch.“

„Kennen Sie ihn schon länger?“ fragte der andere ironisch.

„Nein, aber das sehe ich.“

„Schwärmer!“

„Und in Bezug auf unseren Feldprobst hat er Recht.“

„Gott bewahre.“

„Sie sind nicht Soldat gewesen.“

„Gerade weil Sie es gewesen sind und auch für die Armee schwärmen, müssen Sie mir zustimmen. Der Feldprobst verbietet dem Kölner Divisionspfarrer den katholischen Gottesdienst in der entweihten Kirche und verharrt dabei, als man in Berlin ungerechter Weise das Gegentheil befiehlt. Sie, denen die Autorität so werth und theuer ist, sprechen immer vom Diensteid. Das ist ja eben die unheilvolle Begriffsverwirrung. Wer einen Diensteid schwört, thut das mit dem Vorbehalt, welcher sich ganz von selbst versteht, ihn halten zu wollen, wenn nicht göttliche Befehle ein anderes fordern. Diese — und sie werden durch den Mund der Kirche verkündet — gehen vor. Solche Unklarheit entsteht aus dem Mischmasch Ihrer Lektüre. Ich lese nur Zeitungen meiner Partei. Kommen Sie! Die Freunde warten sonst.“

Felix folgte nicht gern, aber es war verabredet.

Wilhelm schritt verstimmt durch die Straßen. Es war ihm unlieb, den ohne Zweifel wohlgesinnten Rüsterstein in solcher Gesellschaft zu wissen. Er dachte über die wachsende Feindschaft der Ultramontanen nach, an seine liebliche, gute Schwester, an Fritz in Posen, der mit seiner katholischen Frau dem fanatischen Klerus noch näher war. Erwies der Erzbischof Ledochowski sich doch als einer der kühnsten, bittersten Feinde Preußens, seitdem es ihm nicht gelungen, Deutschlands Macht nach seinen Zwecken zu leiten.

Der unlustig durch die Menge Wandelnde hatte das Wagengewirr auf dem Potsdamer Platze beinahe hinter sich, als er einen rüstig schreitenden kleinen Mann in Gefahr sah. Derselbe schien die rasch auf ihn zufahrende Equipage nicht zu bemerken, den Warnruf des Kutschers nicht zu hören. Wilhelm sprang zu, ergriff den Fremden unter beiden Armen und sprang, ihn hebend, an dem Wagen vorbei; dann ließ er ihn nieder und wollte, den Hut lüftend, weiter gehen, als jener rief: „Wäre nicht nöthig gewesen, aber ich bedanke mich."

„Dann Pardon!" sagte Wilhelm.

„O bitte!" sprach der Herr, der ebensowenig taub wie blind war und neben ihm weiter ging. „Ich messe jeden Schritt ab. Erlauben Sie, mein Name ist Celerotius."

„Ich heiße Mellno."

„Von Ihrem Namen giebt es kaum mehrere als von dem meinigen. Wohl ein Sohn des Geheimraths?"

„Jawohl," antwortete der andere etwas verwundert. Er sah seinen Begleiter an, der ein munteres,

gleichmüthiges Gesicht besaß und unter dessen breitkrämpigem Hute, den er noch nicht abgenommen hatte, graue Haare hervorragten. Nun hatte ersterer eigentlich keine Veranlassung mehr, bei dem Fremden zu bleiben, zumal dieser längere Zeit, verstohlene Blicke auf ihn werfend, schwieg. Doch setzten sie den Weg zusammen fort. Jetzt ritten drei Offiziere an ihnen vorbei. Sie betrachteten die Pferde, und Herr Celerotius bemerkte, ohne sich aufzuhalten: „Schöne Thiere! Der Fuchs ist wohl ein preußisches Pferd."

„Dafür halte ich ihn ebenfalls," rief Wilhelm und blickte wieder erstaunt auf den kleinen Nebenmann, der, immer gleichmäßig fortschreitend, sagte: „Unsere Kavallerie hat im letzten Kriege Außerordentliches geleistet; die anderen Waffen freilich auch. Ich wollte nur hervorheben, daß die Formation der Kavallerie-Divisionen so recht am Platze war."

„Sie haben wohl bei der Kavallerie gedient und sind noch ein eifriger Reiter?" fragte Wilhelm, obgleich das Aeußere des Mannes zu solcher Vermuthung nicht berechtigte.

„O nein," versetzte dieser, ohne eine Miene zu verziehen. „Ich habe niemals ein Pferd be-, noch auf einem gesessen. Immer zu Fuß. Und bald sind es vier Jahrzehnte, seit ich bei den Neufchatelern diente. Unser Haus und Garten war in Kölln am Wasser. Wenn ich nach der Garde-Schützen-Kaserne ging, lag am Horizonte hinter dem Köpenicker Felde die Stadtmauer vor meinen Augen. Wie lange ist das alles voll Miethkasernen!"

Wilhelm hatte sich von seinem Wege ganz ableiten lassen, sie waren schon nahe am Anhalter Bahnhof. Jener sprach weiter: „Noch haben weder Sie noch ich unterwegs einen Bekannten gesehen. Früher ging man gemüthlicher, wenn auch nicht so bequem. Hier grüßte einer, dort einer, und hatte man Zeit, blieb man stehen, um ein Wort zu sprechen. Von all' den Menschen, die sich jetzt Berliner nennen, sind die wenigsten Berliner." Dies klang etwas verdrießlich. Dann aber setzte er mit einem verbindlichen Lächeln hinzu: „Um so werther ist mir die Bekanntschaft, welche Ihr kavalleristisches Zugreifen mir verschaffte."

„Woher wissen Sie, daß ich bei der Kavallerie gedient habe, Herr Celerotius?" fragte Wilhelm auf das höchste überrascht.

„Sie waren ja Verwalter in Dawitz, Herr Mellno. Ich fahre jetzt dahin, um Ihren Nachfolger zu fragen, ob er mir für einen Freund eine Administratorstelle nachweisen kann."

„Eine solche suche ich auch!" rief Wilhelm.

„Da kann ich Ihnen vielleicht helfen," erwiderte Celerotius gelassen, indem er nach der Uhr sah. „In fünf Minuten geht der Zug. Ich komme in dieser Nacht wieder. Ihr Besuch wird mir an jedem Tage bis zwölf Uhr mittags angenehm sein. Ich wohne In den Zelten 25." Er verabschiedete sich mit einer Handbewegung und trat in das Bahnhofsgebäude.

Wilhelm theilte diese sonderbare Begegnung seinem Vater mit, der keinen Celerotius kannte. Im Adreßbuch fanden sie ihn als Partikulier bezeichnet. Er mochte

ein Agent sein; doch schien er hierfür zu vornehm. Einerlei. — Schon andern Morgens begab Wilhelm sich nach der ihm bezeichneten Wohnung.

Eine alte, äußerst sauber gekleidete Frau öffnete. Mit den Worten: „Ich wünsche Herrn Celerotius zu sprechen,“ wollte er ihr seine Karte einhändigen.

„Ist nicht nöthig,“ sagte sie. „Treten Sie hier herein.“ Sie öffnete eine Thür gegenüber. „Der Herr hat Besuch, wird aber wohl bald kommen.“ Sie folgte ihm in das Zimmer, in welchem links eine dicke Portiere anscheinend eine Thür verdeckte, wogegen rechts eine gleiche Portiere zurückgezogen war und dahinter die Thür nach dem andern Zimmer offen stand. „Setzen Sie sich,“ fuhr sie fort.

„Herr Celerotius hat wohl viel zu thun?“ fragte er, ohne Platz zu nehmen.

„Das weiß Gott! Ich habe es bequemer, nur für sein Haus habe ich zu sorgen, und dafür bekomme ich meinen guten Lohn. Aber er? Für wie viele sorgt er! Und alles aus seinem guten Herzen.“

„Welches Amt hat Ihr Herr?“

„Er hat kein Amt, nie eins gehabt. Auch in keinem Verein ist er. Bei ihm gilt es: Die eine Hand soll nicht wissen, was die andere thut. Seine Zeit benutzt er so seit vielen Jahren. Er und ich sind zusammen alt geworden. Ich war schon in Kölln am Wasser in seiner Eltern Hause.“

Sie hätte wohl noch mehr erzählt, aber draußen klingelte es. Sie schloß die Thür zum Nebenzimmer,

zog die Portiere vor und ging hinaus. Wilhelm hörte, daß sie jemand über den Flur hinein führte.

In dem Raume, worin er sich befand, sah er sich jetzt um. An den Wänden hingen die Porträts der preußischen Herrscher vom Großen Kurfürsten bis zum Kaiser Wilhelm. Auf einem runden Tische in der Mitte stand ein großer Erdglobus, unter diesem lagen einige Atlanten, auf einem anderen Tische Zeitungen und Broschüren.

Nicht lange blieb er allein. Dann öffnete sich die Thür und Portiere links, Celerotius erschien und fing, als er Wilhelm sah, an: „Die Administratorstelle, welche frei wird, ist die meines Freundes, von dem ich gestern mit Ihnen sprach. Er hat sich mit der Gutsherrschaft überworfen.“ Während dieser Worte blickte er aufwärts prüfend in das Gesicht des jüngeren Mannes, welcher etwas verletzt, weil er auf seine Verneigung nicht einmal ein „Guten Morgen!“ erhalten hatte, kurz fragte: „Wie heißt das Gut?“

Vergnügt antwortete der andere: „Malikowo in der Provinz Posen. Noch besitzt es eine Frau von Stolawska.“

Ueberrascht entgegnete ersterer: „Eine Dame dieses Namens wohnt in Posen mit meinem Bruder in demselben Hause.“

„Das wird sie sein; sie hat dort Winterquartier. Der Sachwalter und mein Freund, welcher die Stelle vor einem Jahre gern annahm, trennen sich freiwillig. Es ist kein großer Umweg nach Malikowo über Posen.“

Während er dieses sagte, schritt der kleine Mann auf die Thür zu, welche seine alte Dienerin vorhin geschlossen hatte, und Wilhelm begriff, daß er augenblicklich nicht mehr erfahren werde. Schon hatte er sich vorgenommen, daß er sogleich nach Posen fahren wolle. „Meinen verbindlichen Dank!“ sprach er. Bei diesen Worten verschwand Celerotius hinter der Portiere.

## Viertes Kapitel.

Fritz Mellno und seine Elisabeth fanden, als sie wieder nach Posen kamen, ihre Wohnung, die kleinere Hälfte einer zweiten Etage, nicht so still, wie sie dieselbe verlassen hatten. Unter ihnen war ein polnischer Haushalt eingezogen: Frau von Stolawska mit einem Sohn und Dienerschaft. Weil die polnische Gesellschaft sich von der deutschen absonderte, so erfuhren Mellnos von diesen Hausgenossen anfangs nur, was bei dem Leben unter einem Dache nicht verborgen bleibt. Der Streit der Domestiken fing bald an und hörte nicht auf, Treppe und Flur des ersten Stocks ließen an Reinlichkeit vieles zu wünschen, bei großen Festlichkeiten, die einigemal stattfanden, schallte das Gelage der Herrschaften, der Lärm der Diener und Mägde durch das ganze Haus.

Frau Elisabeth hielt ihre kleine Wirthschaft in der peinlichsten Ordnung, und dennoch füllte dieselbe ihre Zeit nicht aus. Als junges Mädchen hatte sie ganz anders zugreifen müssen, und nun war die Arbeit im

Umsehen gethan. Dazu war sie an eine Beschäftigung mit Büchern nicht gewöhnt und, um ihren thätigen Sinn nach außen nützlich anzuwenden, in der von Deutschen, Polen und Juden bewohnten Stadt zu wenig bekannt. Fritz mußte, als sie hierher versetzt waren, viel abwesend sein. So war sie, nachdem die Besuche gemacht und erwidert worden, in dem fremden Orte, der ihr gar nicht gefiel, meistens allein.

Nur eines war schöner in Posen, als sie es bis dahin irgendwo gesehen: der prunkvolle Gottesdienst in den zahlreichen, mit kostbaren Kunstschätzen geschmückten Kirchen. Zumal wenn der Erzbischof das Hochamt im Dome celebrirte, zeigte sich das Mächtige, Herrliche ihres Glaubens, welches der Pfarrer in Berlin jetzt so eindringlich hervorgehoben hatte, in entzückendem Glanze. Um seinem Genusse sich hinzugeben, scheute sie den weiten, häßlichen Weg durch die polnischen Gassen so wenig, wie die Einrede ihres Mannes, welcher den Pomp einen Sinnentrug, den Erzbischof mit seiner Geistlichkeit Feinde des Staats nannte.

Daß er hierin Unrecht habe, wenigstens zu allgemein urtheile, davon war sie überzeugt. Den alten Priester Bienko, bei dem sie beichtete und der sie zuweilen besuchte, der ein so liebevolles Gesicht hatte und auch den Protestanten sich freundlich erwies, vertheidigte sie gegen Fritz mit größerer Wärme, als nöthig gewesen wäre; denn gegen diesen Geistlichen hatte er eigentlich nichts einzuwenden.

So lange die Saison dauerte, übte der aus Offizier- und Beamten-Familien bestehende Kreis, auf den

Mellnos angewiesen waren, ein Gegengewicht gegen ultramontane Einflüsterungen aus. Eine Gesellschaft folgte der anderen, Elisabeth war beliebt, als schöne Frau gefeiert, sie tanzte gern; und wenn sie sich auch keiner Dame so nahe anschloß, wie Fritz wünschte, so bemerkte er doch zu seiner Freude, daß sie an dem natürlich frohen Treiben mit Vergnügen theilnahm.

Nun hatte die Saison ihr Ende erreicht, ein stilles Leben trat ein, und gerade in dieser Jahreszeit hielt der Dienst Fritz wieder mehr von Hause fern. „Hätte ich nur einen Garten, in welchem ich wie früher Hand anlegen könnte,“ so klagte sie, als die ersten Frühlingstage erschienen. Aus ihren Fenstern sah sie auf eine unbelebte Straße oder auf den engen Hof. Ihr Mann führte sie so oft wie möglich ins Freie; aber war das ein Genuß, durch die Stadt aus den Festungsthoren in ein Land zu wandeln, welches hinter ihrem Thüringen so weit zurückstand?

Der würdige Bienko hatte Posen verlassen müssen. Man sagte, daß er sich zu selbständig gezeigt habe und auf eine armselige Dorfpfarre verwiesen sei. Das letzte bestätigte sich; die Ursache blieb allen Laien verborgen.

Nun gab eine häusliche Angelegenheit Frau von Stolawska den Vorwand, Elisabeth zu besuchen. Die Dame, eine schöne Polin mit dunkelem Haar und feurigen Augen, sprach recht gut deutsch und drückte den Zweck ihres Kommens gefällig aus. Sie blieb länger als nöthig, erzählte, wie jung sie geheirathet, daß sie den Gemahl nur eine kurze Zeit besessen habe, daß ihr einziges Kind nach dem Tode seines herrlichen Vaters ge-

boren sei, und zeigte sich überhaupt so freundlich wie mittheilend. Als sie Abschied nahm, äußerte sie den Wunsch, mit ihrer Hausgenossin in nähere Verbindung zu treten.

Elisabeth freute sich auf die Zerstreuung, welche der Umgang mit dieser angenehmen Dame versprach; Fritz aber hörte ihre Mittheilung unlustig an. „Du würdest nicht finden, was Du erwartest," wandte er ein. „Die Polen wollen für sich bleiben. Ein Zweckmäßigkeitsbesuch ändert daran so wenig, wie auf die schönen Worte zu geben ist. Weshalb den Besuch erwidern? Die Angelegenheit ist ja erledigt."

Hierauf sprach sie: „Laß uns die gebotene Hand nicht abweisen. Die Hausfrau weiß besser, wie oft kleine Störungen eintreten, welche in freundlicher Besprechung am leichtesten ausgeglichen werden. Du klagst ja so oft über den Unfrieden im Staat; da sollte doch jeder Einzelne auch die kleinste Gelegenheit zur Versöhnung benutzen."

Dem mochte Fritz nicht widersprechen. Sie kamen überein, daß Elisabeth nach einiger Zeit den Besuch der Frau von Stolawska erwidere.

Inzwischen gab Wilhelms Ankunft diesem Verhältniß eine ganz unerwartete Wendung.

Nachdem er den sonderbaren Herrn Celerotius, oder richtiger dieser ihn verlassen hatte, suchte und fand er in seinen Registern und Karten, daß Malikowo, die Besitzung der Stolawskis, und Wohlsitz, das Gut des Herrn von Rüsterstein, nahe bei einander lagen; die posen-schlesische Grenze berührte beide. Dieses Zu-

sammentreffen sah er wie eine gute Vorbedeutung an und dachte schon, wie er und Felix im landwirthschaftlichen Betriebe wetteifern würden. Zunächst freute er sich über die Aussicht, daß er endlich dem Suchen und peinlichen Warten enthoben, die ersehnte Thätigkeit ihm beschieden werde. Um Nachrichten einzuziehen, wo er sie am ersten bekommen konnte, eilte er zu Felix, dann zu dessen Vater und traf keinen von ihnen. Zeit wollte er nicht verlieren, andern Morgens reiste er nach Posen ab.

Ueberaus herzlich war die Begrüßung der Geschwister. Als das Nächste gesprochen, brachte Wilhelm den Zweck seiner Reise vor. Elisabeth sah in der neuen Verbindung mit ihrer Hausgenossin eine Annehmlichkeit. Fritz sagte bedenklich: „In eine Polenwirthschaft willst Du dich begeben? Mich deucht, da müßte alles auf das vorsichtigste erwogen werden."

„Freilich!" versetzte der Bruder. „Aber ich kenne eine solche Wirthschaft noch nicht. Auch das reizt mich, ich will sie mir wenigstens ansehen."

Er ließ in der ersten Etage seine Visitenkarte abgeben und fragen, ob Frau von Stolawska seinen Besuch annehmen wolle. Die Antwort lautete: die gnädige Frau wäre zu Hause.

Er ging hinunter. Man führte ihn in ein unordentlich prunkvolles Gemach. Kostbare seidene Möbel standen wunderlich unsauber umher, der Teppich war zerrissen und heute noch nicht gefegt, der Rahmen eines großen Bildes zersprungen und abgebröckelt, Kissen, Tücher, sagar Pantoffeln lagen durcheinander. Wilhelm hatte Zeit, dies alles wahrzunehmen, denn er blieb

lange allein. Endlich erschien Frau von Stolawska, sie befestigte noch das letzte an ihrer Toilette und sah reizend aus. Als sie ihn betrachtete, nahmen ihre Züge den freundlichsten Ausdruck an. Sie sagte, daß sie den Schwager der Frau Hauptmannin Mellno gern empfange, und lud ihn ein, Platz zu nehmen. Sie warf, was auf der Chaiselongue lag, herunter und ließ sich auf diese mehr liegend als sitzend nieder. Auf seine Fragen konnte sie genaue Auskunft nicht geben. Schade, ihr Sachwalter war gestern hier gewesen, jetzt wohl schon wieder in Malikowo. Er wohne da im Schlosse. Sie wolle telegraphiren, daß er Herrn Mellno erwarte. Sie kürzte das Gespräch nicht ab, der Besuch schien ihr angenehm zu sein. Ob sie oder er sprach, sie blickte ihn neugierig an, und als er sich empfehlen wollte, verabschiedete sie ihn mit den schmeichelnden Worten: „Ich hoffe, wir sehen uns wieder. Grüßen Sie Ihre Schwägerin, die charmante Frau.“ —

„Der Anfang ist nicht gut,“ sagte Wilhelm, als er in Fritz' Zimmer getreten war. „Auch die vornehmste Gutsfrau weiß von einer wohl geregelten Wirthschaft mehr, als diese unordentliche Dame. Aber sehen will ich, so bald wie möglich. Morgen früh fahre ich nach Malikowo. — Nun, Fritz, es ist noch hell. Ich möchte Posen kennen lernen.“

„Laß uns gehen,“ antwortete der Bruder. „Bis Elisabeth den Tisch gedeckt hat, kann ich Dir das Eigenthümlichste zeigen.“

Sie eilten durch die modernen Häuserreihen in die alte Polenstadt und gelangten an dem Rathhause vorbei

in die engen, belebten Gassen, deren jüdische Bewohner vor den Hausthüren und auf der Straße geschäftig verkehrten. „Sie sind immer draußen," erklärte Fritz, „da sehen und hören sie am meisten und können gleich zugreifen."

„Ihre Kleider betrachtet man besser nicht," meinte Wilhelm; „aber die Gesichter sind interessant und bei den Frauen zum Theil schön."

„Eine vollkommene Schönheit soll hier wohnen, Judith Marjun, die Schwester eines russischen Juden. Niemand zweifelt an ihrer unvergleichlichen Anmuth, obgleich wenige das ängstlich gehütete Wundermädchen gesehen haben."

Jetzt waren sie an der Warthebrücke und gingen schneller, um das Innere des Domes noch bei hinreichendem Tageslichte zu betrachten. Als sie sich dem freien Platze vor diesem Gotteshause näherten, hörten sie jämmerlich schreien, und bald erblickten sie eine geschmackvoll einfach gekleidete Dame, welche auf der Straße kniete und, die Hände ringend, die vom Weinen gerötheten Augen flehend nach der Kirche richtend, jene kläglichen Laute ausstieß. Die Menschen gingen gleichgültig vorüber, sie schienen an ein so schmerzliches Schauspiel gewöhnt zu sein. Auch ein Geistlicher, den sie unterwürfig grüßten, schritt ungerührt vorbei.

Fritz' Züge zitterten vor Aufregung, und bitter sprach er: „Die Unglückliche wird von der alleinseligmachenden Kirche verstoßen sein, wahrscheinlich einer Tugend und nicht einer Sünde wegen."

„Das ist ja gräßlich!" rief Wilhelm. Er war von

Abscheu gegen die geistliche Tyrannei so erfüllt, daß er nicht mehr in den Dom gehen mochte. Sie kehrten um.

„Nach dem, was hier öffentlich vorgeht," fing Fritz wieder an, „kannst Du ermessen, wie der herrschsüchtige Klerus im Dunkeln um sich greift."

„Maulwürfe!" murmelte jener.

„Nicht allein das schlecht unterrichtete niedere Volk wiegelt er auf, sondern auch die sogenannten gebildeten Klassen knechtet er, wie Du sahst. Die Unterwürfigen werden besser behandelt. Wenn sie dem Aberglauben folgen, so mögen sie in Frieden sündigen. Wie sie jetzt von Ledochowski, dem neuen Tetzel, die Erlaubniß, in den Fasten zu schwelgen, für Peterspfennige kaufen, so haben auch größere Sünden ihren Preis."

„Was mag das arme Weib verbrochen haben?"

„Vielleicht widersetzte sie sich einem grausamen Gebote des Beichtvaters, gegen welches ihre heiligsten Gefühle sich sträuben. Wie viel Familienglück ist schon auf solche Weise vernichtet!"

„Ja, es ist traurig!" nahm Wilhelm, da der Bruder schwieg, befangen das Wort. „Der grausam geschürte Fanatismus bricht an allen Ecken und Enden in großen und kleinen Flammen hervor. Ich wollte, Cecilia wäre erst von Haus und Vater bekäme seinen Willen. Die Försterei Hohenwalde wäre gewiß das beste. Aber Mutter giebt es nicht zu."

„Sprich Du auch dafür," sagte Fritz hierauf, „daß die Schwester zu mir kommt. Elisabeth ist eine tüchtige Hausfrau, und Cecilia wäre ihr eine Zerstreuung."

## Fünftes Kapitel.

Wilhelm hatte aus dem Eisenbahncoupé die Felder betrachtet und sich über den Unterschied gewundert, der in ihrer Bestellung hervortrat. Er sah Strecken von guter Kultur und dann wieder Aecker von derselben Bodenbeschaffenheit, auf denen mehr Unkraut als Saat wuchs. Da er mit seinen Reisegenossen, wie er es gern that, ein Gespräch angeknüpft hatte, so lenkte er die Aufmerksamkeit des gegenüber Sitzenden auf diesen Umstand. Der Herr war des Landes kundig und erklärte, daß die guten Aecker in deutschen, die schlechten in polnischen Händen seien. Dann fuhr er fort: „Denselben Unterschied würden Sie bei Menschen und Sachen in Dörfern und Häusern wahrnehmen und bei einer Unterhaltung mit den Leuten bald begreifen, weshalb es nicht anders sein kann. Der polnische Adel verliert sich in politische Phantastereien, der polnische Bauer ist unwissend, und da ihre Priester sie nicht allein in diesem Zustande erhalten, sondern auch vor den Deutschen warnen, so hat das gute Beispiel der letzteren wenig Einfluß.“

Hierauf entgegnete Wilhelm: „Das stimmt nicht mit dem überein, was mir über die polnischen Rekruten gesagt worden ist. Trotzdem sie anfangs unsere Sprache nicht verstehen, soll ihre Erziehung weniger Schwierigkeiten machen, als die arge Unbildung, in welcher sie ankommen, erwarten läßt.“

„Beide Herren haben Recht,“ sprach jetzt ein drit-

ter der Gesellschaft. „Die Polen sind gelehrig, sogar lernbegierig, weil sie einen starken Nachahmungstrieb besitzen. Dieser ist es eigentlich, welcher sie, vornehm und gering, heruntergebracht hat, da schlechte Beispiele oft verlockender sind als gute. Wenn aber der Pole, wie im Militär, gezwungen wird, das Gute nachzuahmen, so macht er hierin ebenfalls schnelle Fortschritte."

„So ist es," bestätigte der erste. „Man könnte den Polen auch für ihre irdischen Interessen keinen größeren Dienst leisten, als wenn man die Herrschaft der katholischen Geistlichkeit bräche."

„Bis jetzt breitet sie sich weiter aus," versetzte der andere, „zum Beispiel in Kaschin, dem nächsten Städtchen. Seit ich es kenne, hat seine evangelische Einwohnerzahl ab-, die katholische oder sogenannte polnische zugenommen. Die römische Kirche hat Geld und macht damit Proselyten. Manch' evangelischer Armer wird katholisch, um besser zu leben; und dann polonisirt er auch seinen Namen."

„Da können wir ja das Land verlieren!" rief Wilhelm. „Wir sollten es wie einen verunkrauteten Acker mit dem tiefsten Pfluge behandeln."

Der vierte Mitreisende, ein Mann von etwa dreißig Jahren, hatte an diesem Gespräche nicht theilgenommen, nur mit dem Schaffner einige deutsche Worte gewechselt und meistens die Augen geschlossen. An der Station Kaschin verließ er das Coupé. Auch Wilhelm mußte hier aussteigen. Jener fuhr in einer alten Chaise, die mit zwei tüchtigen, aber schlecht beschirrten Pferden be=

spannt war, davon. Für Wilhelm war der Wagen, welchen er erwartet hatte, nicht da. Als er endlich einen gedungen, fuhr er in derselben Richtung weiter.

Von dem Kutscher, einem Deutschen, hörte er, daß der Gutsadministrator von Malikowo nicht in dem Schlosse, sondern abgesondert wohne. Diesen und nicht den Sachwalter der Frau von Stolawska wollte er zuerst aufsuchen. Bekam er doch von ihm wahrscheinlich die zuverlässigere Auskunft, um so mehr als er sich mit der Bekanntschaft des Herrn Celerotius einführen konnte.

Er kam auf einem schlechten Wege, den die Frühlingssonne noch nicht zu trocknen vermochte, durch ebenes Land. Die Kornfelder rechts und links, zwar nicht reich, zeugten von sorgfältiger Beackerung. Der Oekonomiehof, welchen sie jetzt erreichten, war sehr ordentlich, die Gebäude dagegen nur nothdürftig erhalten.

Vor dem ansehnlichsten stand ein Herr, welcher aus der Art, wie er Befehle ertheilte, als der Administrator zu erkennen war. Er empfing den Ankommenden höflich und, als dieser von Celerotius gesprochen, auf das freundlichste. „Wohnen Sie bei mir," bat er, Wilhelm in das Haus führend, worin Alles den saubersten Eindruck machte, „Sie werden es hier mindestens so gut haben, wie im Schlosse."

Weiter sagte er: „Besehen, untersuchen Sie alles. Ich werde Sie begleiten und, ohne eine Meinung zu äußern, jede erwünschte Aufklärung geben. Nur bitte ich Sie, Ihre Wahrnehmungen nicht früher auszusprechen, als bis Sie ein bestimmtes Urtheil fällen wollen. Daraus werde ich schließen können, ob ich Recht habe.

Denn obgleich die Sache mich nichts mehr angeht, möchte ich doch mein landwirthschaftliches Gewissen beruhigen oder klären."

Nicht lange nachdem Wilhelm die angenehme Wohnung bezogen hatte, welche eine Aussicht auf die alten Bäume des Parks gewährte, die des Administrators Garten überragten, wurde der Sachwalter der Frau von Stolawska angemeldet.

Es war der Schweigsame aus dem Eisenbahncoupé. Mit Entschuldigungen trat er ein. Seine Herrin habe in dem Telegramme, welches er zu Hause vorgefunden, die größte Aufmerksamkeit gegen den zu erwartenden Gast befohlen. Er sei leider einen Tag länger in Posen aufgehalten worden und sehe nun zu seinem Bedauern den Herrn bereits in diesem Hause einlogirt.

Wilhelm mißfiel das unterthänige Wesen des Mannes, und da er sich vorgenommen hatte, gegen den Sachwalter ebenso wie gegen den Administrator zu handeln, so lehnte er das Gespräch, welches ersterer jetzt auf den Zweck der Zusammenkunft lenken wollte, in seiner entschiedenen Weise ab: „Ich bitte, mir vorläufig kein Wort hiervon zu sagen. Ich will ganz unbekannt mit Ihren und des Administrators Ansichten durch den Augenschein mich unterrichten. Dann werde ich Ihren freundlichen Besuch erwidern."

Der andere schwieg nach dieser überraschenden Einrede, konnte aber seinen Verdruß nicht ganz verbergen und nahm bald Abschied.

Mehrere Tage lang durchstreifte Wilhelm allein oder in Begleitung seines freundlichen Wirthes die Be=

sitzung. Sie bestand aus dem Schlosse mit den Schloßgärten und den Forsten, welche nicht zu der Verwaltung des Administrators gehörten. Ferner aus den Aeckern, Wiesen und großen Flächen Oedlandes, die unter sich zusammenhingen, und aus einem abgesonderten kleineren Gute, welches durch Erbschaft hinzugekommen war. Daß der Administrator sein Fach gründlich verstand und so gut wie möglich verwaltete, sah der Kundige bald. Aber die Betriebsmittel schienen gefehlt zu haben, und deutlich erkannte Wilhelm, daß der Ackergrund zu naß, bei anderer Behandlung eines viel höheren Ertrages fähig sei.

Die Uebereinstimmung der Interessen und Charaktere hatte die beiden Männer einander schnell genähert. „Die Bekanntschaft mit Celerotius," sagte der Administrator, „verdanke ich wie Sie dem Zufall. Seitdem er mich kennt, hält er an mir fest, und so wird es auch bei Ihnen geschehen. Da nichts anderes als die uneigennützigste Menschenliebe die Triebfeder seines Handelns ist, so möchte er jedem helfen. Wie eine Belohnung sieht er es an, wenn man seinen Beistand verdient. Auch ich fragte, als ich ihn in ähnlicher Weise wie Sie kennen gelernt hatte: Was ist er eigentlich? Später erfuhr ich, daß die Neigung zu persönlicher Hülfleistung sich schon in den Knabenjahren bei ihm gezeigt hat und daß er, im Besitz eines reichen Erbes, ihr unausgesetzt gefolgt ist. Dabei ist er vorsichtig und hält seine Zeit, wie sein Geld zu Rathe. Es ist merkwürdig, was alles er weiß und ausrichtet. Ich glaube, keine Minute verläuft ihm unbenutzt. Wenn er ruht, so lernt er. Er ist sehr belesen. Alles Oeffentliche inter=

essirt ihn, und er begnügt sich nicht, im allgemeinen davon Kenntniß zu nehmen, sondern trachtet, jedem Dinge auf den Grund zu kommen."

„Seine guten Werke," fuhr er fort, „vervielfältigen sich, indem sie vom einen zum andern übergehen; wie ein Samenkorn mit der Zeit reiche Ernten schafft. Wenigstens war das bei mir die Wirkung. Früher ging ich an dem hülflosen Menschen mit einer Gabe vorbei und dachte nicht weiter an ihn; jetzt würde ich mich schämen, wenn ich nicht mehr thäte. Ich war noch nicht lange hier, als ich, in der Abenddämmerung von Kaschin kommend, am Wege ein erschöpftes Weib sah. Ich fragte, ob ich sie nach Malikowo mitnehmen solle. Sie dankte und bejahte französisch. Ich und mein Kutscher hoben sie auf den Wagen, sie übernachtete hier und ist meine Haushälterin geworden, der ich die Ordnung und das Wohlsein in diesen verfallenden Wänden großentheils verdanke."

„Die Frau, die mich schon mehreremal ängstlich bittend angesehen hat?"

„Dieselbe. Sie nennt sich Brigitte. Ich würde sie gern mitnehmen; sie aber wünscht hier zu bleiben und hofft, daß mein Nachfolger sie mit dem anderen Inventar übernimmt."

„Wissen Sie nichts von ihrer Herkunft?"

„Nur, daß sie während der Belagerung aus Paris entflohen ist. Nachdem ich ihre Geschicklichkeit kennen gelernt, begriff ich wohl, daß sie sich bei unseren Truppen nützlich gemacht und so die Gelegenheit verschafft hat, nach Deutschland zu kommen. Ich schrieb an einen

mir bekannten Offizier des Regiments. Als dasselbe in die Heimath befördert wurde, ist sie bis an das Ende der Eisenbahnfahrt mitgereist, dann hat man sie dort nicht mehr gesehen. Ich vermuthe, daß sie Empfehlungen hatte, die ihr unsicherer schienen, als die gute Aufnahme welche sie hier fand."

Wilhelm redete die Frau bei der nächsten Gelegenheit französisch an. Ihr schwermüthiges Gesicht bekam einen froheren Ausdruck, und er sah jetzt, daß sie vor Zeiten recht hübsch gewesen sein mochte, wenigstens ihre Gestalt und die Augen, die so braun waren, wie die Haare, welche unter der weißen Mütze hervorsahen, es gewesen; denn manche waren ergraut. Die Frau, noch in den mittleren Jahren, schien viel gelitten zu haben.

„Ich war auch in Frankreich," sagte er.

„Bei Paris?"

„Dort nicht, weiter, an der Loire. Ein schönes Land." Hierauf erwiderte sie nichts. „Sie wollen gern hier bleiben?" Erst zögernd, dann rascher antwortete sie, ihn forschend, flehend anblickend: „Ich fürchte mich vor fremden Orten. — Es war so schwer, hierher zu kommen! — Und nun habe ich gefunden, was ich hoffte. Freilich, der gute Herr verläßt uns; aber Gott schickt wohl einen anderen." —

Wilhelm war jetzt zu einem Entschlusse gekommen.

„Ich werde Ihre Stelle nur übernehmen," so fing er eines Abends an, „wenn die Herrschaft ein Kapital sicher stellt, zu allererst für Entwässerungsanlagen, dann für die nothwendigsten Neubauten."

Der Administrator stand vergnügt auf, ging an

seinen Schreibtisch und kam mit einem Papier wieder. „Lesen Sie meinen Kontrakt.“

Dieser enthielt dieselbe Forderung. „Das ist mir versprochen worden, und ich war so thöricht, an die Erfüllung zu glauben. Aber man hat mich von Monat zu Monat vertröstet, bis ich auf meinem Rechte bestand. Weil mir dieses nicht zu theil wurde, löste sich mein Verhältniß.“

„Ich habe es vermuthet,“ entgegnete Wilhelm. „Auf Ihre Stelle verzichte ich nun ganz und gar. Wohl aber bin ich geneigt, das abgesonderte Gut zu pachten.“

„Auch darin treffen unsere Ansichten zusammen,“ sprach befriedigt der Administrator. „Das hätte ich auch gethan, wenn ich das Kapital besäße. Celerotius bot es mir an; aber solche Schuldenlast übernehme ich nicht. Uebrigens sind die Umstände günstig, weil Frau von Stolawska immer nach baarem Gelde verlangt.“

„Wie ist die Dame bei näherer Bekanntschaft?“

„Ich kenne sie nur von Ansehen.“

„Nur von Ansehen? Gehörten Sie nicht zu ihrer Gesellschaft?“

„Wo denken Sie hin? die Herrschaft verkehrt nur mit ihresgleichen.“

„Gegen mich war sie die Liebenswürdigkeit selbst.“

Der andere musterte mit einem Lächeln die schöne Gestalt seines Gastfreundes.

## Sechstes Kapitel.

Elisabeth Mellno ließ sich zum Gegenbesuch bei Frau von Stolawska anmelden. Diese war nicht allein. Jagello, ein junger Priester, Pole aus vornehmer Familie, war bei ihr. Der anmeldende Diener erhielt ein zustimmendes Zeichen. Als er gegangen, warfen die Beiden sich Blicke des Einverständnisses zu.

Frau von Stolawska hieß ihre Hausgenossin willkommen und machte sie mit dem geistlichen Herrn bekannt, der so Ehrfurcht gebietend dastand, daß die junge Frau fast mehr vor ihm, als er vor ihr sich verneigte. Die Damen tauschten einige Worte; dann zog die Polin Jagello in das Gespräch, indem sie erklärte, daß er der Nachfolger des alten Bienko sei.

„Möchte ich dasselbe Vertrauen gewinnen!“ fing er an. Seine Stimme klang weich und bittend, seine großen Augen ruhten auf Elisabeth. Sie mußte die ihrigen niederschlagen. „Bienko hat die Liebe seiner Beichtkinder gehabt,“ setzte er hinzu.

„Ich habe ihn lieb,“ sagte sie.

„Das ist der schönste Dank, welchen der Priester auf Erden finden kann,“ fuhr er in gebietenderem Tone fort; „denn es giebt keine Liebe ohne Vertrauen, und dieses führt den Dienern Gottes die irrenden, schwankenden Seelen zu, deren viele sind in der jetzigen traurigen Zeit.“

Die letzten Worte, bei denen Frau von Stolawska klagend den Kopf sinken ließ, waren der Jüngeren

unangenehm. Sprach doch Fritz oft seine Freude aus, in dieser Zeit zu leben, welche das deutsche Volk befähigte, mit vereinten Kräften hohe Ziele zu erreichen. „Traurige Zeit?" fragte sie.

„Denken Sie zurück," entgegnete er sanft ermahnend. „Wie friedlich lebten wir noch vor kaum zwei Jahren. Einer trug den anderen in dem edelen Geiste des hochseligen Königs Friedrich Wilhelm IV. Da brach der Siegesrausch stärker hervor und überwucherte die Saat Gottes. Nun begnügt Preußen sich nicht mit dem, was es an weltlicher Macht gewonnen. Auch die geistliche Macht will es an sich reißen, und solches läßt Gott in seiner Kirche nimmer zu. Sie soll sich kräftiger wie vordem vertheidigen gegen ihre Feinde, sie soll sich nicht mehr bescheiden, über die Protestanten nur zu trauern."

Betroffen sah Elisabeth ihn an. Seine Züge waren nicht hart wie seine Worte. Sie glaubte ein edeles, von innerer Bewegung glühendes Gesicht zu sehen, und versetzte erröthend: „Mein Mann ist Protestant."

Er richtete seine Augen mitleidig auf sie und sprach gerührt: „In der gemischten Ehe muß der rechtgläubige Theil den andern von der Irrlehre erlösen."

Sie war empört, konnte sich kaum entschließen auszusprechen, was sie erwidern mußte, und stieß hastig, verlegen die Worte heraus: „Mein Mann würde Ihre Behauptungen widerlegen. Der Staat will jeder Confession das ihrige geben."

Frau von Stolawska schüttelte den Kopf und seufzte

Jagello erhob sich, wie von Betrübniß aufgescheucht, und faltete die Hände. Elisabeth sah scheu zu Boden. Es war ihr, als fühle sie die Blitze seiner Augen. Leise wie fernen Donner, aber deutlich hörte sie: „So machen die Blinden aus Schwarz Weiß. Herr Gott, nimm die Binde von ihren Augen, daß sie gerecht sehen. Denn wehe den Menschen, durch welche Aergerniß kommt. Du hast Deine Kirche gesetzt über die Reiche und den Stuhl Petri über die Könige, auf daß die Menschen in Frieden leben. Gieb Deinem Diener zündende Worte, daß er die Zweifelnden versammle in Deinen beseligenden Schoß. Denn Du bist der Siegreiche von Anfang bis in Ewigkeit."

Die Polin war auf ihre Kniee gesunken. Elisabeth sah befangen, verwirrt auf sie, auf den jungen Priester, der, die Hand nach der Knieenden ausstreckend, das Zeichen des Kreuzes machte und das Zimmer verließ.

Langsam erhob sich die Polin und schaute wie beseligt in Elisabeths Antlitz, die, etwas gefaßt, sagte: „Unser alter Freund sprach ruhiger."

„Jagello spricht mit dem Feuer der Jugend, der Begeisterung."

„Nicht schonend."

„Lernen Sie ihn näher kennen, vertrauen Sie ihm!"

„Wie kann ich das so schnell? Was er von den kirchlichen Streitigkeiten behauptete, widerspricht zu sehr der Meinung anderer."

Frau von Stolawska schüttelte abermals mißbilli=

gend und mit einem „Ach!“ den Kopf. „Besuchen Sie mich nur öfter, Sie finden ihn hier wieder,“ sagte sie.

Elisabeth war erbittert. Bisher hatte niemand gewagt, den Zwiespalt ihrer Ehe so aufzudecken. Der Berliner Pfarrer hatte sie durch seine Mahnungen, die Gebote der wahren Kirche gegen ihren Mann zu vertheidigen, wohl beunruhigt, Aussprüche jedoch, welche letzteren herabsetzten, nicht gewagt; und der alte Geistliche, den sie hier kennen gelernt und leider verloren hatte, dieses Gegenstandes niemals in streitigem Sinne gedacht. Sie liebte Fritz, sie hatte zu ihm hinauf gesehen. Indem sie jetzt an den Abwesenden dachte, trat seine Treue, seine Wahrhaftigkeit vor ihre Seele. Daneben aber stellte sich in strahlender Schöne Jagellos Bild. Sie weinte.

Was sollte sie Fritz sagen? Sie wollte ihm Alles erzählen. Doch nein. Sie wollte ihn nicht beunruhigen. Und durfte sie ihn gar erzürnen gegen die polnische Dame, in deren Dienst sein Bruder zu treten beabsichtigte? Das Thatsächliche wollte sie gewiß nicht verschweigen, nur unschuldig mildern und ihre Aufregung verbergen. —

Während Frau von Stolawska jene Besuche empfing, erhob sich im anderen Flügel der Wohnung ihr Sohn, der achtzehnjährige Calixt, von seinem Lager. Er hatte die Nacht durchspielt und war sehr mißvergnügt. Die Gesellschaft hatte ihm zugesagt, denn sie bestand nur aus echten vornehmen Polen; er hatte aber verloren und war hundert Friedrichsd'ors schuldig geblieben.

Es dauerte lange, bis er angekleidet war; denn jedes Stück mußte er suchen. In seinen Gemächern war nichts geordnet, die Wohnstube ließ in keiner Weise erkennen, womit er sich beschäftigte. Nur der Kuryer Poznanski und die Reitpeitsche auf dem Schreibtisch deuteten an, daß er eine Zeitung las und zu reiten pflegte. Die Bücher, welche man hinter der zerbrochenen Glasscheibe im Schranke sah, standen anscheinend noch so, wie der Zufall beim Einräumen sie zusammengereiht hatte, polnische, französische, deutsche durcheinander, einige aufrecht, andere verkehrt.

Es wäre jedoch ein Irrthum gewesen, aus diesen Anzeichen zu schließen, daß der junge Mensch keine Lust habe, etwas zu lernen. Gern wollte er die lückenhaften Kenntnisse, welche sein Erzieher und Lehrer, der Sachwalter in Malikowo, ihm beigebracht, vermehren. Es war ihm wirklich unlieb, den Morgen verschlafen zu haben, statt die Stunden des alten polnischen Professors im Kreise der Studiengenossen zu benutzen.

Bei der Toilette zeigte er keine Eitelkeit, wenigstens heute nicht. Ohne Zweifel glaubte er, ein hübscher Mensch zu sein. Hatte er doch oft von den Gästen in Malikowo, die bewundernd vor den großen Porträts der Eltern standen, gehört, wie schön sein Vater gewesen sei, und seine Mutter war es noch. Die feinen Züge fehlten ihm. Nur die Farbe des Haares und der Augen war etwa dieselbe, aber stumpfer.

In der That legte Calixt einen höheren Werth darauf, daß er der Sohn jenes edelen, noch oft ge=

rühmten, reich begabten Mannes, daß er der letzte Stolawski war. Schon vor vierhundert Jahren hatte sein Geschlecht Ansehen und Macht besessen; auch künftig brauchte die polnische Nation solche Männer. Aeußerungen des alten Professors und Jagello's deuteten auf eine baldige Herstellung des Reiches. War doch der Erzbischof Graf Ledochowski schon Primas von Polen und hatten nicht die geistlichen Orden in allen Ländern das gleiche Interesse? Die Befehle des Vatikans wurden überall gehört, an der Weichsel wie jenseits der Vogesen. Wenn die Franzosen den Revanchekrieg beginnen, werden alle Katholiken sich erheben mit dem Rufe: À bas la Prusse.

Was hatten da die hundert Friedrichsd'ors zu bedeuten, die er verspielte? Er gewann sie wohl gar wieder, denn dieses Mal war er ein Neuling gewesen. Mit dem Vorsatze, sie von seiner Mutter zu erbitten, ging er, als das Diner angesagt war, in das Speisezimmer.

Tiras, die schöne Dogge, empfing ihn. Des Hundes Schmeicheleien ließ er sich lieber gefallen, als die Zärtlichkeit, womit Frau von Stolawska ihn bei ihrem Eintritt wie gewöhnlich begrüßte. Sie setzten sich. Den Kopf über den Teller gebeugt, schlürfte er die Suppe. Dann legte er sich zurück.

„Du hast gestern Abend meine Gesellschaft verschmäht," redete sie ihn, des aufwartenden Dieners wegen, französisch an.

„Lieber wäre ich zu Hause geblieben," erwiderte er, indem er Tiras streichelte, der bei ihm stand.

„Die kleine Mila war charmant.“

Er aß weiter, lachte und sprach: „Soll ich sie heirathen?“

„Das wäre zu überlegen.“

„Gar nicht! die Tochter eines reich gewordenen Towarczy?“ Er warf ein Stück Fleisch für Tiras nach der Ecke des Zimmers. Das Gespräch schwieg eine Weile. Calixt begann es wieder: „Diese Saison ist zu Ende, laß uns die nächste in Berlin zubringen. Du findest dort mehr Auswahl für Deine Gesellschaft, ich würde mehr lernen, und Jagello sagt: die Residenz ist das eigentliche Schlachtfeld.“

„Ich hätte wohl Lust,“ sprach sie, nicht sehr zuversichtlich.

„Und für uns Beide ist es hier auf die Dauer langweilig.“ Er gebrauchte einen Zahnstocher ungenirt und so wiederholt, als wolle er mit diesem Geschäfte eine Pause ausfüllen. „Du mußt mir hundert Friedrichsd'ors geben, die ich in dieser Nacht aus Langeweile verloren habe.“

„Hast Du gespielt und so hoch?“ rief Frau von Stolawska erschrocken. „Hundert Friedrichsd'ors — bedenke, mein Sohn. Unverantwortlich, einen jungen Menschen so zu verleiten.“

„Ich lasse mich nicht verleiten,“ entgegnete er ärgerlich und warf die Serviette fort. „Freiwillig bin ich mitgegangen. Man muß Alles mitmachen, das nächste Mal kann ich es besser.“

„Du mußt sagen, daß Du das Geld demnächst bezahlen wirst."

„Demnächst? Spielschuld Ehrenschuld. Morgen muß ich es bezahlen."

„Ich kann es Dir erst geben, wenn der Sachwalter Geld schickt."

Er sprach nicht weiter davon. Sie hob die Tafel auf, reichte ihm die Hand zum Kuß und nahm seinen Arm. Er führte sie hinaus.

Am Abend verließ Calixt das Haus. Sein Spielgläubiger hatte ihm eine Empfehlungskarte an Marjun, den russischen Juden, gegeben. Dahin lenkte er seine Schritte.

Die Gasse, in welcher bei Tage das lebhafteste Geschäft betrieben wurde, war leer. Aus den Häusern schallte Geschrei und Geplapper. Die unteren Fenster waren mit Läden geschlossen, die meisten oberen hell.

Das Haus des Marjun war dunkel. Unwillkürlich zögerte Calixt, dann ließ er den Eisenklöppel an die Thür schlagen. Nun öffnete sich darin eine Klappe, und eine rauhe weibliche Stimme fragte: „Wer ist da?" Der draußen reichte die Empfehlungskarte und seine eigene Visitenkarte hinein. Bald darauf schien Licht, ein Schlüssel wurde gedreht, ein Riegel zurückgeschoben und, als der junge Mann eingetreten, die Thür wieder verschlossen. Er stand dem Hausbesitzer gegenüber in einem engen Gemach mit noch einer Thür, einem Tisch und zwei Holzstühlen. Der Jude im schwarzen Kaftan war ein langer, dünner, hochschulteriger Mann, sein unschönes faltiges Gesicht gut oder böse, wie man es

deuten wollte, der lange schwarze Bart fing an grau zu werden. Er machte dem Eintretenden einen vertraulichen Diener, betrachtete ihn und fragte demnächst mit ermuthigendem Tone in gutem Polnisch: „Womit kann ich dienen?“

Calixt überwand seine Befangenheit und antwortete ziemlich dreist: „Ich bin in augenblicklicher Verlegenheit. Können Sie mir hundert Friedrichsd'ors leihen?“

„Ist viel Geld! Aber ich kann es und werde es. Auf wie lange?“

Diese Frage hatte der Neuling sich noch nicht vorgelegt, doch besann er sich schnell. „Sagen wir auf drei Monat.“

„Drei Monat. Wollen Sie es gleich mitnehmen?“

„Ja.“

„Ich werde schreiben einhundert und zwei Friedrichsd'ors, sind nur acht Procent.“

Calixt nickte, der Jude nickte und verließ das Gemach. Ersterer, dem es sehr leicht um's Herz geworden, setzte sich auf einen der Stühle, focht mit seinem Stock in der Luft und sprach halblaut: „Wie einfach und nur zwei Friedrichsd'ors! Ob der Jude vor der Empfehlungskarte oder vor dem Namen Stolawski den Respekt hat?“ Den Träumereien von der eigenen Wichtigkeit sich hingebend, saß er und starrte in's Leere.

Da wurde in der sich öffnenden Thür ein wunderschönes Mädchen sichtbar. Er sprang auf und staunte wortlos die überraschende Erscheinung an. Stolz wie eine Fürstin, bescheiden wie eine Magd schritt sie herein. Ueber der edelen Stirn die weichsten, vollsten schwar-

zen Haare; unter den fein gezeichneten Augenbrauen und langen Wimpern leuchteten mit ernstem Ausdruck dunkle Augen. Die Wangen waren wenig geröthet, und zwischen den leicht geöffneten lieblichen Lippen schimmerten kleine Perlenzähne. Jede Linie, jede Farbe vollkommen. Ein gelbes, von einem bunten Gürtel umschlossenes Gewand umhüllte die herrliche Gestalt.

Ihr „Guten Abend!“ klang sonderbar wehmüthig. Calixt bemerkte das nicht, auch nicht, wie rein ihre polnische Aussprache war. Nur ihre liebliche Stimme hörte der Staunende. „Sie müssen Geduld haben,“ sprach sie. „Mein Bruder hat das Geld nicht gleich bei der Hand, und dann muß er noch schreiben.“

Er machte eine Bewegung auf sie zu. Sie blieb, die Hände ein wenig vorstreckend, stehen. „O, ich habe von Ihnen gehört,“ rief er jetzt, „aber solch' unvergleichliche Schönheit nimmer erwartet!“

Ihre Züge waren herbe geworden, als schmerze sie etwas; in ihren schwarzen Augen lag Zorn und Scham. Sie wandte sich nach der Thür. „Bleiben Sie!“ bat er. „Wenige haben Sie gesehen. Verkürzen Sie mir dieses Glück nicht. Weshalb wollen Sie sich verbergen?“

„Um solche Worte nicht zu hören,“ entgegnete sie kalt. Jetzt trat Marjun mit Schreibzeug und einem Schein in das Gemach. Er zählte die Summe auf den Tisch, Calixt unterschrieb den Schein, ohne ihn zu lesen, und steckte das Geld in seine Börse, ohne es anzusehen. Hierauf machte der Jude eine Verbeugung, welche das Ende des Besuchs unverkennbar andeutete.

Der junge Mann sah sich nach Judith um, sie war verschwunden. Verwirrt ging er aus dem Hause.

## Siebentes Kapitel.

Am 16. Juni war bei Geheimrath Mellnos ein Diner. Der Schluß des Reichstags stand bevor, und lange schon hatte die Geheimräthin daran erinnert, daß die Herren von Rüsterstein eingeladen werden müßten. Nicht ohne Widerspruch von beiden Seiten war die Liste der Einzuladenden festgestellt worden; der Geheimrath hatte dafür kämpfen müssen, daß die Zahl der evangelischen und katholischen Gäste im richtigen Verhältniß stehe und dem Seelsorger seiner Frau wenigstens ein Hofprediger das Gleichgewicht halte. Ueber den Tag einigte man sich schneller.

Als der 16. festgesetzt war, bemerkte Wilhelm: „Der Einzugstag unserer Truppen im vorigen Jahre.“

„Das ist ja hübsch,“ sagte sein Vater. Die Mutter achtete nicht darauf.

Nach und nach erschienen die Gäste. Der katholische Pfarrer drückte die Hand, welche die Geheimräthin ihm zum Empfange reichte, mit besonderer Innigkeit; sie begriff nicht weshalb. Das Ehepaar Glandy; andere Damen und Herren. Zwei Bundesrathsmitglieder mit den Ordenssternen ihrer kleinen Souveräne. Ein General. Er fragte den Wirth: „Sie wollen wohl noch ein=

mal den Einzug feiern?" und nickte dem Hauptmann Glandy und Wilhelm freundlich zu.

Die beiden Rüstersteins. Sie fielen auf. Der alte glich einer sehenswerthen Ruine, welcher man einen zu modernen Aufputz gegeben hat. Bei Felix war die Jugend und der schwärmerische Ausdruck des schönen Gesichts sehr reizend. Cecilia klopfte das Herz. Sie hatte ihn mehreremal in der Kirche gesehen, und es quälte ihr Gewissen, daß sie da an ihn denken mußte. Aber ihr Interesse war um so natürlicher, als die Mutter den frommen jungen Mann nicht genug zu rühmen wußte. Nachdem die Tochter des Hauses seinen Gruß erwidert hatte, beeilte sie sich, das Gespräch mit der Hauptmannin Glandy fortzusetzen.

Ein preußischer Minister, dann der Hofprediger, beide mit Damen. Der Baron, die Baronin und Clementine von Harberg. Ein Legationsrath. Herr von Harberg, ein Hofmann, gehörte zu den heimlichen Gegnern, der Legationsrath zu den eifrigsten Verehrern des Fürsten Bismarck.

Die Unterhaltung bei Tisch war äußerlich unbefangen heiter; man bemühte sich, Empfindlichkeiten zu schonen. Wenn das Schiff der Rede in die laute Brandung der zahlreichen Klippen zu kommen drohte, so fand sich wohl ein gewandter Steuermann, der es glücklich ablenkte.

Denn die Gegensätze in diesem Kreise konnten kaum größer sein. Immer dreister waren die offenen und heimlichen Angriffe der Römlinge auf die Autorität des Staats geworden. Die Feindschaft des Papstes und der

ihm unterthänigen Bischöfe hatte sich zur äußersten Heftigkeit gesteigert. Der oberste Hirt der katholischen Kirche wies sogar die ihm gebotene Friedenshand zurück, indem er sich weigerte, den Kardinal Hohenlohe als deutschen Botschafter bei dem Vatikan anzunehmen. Die Regierung handelte, zur Freude jedes deutsch gesinnten Mannes, entschlossen. Bismarck's Wort: „Nach Canossa gehen wir nicht!" war in Aller Munde.

Augenblicklich fand ein Gesetz, welches die Jesuiten aus Deutschland zu entfernen bestimmt war, im Reichstage eine große Majorität. Das Bedürfniß, sich dieser gefährlichsten, nur zu lange geduldeten Genossenschaft zu entledigen, wurde lebhaft empfunden. Seit dem römischen Konzil, welches ihr Werk war, drangen die Jesuiten emsiger nnd kühner in alle Schichten des Volks ein. Jedes Nationalgefühl wollten sie ersticken, um für die Kirche, das heißt für ihren Orden, die unumschränkte Weltherrschaft zu erobern.

Das junge Königreich Italien, von den Jesuiten ebenfalls bedroht und des äußeren Halts bedürftig, konnte in der Wahl, ob es sich dem von fester Hand geleiteten Deutschland, welchem es sein Dasein verdankte, oder dem von Leidenschaften durchwühlten, unberechenbaren Frankreich anschließen solle, nicht länger zweifelhaft sein und hatte dem Wunsche, mit dem preußischen Königshause in freundschaftliche Beziehung zu treten, durch die Reise des Kronprinzen Humbert und der Kronprinzessin Margarethe nach Berlin Ausdruck gegeben. Vor wenig Tagen hatten die italienischen Herrschaften die deutsche Reichshauptstadt wieder verlassen.

„Eine schöne Frau, die Kronprinzessin Margarethe,“ sprach der General, sich an den Baron von Haxberg wendend. Dieser Meinung konnte der Angeredete, unbeschadet der ihm eigenen Vorsicht, zustimmen.

„Prätorius müßte sie malen,“ äußerte der Legationsrath mit Bezug auf den berühmten Porträtmaler.

Der alte Rüsterstein hatte eben ein Glas geleert, wobei er die zitternde Rechte mit der Linken unterstützte. Jetzt sagte er: „Gegen Ihre königliche Hoheit wäre er wohl höflicher gewesen. Mich zu malen hatte er keine Zeit und das bedauerte er mit den Worten: Schade! Sie sind ein schöner Mann gewesen.“

Man lachte und der Geheimrath fragte: „Was antworteten Sie?“

„Das bin ich noch, antwortete ich.“

Der Minister fiel ein: „Sehr richtig! — Der Ober-Regierungsrath von Rüsterstein war wohl ein Bruder von Ihnen?“

„Jawohl, Excellenz. Wir waren drei, ich allein bin übrig. Der Ober-Regierungsrath war der Bedeutendste von uns.“ —

„Darin muß ich Ihnen Recht geben,“ hörte man den Hofprediger im Gespräch mit dem katholischen Pfarrer sagen, „dem Grafen Ledochowski verdanken wir, daß Posen während des Krieges ruhig geblieben ist und unsere polnischen Soldaten sich gut geschlagen haben.“

„Daß Posen ruhig blieb, dafür war wohl von hier aus gesorgt,“ warf der Legationsrath lächelnd, aber bestimmt ein.

„Und das Andere," setzte der General hinzu, „kann nur Jemand glauben, der von der Sache nichts versteht. Die militärische Erziehung, die Disciplin bewirkt, daß jeder Soldat, ob Katholik oder Jude oder Pole, in unseren Reihen sich gut schlägt." —

„Süperbe!" sagte der alte Herr von Rüsterstein und machte der Geheimräthin, während er ein neues Gericht speiste, eine anerkennende Verbeugung.

„Sie gehen wohl gleich nach dem Schluß des Reichstages auf das Gut?" fragte sie ihn.

„Nach Marienbad, jedes Jahr nach Marienbad."

„Wir denken auch nächstens dahin," sagte die Baronin Harberg.

„Charmant, charmant! Ich finde da immer Gesellschaft comme il faut. Die österreichische Noblesse —"

„Das ist es, vortrefflich geschrieben," klang es aus der Unterhaltung des Hauptmanns Glandy mit seinem Nachbar. Sie sprachen von dem Generalstabswerk über den Feldzug 1866. „Und was ich bis jetzt von dem Werke über den letzten Krieg gesehen habe, stelle ich noch höher."

„Da schreibt man Deutsch!" rief der General hinüber. „Ich meine, auch was die Sprache betrifft. Jeder sollte sich danach richten. Es ist wirklich an der Zeit, französische Worte, wofür wir passende deutsche haben, zu vermeiden."

Der Geheimrath warf einen Blick auf den alten Rüsterstein, welcher die letzte Bemerkung jedoch nicht auf sich zu beziehen schien.

„Ich gebe zu," sagte der Hofprediger, welcher die Unterhaltung mit dem katholischen Geistlichen fortgesetzt hatte, „daß unser neues Schulaufsichtsgesetz große Gefahren für die Kirche hat."

Der Legationsrath konnte nicht unterlassen, sich an die Beiden mit der Bemerkung zu wenden, daß dieses Gesetz allgemein als nothwendig anerkannt sei. Die Zustimmungsadressen, welche der Reichskanzler dafür aus der ganzen Welt erhielt, bewiesen es.

Die Geheimräthin war bis dahin über alle Anstöße mit ziemlich heiterer Miene hinweggekommen. Jetzt zuckten ihre Mundwinkel. Der Sohn bemerkte es. Eine Pause war eingetreten. Um dem Gespräche eine andere Wendung zu geben, sagte er: „Heute vor einem Jahre zogen die Truppen in Berlin ein."

„Wir haben daran gedacht," rief der General und machte eine Handbewegung nach Wilhelm und Glandy hin. „Ich auch," versicherte der Minister. Der Geheimrath stieß mit dem General an.

„Heute ist auch der Tag der Thronbesteigung des heiligen Vaters," sagte jetzt der katholische Pfarrer. „Im vorigen Jahre feierten wir das fünfundzwanzigjährige Jubiläum."

Die Geheimräthin erschrak, weil sie dieses vergessen hatte. Man hörte nichts als ein „Ach ja!" des alten Rüsterstein. Eine peinliche Stille drohte.

Da trat ein Diener an Wilhelm heran und flüsterte ihm etwas zu. Dieser stand auf und sprach mit seinem Vater, der hierauf sagte: „Hole ihn doch herein," und seinen Nachbaren erklärte: „Ein junger Herr von

Stolawski, der künftige Eigenthümer des kleinen Gutes, welches mein Sohn pachten wird."

„O, mein Nachbar!" rief der alte Rüsterstein. „Habe schon von Felix gehört. Charmant."

Calixt weigerte sich, in die Gesellschaft zu kommen; er sei nicht im passenden Anzuge. Endlich gab er nach. Wilhelm führte ihn zu seinem Vater, der ihn im Allgemeinen vorstellte, dann zu seiner Mutter. Herr von Rüsterstein begrüßte ihn mit: „Wir haben uns wohl schon gesehen." Calixt machte verlegene Diener und nahm an Wilhelms Seite neben Clementine von Harberg Platz, gegenüber Felix, der bei Cecilia saß. Felix begrüßte ihn ähnlich, wie sein Vater es gethan hatte, Cecilia freundlich als den Hausgenossen ihres Bruders Fritz.

Clementine von Harberg war gleich in einem lustigen Gespräche mit ihm. Bis dahin hatte sie ihre komischen Einfälle hauptsächlich an Felix und Cecilia gerichtet, da Wilhelm seine Aufmerksamkeit mehr seiner anderen Nachbarin, der Hauptmannin Glandy, zuwandte und überhaupt nicht sehr gesprächig war. Die Gutspachtung, welche abzuschließen er im Begriffe stand, und die öffentlichen Zustände, welche sich in den Persönlichkeiten der Tafelrunde spiegelten, beschäftigten seine Gedanken. Er ließ seine scharfen Augen vom einen zum anderen streifen und machte dabei die Beobachtung, daß sich der Katholicismus in den älteren Gesichtern deutlich, fast unverkennbar ausprägt. Seine Mutter, der alte Rüsterstein, das Ehepaar Harberg, der Pfarrer, alle hatten etwas übereinstimmend Straffes, Schablonenhaftes.

Jetzt fielen ihm auch die Züge seines polnischen Nachbars auf, er glaubte ähnliche schon gesehen zu haben, ohne sich besinnen zu können wo.

Calixt hatte seine Verlegenheit schnell überwunden, er war höflich aufgenommen, Fräulein von Haxberg belustigte ihn, der Champagner an der deutschen Tafel schmeckte ihm. Aber je mehr er trank, je länger er der anmuthigen Tochter des Hauses gegenüber saß, um so größer wurde sein Aerger, daß diese sich nicht um ihn bemühte, vielmehr von Felix ganz in Beschlag nehmen ließ. Denn diesen Deutschen haßte er, ohne einen anderen Grund, als daß er gehört hatte, wie beliebt der junge Rüsterstein auf dem väterlichen Gute, selbst in der weiteren Umgegend war.

So schön wie Judith Marjun war Cecilia nicht; aber was hatte er von jener? Ihr bezauberndes Antlitz bekam er nur zu sehen, wenn er Geld leihen wollte, und auch dann jedesmal nur einen Augenblick. Dennoch war diese Bekanntschaft angenehm, er träumte von Judith und ihr Bruder lieh immer bereitwillig. Hatte er doch bei einer größeren Summe, welche Frau von Stolawska gebrauchte, weil der Sachwalter kein Geld schickte, nicht mehr Weitläufigkeiten gemacht. Nun freute Calixt sich, daß er nächstens wieder zu Marjun gehen werde, nicht um Geld zu holen, sondern um das schuldige hinzutragen, wenn Mellno das im Pachtvertrage ausgemachte Kapital gezahlt haben werde. Um dieses in Empfang zu nehmen, war Frau von Stolawska mit ihrem Sohn, auch ihr Sachwalter, nach Berlin gereist.

Clementine von Haxberg sagte: „Es scheint doch

richtig zu sein, daß die Polen immer in einen geträumten Himmel blicken und nicht sehen, was nahe ist.“

„Wie meinen Sie?“ fragte Calixt.

„Sie sollten mit Ihren Blicken nicht in das Geheimniß meiner Freundin einzudringen suchen. Achten Sie als guter Katholik mehr auf mich.“

„Sind die nicht katholisch?“ fragte er mit Bezug auf Cecilia und Felix.

„Meine Freundin ist es wahrhaft, Herr von Rüsterstein wenigstens äußerlich. Wie es im Herzen mit ihm steht? — Hoffentlich gut. Aber das Paar“ — sie warf einen verächtlichen Blick auf Wilhelm und Gerda. „Herr Mellno wird Ihr Pächter?“

Freilich war es Calixt unangenehm gewesen, daß seine Mutter auf diesen Pächter bestand, den Protestanten, von welchem der Sachwalter Uebeles gesprochen hatte. Aber die Bedingungen waren gut, das Geld willkommen.

Jetzt war die gute Stimmung von ihm gewichen, und als die Tafel aufgehoben, fühlte er sich zu wenig beachtet. Die Geheimräthin sagte ihm noch ein paar freundliche Worte, übrigens bekümmerten sich die älteren Herrschaften nicht um ihn. Mit Wilhelm hatte er die Zusammenkunft für den folgenden Tag verabredet. Was sollte er hier länger? Er empfahl sich. Felix warf er einen zornigen Blick zu, dann ging er.

„Bleiben Sie noch bei mir,“ bat Wilhelm, als die Gesellschaft Abschied genommen, und führte Felix nach seinem Zimmer. Dieser hatte bei Tisch in der Unterhaltung mit Cecilia die lächerlichen Aeußerungen seines Vaters nicht gehört. Wilhelm, dem sie nicht

entgingen, wunderte sich, daß unter solcher Leitung seines jungen Freundes natürliches, bescheidenes Wesen so glücklich entwickelt wurde.

„Schön muß es sein, ein Haus zu haben wie Sie!" fing Felix an.

„Ein Haus? Miethwohnung!" lachte Wilhelm. „Ein Familienhaus haben Sie. Ja, daß muß schön sein, ein altes Erbhaus, worin man jedes Möbel, jeden Winkel lieb hat."

„Ach!" antwortete Jener. „Was ist es ohne Familie? Ich habe meine Mutter kaum gekannt, Geschwister niemals gehabt. Als kleiner Knabe bin ich fortgeschickt zu der Schwester meiner Mutter. Ihr verdanke ich alles. Sie war eine herrliche Frau, so klug und so fromm, wie auch meine Mutter gewesen sein soll. Im väterlichen Hause bin ich eigentlich nicht heimisch, weil ich immer nur vorübergehend da war. Es wird mir lieber werden, wenn Sie in der Nähe sind."

„Ihre letzten Worte berühren mich sehr angenehm. Kommen Sie gleich mit, geben Sie den Besuch bei Herrn von Dienhaupt auf."

„Das kann ich nicht. Er hat mir das Versprechen abgenommen und ich wünsche, eine westphälische Wirthschaft kennen zu lernen. Ich habe wohl bemerkt, daß er Ihnen nicht gefällt. Was haben Sie gegen ihn?"

„Nur Ihretwegen interessirt er mich. Wir wollen offen gegen einander sein, und deshalb sage ich: der Orden Jesu wird des Landes verwiesen werden, aber die heimlichen Jesuiten und ihre Knechte bleiben darin."

„Die heimlichen Jesuiten und ihre Knechte?„ fragte

Felix und ging unruhig nachdenkend in der Stube auf und ab. Dann sagte er: „Sie sind nicht Katholik."

„Mit voller Ueberzeugung bin ich Protestant; aber ich achte Ihren Glauben und die Wärme, mit der Sie an ihm hängen. Wären alle Katholiken wie Sie, so gäbe es keinen Streit. Den machen die Geistlichen mit ihrer Ueberredungskunst und führen ihn mit ihrer Macht. Ich sehe es leider hier im Hause, und dieses sage ich, um Ihnen einen Beweis meines Vertrauens zu geben."

Felix eilte auf ihn zu und drückte seine Hand.

„Wer in der jesuitischen Schule gebildet ist, handelt schonungslos. Deshalb warne ich Sie."

## Zweites Buch.

### Erstes Kapitel.

Der Wagen, welcher Dienhaupt und Felix vom Bahnhofe abgeholt hatte, fuhr eine Strecke auf der Chaussee und dann zwischen Erdwällen, die mit Bäumen und dichtem Gebüsch bestanden waren, so daß man nur durch die Einfahrten Aecker und Wiesen oder Gehöfte und die kleinen Wohnstätten der Heuerleute erblickte. Vielfach wand sich dieser Weg, bevor er in gerader Richtung über ein größeres Feld eine Anhöhe erstieg, die in der Ebene vereinzelt lag. Oben befand sich das herrschaftliche, von Baumgruppen umgebene Gebäude, wohin die Reisenden über die steinerne Brücke des ehemaligen Burggrabens, an Gärten vorbei, endlich gelangten.

Draußen erwartete sie ein Diener. In der Hausthür stand der Kaplan, ein junger Mann. Die Abendsonne schien in sein blasses, abgehärmtes Gesicht. Er hob beide Hände etwas, wie zum Segen. Der Guts-

herr neigte das Haupt und wandte sich zu Felix, dem er feierlich die Hand reichte mit den Worten: „Segen und Freude unter meinem Dache!"

Sie traten ein. Aus einer Thür im Hintergrunde der Hausflur kam eine alte, schwarz gekleidete Dame, dahinter zwei junge hübsche in weißen Gewändern, und ein Herr. Dienhaupt eilte hin, küßte der Mutter die Hand, begrüßte Schwestern und Schwager und stellte den Gast vor. Die bigotten Züge der Alten zwangen sich zu einem Lächeln, die Anderen sahen freundlich aus.

Der Schwager, Gutsbesitzer im Osnabrückschen, war hannoverscher Kammerherr gewesen und wurde noch jetzt mit diesem Titel genannt. Seine Frau Ludovika glich dem Bruder, hatte aber gefälligere Züge; auch deutete ihre volle Gestalt und lässige Bewegung an, daß sie sich weniger ereifere. Die jüngere Agnes sah den Geschwistern nicht ähnlich. Auf den ersten Blick machte ihr natürliches und kluges Gesicht einen ungleich anziehenderen Eindruck.

Bald setzte man sich, nach einem stillen Gebet, an den Abendtisch. Frau von Dienhaupt sah leidend aus und sagte nur dann und wann ein paar Worte. Der Kaplan schwieg ganz. Agnes betheiligte sich ebenfalls wenig an dem Gespräche, welches, einen ernsten Ton bewahrend, ausschließlich von Personen und Zuständen in Berlin handelte. Felix glaubte jetzt einen unfreundlichen Zug um Agnes' feinen Mund zu bemerken; doch kam er von dieser Meinung zurück, als er die Aufmerksamkeit, mit der sie zuhörte, die Sorge, welche sie für jeden, am meisten für ihre Mutter, hatte, wahrnahm

und die Winke beobachtete, womit sie die Bedienung leitete. Die Rolle der Wirthin schien ihr allein obzuliegen. Nach Tisch sprach der Kaplan ein Gebet. Dann wünschte die alte Dame gute Nacht. Felix ging in seine Zimmer.

Die Stille in diesem Hause war vollkommen; auch draußen kein Laut. Er legte sich in ein offenes Fenster und sah in die Sterne. Die schönste Luft strömte ihm zu. Die Ruhe that ihm wohl nach dem Lärm der großen Stadt, welche er am Morgen verlassen hatte. Ohne an Bestimmtes zu denken, genoß er die Nacht.

Da hörte er Orgeltöne, nahe, wahrscheinlich aus der Hauskapelle. Schön klangen sie, dennoch ihm nicht erquicklich, tief wehmüthig, ja verzweifelnd. Der Organist mochte der Kaplan mit dem schmerzlichen Gesichte sein. Endlich schwiegen sie. Nun konnte Felix den Glanz der Sterne, den Odem der Natur wieder ungestört auf sich wirken lassen. Dann legte er sich befriedigt nieder.

Als er erwachte, schien die Sonne hell in seine Kammer, und als er hinaus blickte, sah er in dem Gemüsegarten Agnes, einen Strohhut auf dem Kopfe, im Gespräche mit dem Gärtner. Schnell machte er sich fertig und ging zu ihr.

„Guten Morgen!" rief sie ihm zu.

„Sie sind schon draußen?" sagte er.

„Schon? Wir haben schon manches beschickt. — Also in der Reihenfolge machen Sie es," befahl sie dem Gärtner und ging mit Felix. „Die Gärten sind mein Reich," fuhr sie fort. „Interessiren Sie sich dafür?"

„Sehr." Er lobte die Ordnung und wie schön die Früchte gediehen. Dann sprach er: „Wer sich mit der Natur nachdenkend beschäftigt, ihr geheimes Schaffen beobachtet, der erhebt seinen Geist, denn er sieht die Wunder mit Augen."

Agnes erwiderte, ihn anblickend: „Und glaubt durch sie an Gott ohne kirchliche Beihülfe und bleibt fröhlichen Herzens."

„Sie wollen doch den Werth des geistlichen Zuspruchs nicht herabsetzen?" fragte Felix erstaunt und etwas erschrocken.

„Gewiß nicht!" antwortete sie gleichmüthig. „Nur gegen das Uebermaß vertheidige ich mich. Gesunden Naturen ist es unerträglich. — Sie haben heute die Frühmesse versäumt."

„O! Versammeln Sie sich dazu?"

„Täglich das ganze Haus. Ich glaubte, die Orgel müßte Sie wecken."

„Ach, wurde sie heute früh gespielt? Mir kam es so vor; ich hielt es für einen Traum, eine Fortsetzung dessen, was ich gestern Abend hörte. Da spielte der Kaplan wohl zu seinem Vergnügen?"

„Vergnügen! Zu seinem Genuß spielt er nicht, sondern für Mama zum Einschlafen. — Mein Bruder —"

Dienhaupt kam zu ihnen. Er hatte mit Ludovika und dem Kammerherrn in anderer Weise ernste Dinge besprochen. Er beabsichtigte, schon heute wieder abzureisen, um, wie in Berlin beschlossen war, zunächst mit dem Bischofe, dann mit einflußreichen Mitgliedern des

westphälischen Adels eine große Katholiken-Versammlung zu verabreden. „Alles müssen wir in Bewegung setzen,“ sagte er, „und in Bewegung erhalten, bis es hilft.“

Der Kammerherr stimmte zu: „So sagte mir Windthorst auch.“

„Die Kirche wird siegen!“ sprach Dienhaupt mit seiner scharfen Stimme weiter. „Franzosen, Italiener, Oesterreicher, wir, alle wirken zusammen. In dem Revanchekriege geht Bismarcks Teufelswerk unter. Wie der heilige Vater gesagt hat: Es wird ein Stein vom Berge rollen und den Koloß zertrümmern.“

Der Kammerherr fiel ein: „Und aus den Trümmern erhebt sich der Phönix, das Königreich Hannover.“

Sein Schwager beachtete dies nicht, sondern sprach: „Am dringlichsten ist die Unterbringung der Ordensbrüder, deren Hülfe uns nicht verloren gehen darf. Unsere Standesgenossen, die zunächst jenseits der Grenze Besitzungen haben, müssen ihnen dort Wohnungen bereiten, und wenn sie wirklich aus dem Lande getrieben werden, Tumulte entstehen.“

Er schwieg, in seine Gedanken verloren, und da der Kammerherr nichts zu sagen wußte, so fragte Ludovika: „Hast Du den jungen Menschen mitgebracht, damit er Agnes heirathet?“

Ihr Bruder antwortete: „Er ist ein schwankendes Rohr, ein Kind wie sie, den weltlichen Neigungen zugänglich. So mag er sich hier verlieben. Mama und ich wären damit einverstanden, vorausgesetzt daß er der Kirche gesichert ist. Sein Vater ist gebrechlich, und

er wird Herr in einem Bezirke, den wir nicht verlieren dürfen.“ —

Dienhaupt suchte jetzt Felix und fing, als er ihn gefunden, an: „Ich will Sie zu dem Inspektor bringen, er erwartet uns. Ich muß schon heute wieder verreisen. Er kennt alle Güter und Höfe in der Nachbarschaft und wird Ihnen über unseren Betrieb die beste Auskunft ertheilen.“

Agnes sprach ein kurzes: „Auf Wiedersehen!“ und kehrte nach dem Gärtner zurück. Die beiden Männer schritten durch die Gärten über die Brücke.

„Sie fehlten bei der Morgenandacht,“ sagte der Aeltere, als sie auf dem Felde allein waren.

„Fräulein Agnes hat mir schon Vorwürfe gemacht,“ erwiderte Felix.

„Agnes?“ rief Jener überrascht. „Das freut mich. Wir können an dieser heiligen Uebung nicht streng genug festhalten. Das Band der Kirche, an welchem die rohesten Hände zerren und reißen, muß täglich erneuert werden.“

Sie kamen an einem häßlichen Holzbilde der Mutter Gottes vorbei. Dienhaupt nahm den Hut ab, Felix machte es nach. Bei den Wirthschaftsgebäuden stand der Inspektor, ein alter Mann mit hellen grauen Augen. Er rückte an seiner Mütze, nicht eben unterthänig, und sprach mit dem westphälischen Dialekt: „Schön, daß der Herr gesund zurückgekommen. In der Wirthschaft ist alles in guter Reihe.“

„Herr von Rüsterstein“, sagte Dienhaupt, „aus

Schlesien, ist mit mir gekommen, um uns allerlei abzusehen. Dazu sollen Sie ihm helfen."

„Das ist recht. O ja, manches haben wir, was sich sehen lassen kann. Neulich rühmte uns die Zeitung, wir wären noch konservativ. Wir bestellen die Aecker, wie unsere Väter sie bestellt haben, und Gott gesegnet es uns. Aber was gut ist an dem Neuen, verwerfen wir darum nicht."

„Die Konkurrenz zwingt dazu," erklärte der Gutsherr. „Die Maschinen fördern mehr. Sie sind wie die Dampfkraft, die Eisenbahnen, nun einmal in der Welt; wir müssen mit ihnen rechnen, oder richtiger, sie als eine neue Züchtigung des Geistes uns gefallen lassen. Denn was sie eigentlich wollen, ist satanisch: die Menschen zerstreuen, verführen und verderben."

„Wie man es nimmt," entgegnete der Alte. „Da aber der Herr wieder verreisen will, muß ich schon etwas Verdrießliches vortragen, und am besten wäre es, wir gingen nach dem hohen Esch und Sie sähen selbst."

Der hohe Esch gehörte dem Kolon Eikenmeier, dessen Ländereien an die des Guts stießen. Jener Acker reichte sogar in Dienhaupts Grund und Boden hinein, so daß er die zweischürigen Gutswiesen abtrennte. Die Schnitter waren jedoch immer über den Esch gegangen, dieser Fußweg ein verjährtes Recht geworden, welches der Kolon bis vor Kurzem niemals angefochten hatte. Nun aber waren auf seine Anordnung quer über den Pfad Sperren errichtet worden, dergestalt, daß man diese entweder mühsam überklettern oder nebenbei das Saatfeld betreten mußte.

Als sie dorthin gingen, am Kolonat vorbei, stand an der Hofthür ein hochgewachsener, breitschulteriger Mann, der sie erblickend ihnen den Rücken zukehrte und hinein ging. „Das ist der Eikenmeier,“ flüsterte der Inspektor Felix zu.

Sie kamen an den von Wall und Gebüsch umschlossenen Esch und sahen die Sperreinrichtung. „Warum lassen Sie die Pfähle und Planken nicht wegreißen?“ fragte Dienhaupt ergrimmt.

„Dann haben wir einen Prozeß. Ich habe gleich mit dem Rechtsanwalt gesprochen. Der Fußsteig ist ja noch vorhanden und nicht unbenutzbar. Besser wäre es, wir verglichen uns. Jetzt inkommodiren die Hindernisse nicht, aber bei der Heuernte wird es Streit und Klagen geben.“

„Ich will selbst in der Stadt darüber sprechen,“ versetzte Dienhaupt sehr ärgerlich. „So lange hat es Zeit.“ Er kletterte über die Sperren, der alte Inspektor mußte es auch; dann grüßte er ihn unwirsch und kehrte mit seinem Gastfreunde durch die Wiesen und den Steg benutzend, welcher von dieser Seite über den Burggraben führte, durch die parkartigen Anlagen nach dem Gutshause zurück.

Nachmittags, als er abgereist war, gesellte der Kammerherr sich zu Felix und fing mit der Frage an: „Wie denkt man in Schlesien über die Herstellung des Königreichs Hannover?“

Letzterer antwortete verwundert: „Daran denkt niemand.“

„Nicht möglich! Preußen hat Sie ja annektirt wie uns."

„Eben deshalb, wir sind gut preußisch geworden."

„Das werden wir nie!" rief der andere. „Hannover muß wieder souverän werden, erstens wegen seines Adels."

„Der schlesische Adel hat in seiner Gesammtheit eine viel größere Bedeutung," wandte Felix ein.

„Erstens wegen des hannoverschen Adels," wiederholte der Kammerherr mit wachsendem Unmuth. „Unsere Ritterschaften sind gar nicht befragt worden. Zweitens der Kirche wegen."

„In Ihrer Provinz sind nicht viel Katholiken."

„Bitte um Entschuldigung. Die Landdrostei Osnabrück ist vorwiegend katholisch."

„Ich meine die Provinz Hannover."

„So nennen Sie das Königreich? — Drittens wegen der lutherischen Pastöre, die auch nicht preußisch werden wollen. Die lutherischen Pastöre im Königreich Hannover hängen an ihrem Glauben wie ich an dem meinigen. Viertens wegen unserer Bauern. Vor der Annexion hielt ich von denen nichts, die Kerls emanzipirten sich, nahmen sich zu viel heraus. Jetzt muß ich aber sagen, sie halten fest."

Nach dieser verdrießlichen Rede entstand eine Pause, bis Felix sagte: „Abneigung des Alten gegen das unvermeidliche, unveränderliche Neue, der gewöhnliche Fall —"

„Hannover ist kein gewöhnlicher Fall," versetzte gekränkt der Kammerherr und richtete sich stolzer auf.

Nun beendigten sie, erst schweigend, dann von gleichgültigen Dingen sprechend, den Spaziergang.

Der junge Gast fühlte sich in diesem stillen Hause nicht behaglich. Er wünschte, Wilhelm Mellnos Rath gefolgt und nicht hierher gereist zu sein. Nur die hübsche, thätige Agnes und in anderem Sinne der Kaplan flößten ihm Theilnahme ein. Sie aber sprach in der Familie wenig, und allein hatte er sie nicht wieder getroffen. Der Kaplan, welcher die meisten Stunden in den Zimmern der alten Frau von Dienhaupt zuzubringen schien, beendigte den Tag, wie er ihn begonnen, mit Orgelspiel.

## Zweites Kapitel.

Die frühe Morgensonne beleuchtete den zur Kapelle eingerichteten Raum. Das Dienstpersonal hatte sich bereits versammelt, nur die vorderste Stuhlreihe war noch leer. Felix blieb am Eingange stehen. Am Arm des Kammerherrn schritt Frau von Dienhaupt an ihm vorbei. Ihre Töchter folgten. Agnes warf ihm einen Blick zu, den er nicht zu deuten wußte. Ludovika ergriff seine Hand und zog ihn nach vorn. Zerstreut, ohne rechte Andacht, hörte er die Messe. Nach derselben ging die Hausgemeinde schweigend davon.

Felix traf Agnes wieder im Garten. Fröhlich klang ihre Stimme, und ganz unbefangen fragte sie:

„Wollen Sie mir helfen?“ Ihr heiteres Gespräch wurde unterbrochen, da Ludovika sich zu ihnen gesellte.

„Mein lieber Mann schreibt Briefe,“ fing sie an. „Ich kann Ihnen Gesellschaft leisten. Wenn Sie der Gartenkunst wegen gekommen sind, so ist Agnes der beste Lehrmeister. Beschreiben Sie uns Ihre Gärten oder Parks. Bei Ihnen ist wohl alles großartiger?“

„Viel Land haben wir, auch einen großen Park, der in den Wald übergeht, so daß man nicht unterscheidet, wo der eine, wo der andere anfängt. Darin weiß ich Bescheid, in den Fruchtgärten wenig. Ich kann jedoch zu meiner Entschuldigung sagen, daß ich von meinen fünfundzwanzig Lebensjahren eigentlich nur diejenigen, in welchen man am wenigsten lernbegierig ist, auf dem väterlichen Gute zugebracht habe.“

„So alt wie ich,“ sagte Ludovika. „Passen wir auch wohl in anderen Dingen zusammen?“ Agnes ging weg und machte sich in einem entlegenen Theile des Gartens zu thun. „In der Religion, fürchte ich, nur äußerlich.“

„Aeußerlich lebt man nicht in der Religion,“ warf Felix ihr vor.

„Nur nicht böse!“ bat sie. „Ich denke das Beste von Ihnen. Wir leben hier recht innerlich in unserer Kirche, aber die meisten Männer werden durch das Leben verführt, zumal in dem Sodom und Gomorrha, wie mein Bruder Berlin nennt.“

„Den Namen verdient Berlin durchaus nicht. Im Gegentheil, seine Bewohner stehen nach meiner Ueberzeugung weit über dem Durchschnitt der Menschen.“

„Sie werden lebhaft. Qui s'excuse s'accuse."

„Ich habe nichts zu entschuldigen."

Schnellen Schrittes kam über die Brücke ein langer Bauernbursche, der stehen blieb, als er die Kammerherrin erblickte. Sie hörten Agnes rufen: „Kommen Sie her, Christian!"

„Der Spielkamerad meiner Schwester," erklärte Ludovika, ihre Schritte dahin lenkend, wo jener mit Agnes sprach. „So alt wie Sie und will schon heirathen."

„Jung gefreit, hat niemand gereut," warf Felix gedankenlos hin.

Lachend fiel die junge Frau ein: „Das können Sie ja nicht beurtheilen."

Als sie nahten, entfernte sich der Bursche. „Seine Mutter ist wieder krank, ich will zu ihr," sagte Agnes und, Felix anredend: „Wollen Sie ein Kolonat sehen, so begleiten Sie mich."

„Gern," erwiderte er. Ludovika aber meinte, es sei besser, daß der Kaplan die Kranke besuche.

„Nein," antwortete die Jüngere und wandte sich der Brücke zu. Felix folgte ihr. „Nun, so geht!" rief die Schwester ihnen unmuthig nach.

„Der Christian," fing Agnes an, „ist unseres Nachbars zweiter Sohn und Bräutigam einer Erbtochter. Nächstens soll die Hochzeit sein; Gott gebe, daß nichts dazwischen kommt."

„Ihr Bruder hat einen Streit mit dem Bauer," warf Felix hin.

„Den hat der Kaplan schuld. Er wollte auf dem

hohen Esch ein Gnadenbild aufstellen lassen, und das leidet der Kolon nicht. Mein Bruder nennt ihn einen Freidenker, er ist aber ein frommer Mensch. Mich könnte man ebenso eine Freidenkerin nennen. Der Bilderdienst an der Straße geht doch gar zu weit." Sie kamen an das Holzbild der Mutter Gottes. „Ist das nicht sehr häßlich?" bemerkte Agnes, und Felix unterließ diesmal, den Hut zu lüften; sie aber ging mit den Worten weiter: „Du sollst keine anderen Götter neben mir haben und dir kein Bildniß, noch irgend ein Gleichniß machen."

„Wie können Sie bei solcher Gesinnung mit den Ihrigen in Frieden leben?" fragte er in einem Tone, der ebenso herzlich wie vorwurfsvoll klang; denn er war sich nicht klar, ob ihre Aeußerungen ihn freuten oder peinigten.

Ohne zu zögern antwortete sie: „Weil ich muß, weil es meine Pflicht ist. Ich verschweige, was ich vielleicht sagen sollte, und thue mit, was gegen meine Ueberzeugung ist. Das mag unrecht sein und quält mich oft. Aber wenn ich dann allein und in der schönen Natur bin, so tröstet mich der Glaube, daß der liebe Gott mir verzeihen wird."

Sinnend schritten sie weiter, ohne mehr Worte zu wechseln. Auf dem Hofe des Kolonen bellte der große Kettenhund. Agnes streichelte ihn. Sie gingen im Schatten alter Eichen nach dem Wohnhause, aus dem jetzt der Eigenthümer trat, welcher die Dame wie eine gute Bekannte willkommen hieß, ihren Begleiter dagegen

argwöhnisch betrachtete. „Will der Herr mit hereinkommen?“ fragte er, ohne dringlich einzuladen.

„Ich warte hier,“ antwortete der junge Mann und setzte sich auf die an dem nächsten Baumstamm gelehnte Wagenleiter. Kein Mensch ließ sich blicken, die Pferdeställe standen offen und waren leer. Alles arbeitete an der Ernte auf dem Felde. Nur der alte Bauer und sein krankes Weib schienen im Hause zu sein. Kein Geräusch störte Felix' Gedanken. — Von Kindheit an war ihm die Achtung vor den Gebräuchen seiner Kirche als etwas Selbstverständliches dargestellt und, ohne daß er über ihre Bedeutung nachsann, zu einer Gewohnheit geworden. Er war ein reiner Mensch und setzte bei anderen Gutes voraus, weil er nur that, was er verantworten konnte. Dienhaupt hatte ihn in die Genossenschaft gezogen, welche die Herrschaft der Geistlichkeit über den Staat erstrebte. Den Ernst dieses Kampfes begriff er nicht gleich. Zweifel, welche in ihm angeregt wurden, verschwanden vor seiner Arglosigkeit. Den Reden, welche er hörte und mißbilligte, legte er nicht mehr Bedeutung bei, als unüberlegte, von thörichten oder heftigen Menschen gesprochene Worte verdienen. Zu einem Widerspruche in ihm selbst war es erst in dieser Familie gekommen, worin eine äußerliche Frömmigkeit Zwiespalt schuf. Wie verschieden waren die beiden Schwestern, die geistesstarke Agnes und die devote und dabei kecke und neckische Ludovika, die seiner frischen Jugend heute besser gefallen hatte.

An sie dachte er, als jene und hinter ihr der Eikenmeier in der Hausthür erschien. Der Kolon mußte

inzwischen Gutes über den Herrn, der auf dem Hofe wartete, gehört haben, denn er war freundlicher und lud ihn ausdrücklich ein, mit dem Zusatz: „Sonntag Nachmittag sind Menschen und Vieh zu Hause.“

Auf dem Heimwege war Agnes nicht gesprächig, sie sagte nur: „Es ist nicht so schlimm mit der Bäuerin,“ und ging über weitere Anreden kurz hinweg. Offenbar hatte sich noch etwas zugetragen, was ihre Gedanken beschäftigte. Felix empfand, daß seine Nähe ihr, wenigstens in dieser Stunde, gleichgültig war.

Zwischen den Hecken, die vor der höher gestiegenen Sonne nicht mehr schatteten, kam ihnen eilig der Kaplan entgegen. Er nahm den Hut ab und wandte sich verlegen und mit dem Ausdruck der Furcht an seine junge Herrin: „Ich soll nach dem Kolonat.“

„Sie sind dort willkommen,“ erwiderte sie und sah ihm dabei so tief in die Augen, daß sein von der Tageshitze glühendes Gesicht noch röther wurde. Er blickte zur Erde und fragte erstaunt: „Ich dort willkommen?“

„Gewiß! Gehen Sie nur. Sie brauchen aber nicht so zu eilen, die Bäuerin ist besser.“

Agnes’ Rath befolgte der Kaplan, bis sie ihn nicht mehr beobachten konnte. Wie war sie eben freundlich gegen ihn gewesen, wie leuchtete ihr Blick noch in seinem Herzen! Ach, sie hatte ja keine Ahnung seines sündhaften Empfindens, und dennoch beglückte ihn jedes seltene Zeichen ihrer Theilnahme. Die Angst, auf dem Kolonate übel empfangen zu werden, hatte sie von ihm

genommen. Das konnte er sich nicht deuten. Er beschleunigte seine Schritte.

Wieder bellte der Hund, und wieder erschien des Eikenmeiers Hünengestalt in der Hausthür. Schüchtern trat der Kaplan näher. Der alte Bauer rückte, ohne ihm den guten Tag zu bieten, an seiner Mütze und sagte: „Kommen Sie mit.“ Er ging voran über den Flur die Treppe hinauf nach dem oberen Stock, öffnete eine Thür, ließ den Gast eintreten, hörte den Ausruf: „Du hier?“ nud schloß die Thür, um die Beiden allein zu lassen.

In dem Gemach stand ein anderer Geistlicher, sehr verschiedenen Aussehens, groß, kräftig, mit energischem Gesicht. „Halt!“ sprach er und streckte die Hände gegen den auf ihn Zueilenden aus. „Erst höre.“

„Was ist?“ rief dieser erschrocken.

„Ich bin exkommunizirt —“

„Herr Gott!“ Der Kaplan zitterte, blickte scheu rundum, ermuthigte sich und stürzte dem anderen in die Arme.

„Nun ist es gut,“ sagte der. „Wir wollen uns setzen.“

Der Bauer trat ein, stellte noch ein Weinglas auf den Frühstückstisch, schenkte es voll und ging hinaus.

„Inbrünstig habe ich um Erleuchtung gebeten,“ fing jetzt der Geistliche an, „und da ist mir das Licht geworden. Der heilige Geist ist nicht bei denen gewesen, welche das vatikanische Konzil beherrschten. Dessen Lehren sind keine Offenbarungen von Gott, sondern Lug und Trug. Ich halte an der Kirche fest, in der ich geweiht bin, und wandere zu den Gemeinden, die sich altkatholische nennen.“

„Sie sind verflucht!“ klang es leise aus dem Munde des Kaplans.

„Wem flucht der kindische Pius nicht!“

„Jesus Maria, was sprichst Du!“

„Er will über Königen stehen, über unserem Kaiser? Hast Du alle Vaterlandsliebe eingebüßt? Ich habe sie gefühlt und vor Augen gehabt auf den Schlachtfeldern in Frankreich. Die deutschen Bischöfe aber machten sich vaterlandslos, indem sie sich der erlogenen Unfehlbarkeit unterwarfen, und nachdem sie Sklaven des Vatikans geworden, knechten sie Dich zu ihrem Sklaven.“ — Er betrachtete den Kaplan, welcher regungslos, gesenkten Hauptes da saß, mit einem Ausdruck von Mitleid und Widerwillen und sprach weiter: „Kein Gesetz soll gelten, welches der Papst verwarf? Ist das die Treue der deutschen Bischöfe an ihrem heiligen Amte? Hochverräther sind sie, und ein Hochverräther sollst Du sein.“

„Ihr könnt keine Kirche bilden ohne Bischof,“ wandte jetzt der andere ein.

„Wir werden der Hirten nicht entbehren. Augenblicklich vollzieht der Erzbischof von Utrecht bei den altkatholischen Gemeinden in Bayern die bischöflichen Handlungen. Ich wandere durchs Land bis zu der großen Versammlung in Köln. Da sollen unsere Satzungen berathen werden.“

Der Kaplan schien sprechen zu wollen. Er leerte das Weinglas, als wolle er sich Muth trinken. Dann stieß er die Frage aus: „Ist es wahr, daß Ihr das Cölibat abschaffen wollt?“

Ein scharfer Blick, der ihn erröthen machte, traf

ihn. „So weit sind wir noch nicht," antwortete der Altkatholik, „und was mich betrifft, so steht die Frage nicht obenan. Mache Dich über das Wichtigste klar, und wenn Du kannst, so folge mir."

„Ich kann nicht!" rief klagend der andere und bedeckte seine Augen mit den Händen. Dann sprang er auf. „Ich kann nicht fort von dem Orte wo ich bin." Wieder begegnete er dem prüfenden Blicke, vor dem er die Augen niederschlagen mußte, und schnell sprach er weiter: „Du hast keine Mutter und keinen Herrn, welcher ihr die Nahrung entzieht, wenn sein Kaplan ihm widerstrebt."

„Geh!" versetzte jener. „Gott will nicht, daß Du mir folgst; sonst würde er Dir Kraft geben, das Weltliche hintanzusetzen."

Zu der Entgegnung kam es nicht, weil der Kolon mit den Worten eintrat: „Es geht auf elf, das Volk kommt nach Hause." Der Kaplan erschrak. Um sich vor schädlicher Nachrede zu schützen, nahm er eine finstere Miene an und rief: „Wir sind geschieden."

Hochaufgerichtet, unbeweglich stand der andere Geistliche. Auf das Gesicht des alten Bauern kam ein verächtlicher Ausdruck. Von dem einen zum andern sah der schwachmüthige Mensch und ging hinaus.

## Drittes Kapitel.

Felix lernte in dem Inspektor, der schon von Dienhaupts Vater angestellt war, einen klugen Mann kennen, welcher das Gut gewissermaßen wie das seinige betrachten konnte; denn weil er das Fach verstand und ebenso fleißig wie treu war, ließ auch der Sohn ihn meist ungestört schalten und walten. Streitpunkte vermied der Inspektor, er gab nach wo er konnte und hatte auch mit dem Eikenmeier bis auf den heutigen Tag die gute Nachbarschaft aufrecht erhalten, obgleich sein Herr den stolzen Freidenker nicht leiden mochte. Nun drohte die Wegsperre auf dem hohen Esch die Eintracht zu stören.

„Der Kaplan hätte erst fragen sollen, ob er das Gnadenbild dort hinstellen dürfe," meinte Felix, als auf diesen Gegenstand die Rede kam.

„Alles in der Welt hat seinen Zusammenhang," erklärte der Inspektor. „Des Kaplans Mutter hat den Gasthof im Dorfe. Was an ihren Möbeln schadhaft ist, reparirt der Bildschnitzer. Da nun dieser abermals ein Kreuz fertig und keinen Abnehmer hatte, so kaufte es der Kaplan. — Hier können Sie es sehen." Er öffnete eine Geräthekammer, in welcher hinter einer Häcksellade ein roth angestrichenes Bretterkreuz stand. Darauf war eine bunte, garstige Figur befestigt, welche den gekreuzigten Heiland darstellen sollte. Ueber dem Haupte hatte der Künstler die Buchstaben J H S gemalt und unter den Füßen eiserne Nägel in der Form eines V eingeschlagen.

„Das V soll wohl das vinces zu dem oberen In hoc signo sein?“ äußerte Felix.

„Unser Volk will es so haben,“ versetzte sein Führer. „Die Schulmeister lehren, daß die Buchstaben „Jesus, Heiland, Seligmacher“ bedeuten und die Nägel das schreckliche Marterwerkzeug veranschaulichen. Da Sie aber,“ fuhr er, die Gerätheкammer wieder verschließend, fort, „bei dem Kolon gut angeschrieben sind, so sollten Sie ihm zureden, daß er die Aufrichtung des Kreuzes gestattet und die Sperre von dem Wege abtragen läßt.“

„Das ist ein eigen Ding,“ erwiderte der Jüngere. „Doch um des lieben Friedens willen versuche ich es gern, obgleich der Kaplan auf dem Hofe nicht wohlgelitten scheint; denn neulich, als er zu der kranken Frau geschickt war, kam er ganz verstört nach Hause. Es mag auch an seiner finsteren Sinnesart liegen. Ich denke immer, wenn ein Priester nicht frohen Gemüths ist, das muß besondere Ursachen haben.“

„Hm hm,“ machte der Inspektor und fing von etwas anderem an.

Es war ein Sonntag, an welchem Felix den Bauernhof abermals betrat. Leichtes Gewölk verhüllte die Sonne. Mittag war vorbei. Im Grase unter den Eichen lagen und saßen Knechte und Mägde; einige schliefen, andere scherzten. Einer erhob sich und führte den Ankommenden in den Baumgarten. Der Kolon, mit einem weißen Kittel bekeidet, kam ihm entgegen; der lange Bursche, den Felix schon gesehen hatte, und ein älterer, beide in Hemdsärmeln, folgten.

„Das ist recht, Herr," redete der Alte ihn an. „Die Frau ist auch hier. Kommen Sie! Dies sind meine Kinder, Friedrich und Christian. Der junge hat schon eine Braut und wird bald Schulze drei." Er gab ihnen ein Zeichen, sie gingen nach dem Wohnhause, er aber mit dem Gast unter den Zweigen, die voll reifender Aepfel und Pflaumen hingen, nach der Laube, wohin man die Bäuerin in einem Lehnstuhl getragen. Freundlich, mit schwacher Stimme sprach sie: „Guten Tag, Herr. Ich habe schon von Ihnen gehört. Setzen Sie sich."

„Geht es besser?" fragte Felix treuherzig.

Sie wies mit der Hand auf ihre linke Seite: „Wenn hier das Reißen eine Weile gedauert hat, komme ich wieder auf den Schick." Und der Mann setzte hinzu: „Der Doktor aus der Stadt hat uns Pillen gegeben; die helfen gut."

„Ist kein Arzt näher?"

„Den wollen wir nicht," antwortete er, „ist auch so ein Mucker."

Die Söhne kamen in ihren Sonntagsjacken. Der eine setzte eine Flasche und zwei Gläser, der andere einen Teller mit Birnen auf den Tisch. Dann nahmen sie nebenbei auf der Bank bescheiden Platz. Der Vater schenkte ein und sagte: „Greifen Sie zu. Die Birnen sind gut, der Wein auch," und leuchtenden Auges auf die Bank zeigend: „Sind beide mit im Kriege gewesen. Friedrich hat noch zuletzt einen Schuß gekriegt, am 26. Januar bei Vorges, nicht schlimm; aber die Angst hat der Mutter die Krankheit gebracht."

Die Bäuerin, welche mit ernstem Gesicht zugehört, nickte jetzt vergnügt, da die schmerzliche Erinnerung schnell der Freude an ihren gesunden Kindern wich. Sie schob dem Gaste sein Glas zu, der Wirth stieß mit ihm an, sie tranken auf ihre Gesundheit. Jetzt suchte Felix die Söhne ins Gespräch zu ziehen. Der ältere, welcher am wenigsten lebhaft aussah und nur das Unvermeidliche sprach, hatte bei dem westphälischen Armeekorps gedient. Christian gehörte zur Garde und wußte daher in Berlin Bescheid. Bei ihm beruhte der äußerliche Gleichmuth anscheinend nur auf Sitte, auf dem Respekt vor den Eltern; denn seine Antworten kamen schnell und hitzig aus dem Munde. Ueberhaupt glaubte der Fremde wahrzunehmen, daß die ruhige Oberfläche, unter welcher diese Familie sich darstellte, zu heftigen Wogen aufbrausen könne, und er scheute sich deshalb in Anwesenheit aller des Streites zu gedenken, den zu schlichten er heute gekommen war.

Der Alte selbst bot die Möglichkeit zu einem Gespräche unter vier Augen, indem er eine Besichtigung der Wirthschaft vorschlug. Die Beiden gingen durch die Gärten und nächsten Felder, durch Wohnhaus und Nebengebäude, und da der junge Herr den Wohlstand und die Ordnung, welche sich überall erkennen ließen, rühmend bemerkte, so kam die Freude des Wirthes immer mehr zum Ausdruck. Als Felix nun gar die Kühe und Pferde pries, auf welche der Kolon sich viel zugute that, wurde dieser fröhlich mittheilend, man hätte beinahe sagen können redselig.

„Seit unvordenklichen Zeiten ist das Kolonat so,“ sagte er, „mit allem was dazu gehört, Aecker, Wiesen und Busch, und immer von dem einen Eikenmeier auf den anderen gekommen; nicht wie der Hof, den Christian freit. Auch ein schöner Hof im nächsten Kirchspiel. Ich und der selige Schulze haben die Partie versprochen. — Kommen Sie.“ Er kehrte nach dem Wohnhause um, ging in eine Hinterstube, wo auf den Börten die Milchsetten standen, rückte einen großen Koffer von der Wand und zog hinter diesem eine schwere viereckige Platte hervor. „Ich habe es schon machen lassen, weil ich den Steinschneider aus der Stadt gerade im Dorfe traf.“ Es war eine Syenittafel mit eingegrabener, vergoldeter Schrift. „Schulze III., geborener Eikenmeier“ las er. „Das wird am Hochzeitstage über der Hausthür eingemauert,“ und er sah Felix stolz und zufrieden an. Dieser lobte, daß man den Namen des ursprünglichen Eigenthümers erhalte und zugleich denjenigen des neuen Herrn ehre.

„Ja, Christian wird der Herr sein, und dann hört die Muckerei auf,“ sprach der Kolon hierauf noch lebhafter. „Der selige Schulze war ein guter Katholik wie ich; aber die Wittfrau ist herumgekriegt, gerade wie die Frau von Dienhaupt, nur auf andere Manier.“

„Wieso das?“

„Warum soll ich es nicht erzählen? Weiß es doch jeder hier. Mit dem Husaren-Rittmeister fing es an, mit dem Possenkleide ging es weiter, und der Kaplan setzte den Trumpf darauf.“

Felix unterbrach ihn: „Davon verstehe ich kein Wort.“ Der Alte schob die Steintafel und den Koffer in ihre vorige Lage. „Hört!“ sagte er und setzte sich auf den Koffer. „Hier ist Platz genug, setzen Sie sich auch. — Als der Krieg anno 49 zu Ende war, kam der Husaren-Rittmeister. In den vergaffte sich die Gutsfrau, als sie schon mit der Jüngsten guter Hoffnung ging. Sie hat sich nichts, ganz und gar nichts vorzuwerfen; aber je älter das Kind wurde, um so ähnlicher wurde es auch dem Rittmeister, und das hielt die gnädige Frau für ihre Sünde. Der selige Dienhaupt war so vernünftig wie ich; mit dem stand ich mich gut. Aber als er gestorben war, kriegten die Pfaffen die Frau ganz herum, und so wurde auch der Sohn erzogen, der jetzt mein Feind ist.“ — Er machte eine Pause, stützte ärgerlich die Hände auf die Kniee und sprach weiter: „In Münster und Paderborn kommt auf ein Dutzend erwachsene Menschen ein Priester oder eine Nonne, die haben schon viele dumm gemacht; aber so dumm wie heute weiß ich es nicht zu denken.“ Er sah seinen Nachbar an, ob der wohl derselben Meinung sei.

Dieser fragte jetzt: „Was ist's denn mit dem Kleide?“

„Ja so. Unsere Eisenbahn hatten wir noch nicht. Da kam zu Lichtmeß eine fremde Herrschaft durchs Dorf und übernachtete in der Gastwirthschaft. Alle vier Stuben nahm sie, und das Geld mußte die Wirthsfrau abzählen, denn was sie sprachen, verstand hier keiner. Als sie nun weg waren, fand die Wirthsfrau hinter der Gardine ein langes weißes Kinderkleid. Feine Spitzen saßen am Halse und darunter goldene Kreuze und Buch-

staben. Als der neue Pfarrer — wir haben ihn jetzt drei Jahre — das sah, buchstabirte er lange daran herum. Auf einmal rief er: Gereinigte Mutter Gottes! Nahm es, fuhr damit zum Bischofe, und als er wiederkam, war es ein Kleidchen des Jesuskindes geworden —"

„Wie ist so etwas möglich?" rief Felix.

„Es hing in einem Glasschrein und wurde in die Kirche getragen. — Zu gleicher Zeit war der Kaplan zum Priester geweiht, und die Gutsfrau nahm ihn, weil er aus der Wirthschaft ist, wo das Wunder passirte."

Diese Eröffnung verletzte das fromme Gemüth des Zuhörers. Gern hätte er an ihrer Wahrheit gezweifelt, aber der Erzähler war ein zu glaubhafter Mann. „Traurig!" Mehr sagte er nicht. Der Bauer wiederholte: „Traurig!" und sah dabei so milde aus, daß Felix den Augenblick für günstig hielt, um den Streit wegen des Fußpfades zu schlichten. Er fing deshalb an: „Aus Aberglauben kann wohl Streit und Hader entstehen, der Christ soll aber Arges mit Gutem vergelten."

Der Kolon richtete den Rücken gerade und fragte so heftig, wie er heute noch nicht gesprochen hatte: „Was meinen Sie?"

„Ob ein Holzbild mehr oder weniger angebetet wird, ändert an der Sache nichts —"

Der Alte unterbrach ihn: „Nein, Herr, nein!" und ließ sich von dem Koffer herunter. „Damit kommen Sie mir nicht. Was mein Recht ist, ist mein Recht. — Dabei bleibe ich." Um das Zwiegespräch abzubrechen, wandte er sich der Thür zu.

Felix, welcher einsah, daß nichts zu erreichen sei, beruhigte ihn durch ein angenehmes Geplauder. Dann nahm er Abschied von der Hausfrau mit dem Wunsche guter Besserung und dem Danke für schöne Bewirthung, und von Friedrich. Christian war nicht zu finden. Der Kolon begleitete ihn vor die Hofthür.

Da hörten sie eine männliche Stimme jämmerlich „Hülfe, Hülfe!" schreien. „Herr meiner Seele, das ist der Donnschuan!" rief erschrocken der alte Bauer. Felix lief dem Orte zu und sah, wie Christian einen von Dienhaupts Bedienten mit der linken Hand festhielt, während die rechte in den Zaun griff und einen dicken Pfahl herauszog. „Hund, Du sollst sterben!" hörte er. Der Jähzornige schleuderte seinen Gegner zu Boden und hob den Arm zum Schlage, als Felix ihn erreichte und zurückriß. „Christian, besinnen Sie sich!" sagte er, den Wüthenden festhaltend. Dem Diener, der sich schleunig aufrichtete und davon eilte, rief er nach: „Schweigen Sie, bis ich komme."

Christians Augen funkelten wild, doch hielt er sich ruhig und sprach jetzt: „Lassen Sie mich los. Heute hat er genug." Als er den Arm frei hatte, schleuderte er den Pfahl weit weg.

Sein Vater, der herangekommen war, befahl ihm mit nach Hause zu gehen, und reichte Felix die Hand. „Adjis nochmal, Herr."

## Viertes Kapitel.

Die Erzählungen des Eikenmeiers hatten Felix über die Zustände im Gutshause aufgeklärt. Wenn der menschliche Geist von einer falschen Richtung, welche Zufall oder Erziehung ihm gegeben, nicht rechtzeitig abgeleitet wird, so geräth er in eine Sackgasse, aus der er sich nicht mehr zu befreien vermag. Das war bei der alten Frau von Dienhaupt und ihrem Sohn der Fall. Sie wurde von der Frömmelei, welche die irdischen Dinge verachtet, er vom ultramontanen Fanatismus gefangen genommen. Jede Bemühung, der alten Dame menschlich näher zu treten, blieb vergeblich. Im Kreise der Ihrigen fast stumm, in ihren Zimmern anscheinend nur mit Andachtsübungen beschäftigt, quälte sie sich und den unglücklichen Kaplan und begriff nicht einmal die Versuche sie zu erheitern, welche Agnes uud jetzt auch der Gast zuweilen machten.

Wäre Dienhaupt anwesend gewesen, so würde Felix sich mit ihm ausgesprochen haben. Um dieses zu thun, beschloß er noch zu bleiben. Die Landwirthschaft, derentwegen er gekommen, hatte er, Vor- und Nachmittags umherstreifend, genügend kennen gelernt.

Ludovika war durch frühe Heirath dem geisttödtenden Leben entronnen. Bei ihrem dummen, gutmüthigen Manne, den sie je nach Umständen durch herbes oder zärtliches Benehmen regierte, hatte sie eine Freiheit gewonnen, in welcher sie ihr junges Leben genoß, so weit die äußeren Rücksichten nur erlaubten. Felix war ihr

ein angenehmer Zeitvertreib, und da der Kammerherr nach seinem Gute oder denen der Nachbaren ab und zu reiste, so vermochte sie um so leichter, den unerfahrenen Gast mit den kleinen Mitteln eines klugen Weibes von Tag zu Tag mehr zu fesseln. Daß in seinem und ihrer Schwester Herzen die beabsichtigte Neigung erwache, glaubte sie nicht. Agnes wies ihn in die Stellung eines Bruders, man könnte sagen eines jüngeren Bruders. Die wenigen Jahre, um welche er älter war, gaben ihm nicht die Sicherheit, die jeden ihrer Schritte leitete. Nach der Erzählung des Kolonen mußte er oft über die unbegreifliche Verwandtschaft nachdenken, welche sich durch eine Leidenschaft der Mutter sogar auf die Seele des Kindes übertragen zu haben schien. In trüber und klagender Umgebung hatte Agnes ihren heiteren Muth bewahrt. Ohne der Weiblichkeit das Geringste zu vergeben, faßte sie mit praktischem Sinn und freiem Blick ihre Entschlüsse und führte dieselben zuweilen überraschend schnell aus.

Ihr Frohsinn war ein tiefinnerlicher, der selten lustige Worte an die Oberfläche treibt. Mit ihr kam Felix immer gleich in ein ernstes, von beiderseitigem Vertrauen getragenes Gespräch. Das kirchliche Gebiet berührten sie jedoch nur noch einmal, als er von seinem Nachmittagsbesuche auf dem Kolonat erzählte und hierbei äußerte: „Ich begreife nicht, daß Sie sagen konnten, der Kaplan sei dort willkommen."

„Es war ein besonderer Grund," entgegnete sie so kurz, daß er nicht weiter fragte. Aber nun brachte er die Rede auf das Kleidchen in der Dorfkirche.

„Leider ist es, wie Eikenmeier erzählt hat,“ antwortete sie hierauf. „Die Geistlichkeit will neue Wunder haben. Krankenheilungen und Wallfahrten sollen nachfolgen.“

„Wie sieht das Kleid aus? Haben Sie es gesehen?“

„Um den Hals ist eine schöne alte Spitze befestigt, die es mir interessant machte. Und darunter auf der Brust von Schulter zu Schulter befindet sich, in Gold gestickt, das Wort STOLA, zwischen je zwei der fünf großen alterthümlichen Buchstaben ein Kreuz.“

„Ein sonderbarer Gedanke!“

In diesem Augenblicke ging nicht weit von ihnen der Bediente vorbei, welchen Felix aus den Händen des jungen Bauern befreit und dem er, wohl unnöthigerweise, Geld gegeben hatte, damit er gegen diesen nicht klagbar werde. Er wurde im Hause Jean genannt und war ein gewandter, schöner Mensch, vom Aussehen eines Italieners, dunkele Haare und Augen, gebogene, fein geschnittene Nase. Felix wollte, um die Ursache jenes Streites zu erfahren, das Gespräch vorsichtig darauf lenken und fing mit der Frage an: „Der ist doch kein Westphale?“ Sie erwiderte: „Mein Bruder hat ihn vor mehreren Jahren aus Wien mitgebracht,“ und ging in das Haus.

Sie war immer thätig, ihre Schwester immer müßig, und da auch Felix nichts zu thun hatte, so fanden diese Zwei sich öfter zusammen, wo dann bei längeren Spaziergängen Ludovika seinen Arm zu nehmen pflegte. Einmal fing sie von der Sünde an und beklagte die Protestanten, weil sie die Schuld forttragen

müßten ohne Absolution; denn ohne Fehltritt wandele kein Mensch durch das Leben. Felix meinte, daß den Protestanten, deren doch viele zufrieden lebten, die Last nicht gar schwer sein könne, wohingegen die frommsten Katholiken oft mühselig und beladen erschienen.

„Manches Gemüth kann der Stärkung nicht genug finden," entgegnete sie. „So meine Mutter, welche das Erdenleben für eine qualvolle Schule hält, während ich der Meinung bin, daß wir es genießen dürfen und durch die Buße gutmachen, wenn wir uns zu weit fortreißen ließen."

„Das ist ein gefährlicher Standpunkt."

„Ich meine nur, wir kommen nicht um durch den Genuß. Unsere Kirche verzeiht den Schwachen."

Mit solchen Reden reizte sie den jungen Mann, öfter an sie zu denken und lebhafter nach ihr zu verlangen, als gut war.

Eines Tages sprach sie den Wunsch aus, vor ihrer nahen Abreise den Schulzenhof noch einmal zu besuchen und Felix mitzunehmen. Die Aussicht, ihre Gesellschaft mehrere Stunden allein zu genießen, setzte ihn in Verlegenheit. Er antwortete befangen, daß er den Hof und das Mädchen, welche dem jungen Eikenmeier gehören würden, wohl sehen möchte. „Fahren Sie mit," sagte, hinausgehend, Agnes.

Sie traf er im Garten wieder, wo sie ihm entgegen kam und schnell bat, daß er auf dem Schulzenhofe Christian so viel er könne rühmen möge, weil man der Braut allerlei in den Kopf setze, um die Hochzeit zu verhindern.

Der Wagen fuhr vor. Die Kammerherrin verlangte, daß der Bediente Jean mitfahre. „Den habe ich in's Dorf geschickt," erklärte Agnes. Verdrießlich bestieg die Schwester den Wagen; da aber Felix sich zu ihr setzte, vergaß sie den Aerger bald.

Es war ein schöner Nachmittag. Sie fuhren durch diese westphälische Ackerebene, in welcher die Kolonate, jedes inmitten seiner Ländereien, um ihr Kirchdorf zerstreut liegen.

Ludovika lehnte sich still und schüchtern in ihre Ecke zurück, als habe sie Furcht vor dem Manne, den sie oft zärtlich anblickte und den ihr Benehmen mehr aufregte, als andern Tages ihre Worte gethan hatten. Er flüchtete zu den unbedeutendsten Dingen, die er am Wege sah, um ein gleichgültiges Gespräch daran zu knüpfen. So kamen sie nach dem Schulzenhofe. Die Kammerherrin ging in das Haus. Ihrem Wunsche folgend blieb Felix draußen.

Er sah nichts Neues, denn die Bauernhöfe gleichen sich in dieser Gegend noch mehr als anderswo. Er suchte aber auch nicht danach, er vergaß Agnes' Auftrag, er dachte nur an Ludovika.

Sie blieb lange, Sonnenuntergang war nahe, der Kutscher wurde ungeduldig. Endlich kam sie in Begleitung der Bäuerin und der Braut, die weder hübsch noch freundlich aussah. Jetzt redete Felix mit der letzteren, wenig Worte, denn Ludovika drängte fort. „Es wird ja dunkel, ehe wir nach Hause kommen," sagte sie. Er lobte Christians Eigenschaften, von denen er freilich nur den Jähzorn kennen gelernt hatte. Das Mädchen

machte der Dame eine tölpische Verbeugung nach der anderen und hörte ihn kaum an. Ludovika hüllte sich in ihr Tuch. „Es wird kühl, wir wollen den Wagen schließen lassen.“ Felix half dem Kutscher, dann fuhren sie davon.

Sie schien traurig geworden zu sein und schwieg nachdenklich, bis sie von der Schulzentochter anfing. „Das wird auch keine glückliche Ehe, die passen gar nicht zusammen,“ und bevor er fragen konnte, sprach sie von den gemachten Heirathen und daraus folgenden unglücklichen Ehen so betrübt, als trage sie gleiches Leid; so weich, so vertraulich, daß seine Theilnahme von Christian Eikenmeier gänzlich abgelenkt und auf die Frau an seiner Seite gerichtet wurde, die ihm ihr Herz auszuschütten bereit schien. Eine große Angst überfiel ihn, als sie in ihrem Schmerze seine Hand ergriff. „Mein Gott, Ludovika, was haben Sie?“ flüsterte er. Sie schwieg, lehnte sich an ihn und weinte.

Zum erstenmale empfand er die entzündende Macht des hingebenden Weibes. Ein glühender Schrecken durchfuhr ihn. „Fassen Sie sich!“ sagte er und richtete sie auf.

Still setzte sie sich, das Tuch vor den Augen, zurück. Er sah in den Abendhimmel hinaus und suchte Herr über sich zu werden; lange vergeblich. Endlich errang er den Sieg. Morgen wollte er abreisen.

Im Gutshause brannten schon Lichter, früher und mehr als gewöhnlich, die meisten Fenster waren hell. Es mußte etwas Besonderes vorgefallen sein. Draußen und darinnen liefen Diener und Mägde hin und her. „Was ist geschehen?“ fragte die Kammerherrin, als der

Wagen hielt. „Wir bekommen viel Besuch,“ antwortete einer, „der Herr ist wieder da,“ ein anderer.

Als sie die Treppe hinaufstiegen, lief Dienhaupt dieselbe hinunter. Er grüßte sie flüchtig, ohne sich aufzuhalten. Auch unter gewöhnlichen Umständen besaß er nur für Das einen scharfen Sinn, was ihn fast ausschließlich beschäftigte: für die unklar eifernden Ideen, welche sein beschränktes Gehirn vollständig erfüllten. An diesem Abend war er blind für alles, was hiermit nicht zusammenhing; sonst hätte er seines Gastfreundes Aufregung bemerken müssen.

Die große Begebenheit, einen der obersten Führer der Centrumspartei, denjenigen, welcher das meiste versprach, morgen unter seinem Dache empfangen und bewirthen zu dürfen, beherrschte ihn ganz. Er hatte diese wichtige Nachricht in Münster erhalten und sich bis zur Heimfahrt nicht mehr Zeit gelassen, als der Ankauf einer päpstlichen Fahne erforderte, die auf seinem Hause wehen sollte. Telegraphisch und durch expresse Boten hatte er die nächsten Gesinnungsgenossen des westphälischen Adels zu diesem Rendezvous eingeladen. Einige von ihnen, sowie der Kammerherr wurden noch an diesem Abend erwartet. Und welches Glück! Morgen war Mariä Himmelfahrt, da konnte der verehrungswürdige Gast an der Prozession theilnehmen. Aber alles mußte vorbereitet werden. Stuben- und Küchen-Personal waren in ihrem Fache, Knechte und Mägde draußen beschäftigt. Kränze und Guirlanden wurden gewunden. Es war ein Laufen und Fahren im Dunkeln und bei Laternenschein. Immer Neues fiel dem

Gutsherrn ein und alles wollte er selbst anordnen und leiten.

Seine Mutter war wie umgewandelt, zum erstenmale sah Felix sie lachen. Der tapfere Streiter, welcher das Schwert der Rede so schneidig führte, der kluge Mann, welcher so rüstig arbeitete für die Römischen, welcher sich, so klein er war, Bismarck gewachsen glaubte, wollte zu ihr kommen! Das beseligte sie.

Ludovika's Blicken wich Felix aus. Es war ihm lieb, daß Agnes nicht hinzukam. So unschuldig er war, scheute er sich doch, ihr zu begegnen. Die allgemeine Unruhe hatte die Ordnung im Hause gestört und ermöglichte ihm, seine Zimmer früh aufzusuchen.

Die Absicht, morgen zu reisen, mußte er aufgeben; an solchem Festtage durfte er sich nicht entfernen. Es dünkte ihm wohl, daß man den angekündigten Gast zu hoch schätze und übertrieben feiern wolle; er dachte darüber jedoch nicht nach. An Ludovika wollte er nicht denken. In dieser Stunde hätte er gern die Orgel gehört; aber sie war von Frau von Dienhaupt, wie von dem Kaplan vergessen. Ludovika's Bild blieb vor seinen Augen und ihre Worte klangen in ihm nach, bis er in einen gesunden Schlaf fiel, welcher sich durch den Lärm in und vor dem Hause nicht stören ließ.

## Fünftes Kapitel.

Die Gäste waren angekommen mit Ausnahme des einen, dem alle Ehren galten. Ihm war Dienhaupt mit dem Kammerherrn entgegengefahren. An der Brücke hatte man eine Ehrenpforte errichtet, nicht schön, aber wohlgemeint, wie das große Papier mit dem Salve darauf anzeigte. Um die Hausthür wand sich ein Kranz. Von dem Dache des Gutshauses würde der silberne und goldene Schlüssel geblinkt haben, wenn das Fahnentuch sich bewegt hätte. Es war ganz windstill, ein sonnenheller Augusttag.

An der Brücke wartete der Kaplan, im unteren Saale die Gesellschaft; die alte Frau von Dienhaupt verjüngt, Ludovika heute die liebenswürdige Tochter des Hauses, aufmerksam, zuvorkommend. Ihr weißer Anzug kleidete sie vortrefflich. Felix glaubte sie noch nicht so reizend gesehen zu haben. Mehreremale, wenn er diese Beobachtung machte, trafen ihre Augen die seinigen.

Agnes ging ab und zu, gleichmäßig freundlich gegen jeden, von den Gästen weniger als die Kammerherrin beachtet. Sie litt unter dem Gewissenszwange, welchen dieser Tag ihr auflegte, und würde sich den geistlosen, geisttödtenden Huldigungen eines herrschsüchtigen Fanatismus entzogen haben, wäre es ohne Aergerniß möglich gewesen.

Unter den Herren des westphälischen Adels, die, einige mit ihren Damen, gekommen waren, den rede=

gewandten Mann zu sehen, der von Tag zu Tag mehr von sich sprechen machte, waren auch Offiziere, freilich in Civilkleidung. Felix fand hierin eine Beruhigung für sich, weil die Frage sich ihm aufdrängte, wie es mit dem Eide des Soldaten — er hatte ja selbst das Ehrenkleid getragen — vereinbar sei, den Feinden des Staates zu huldigen. Ein Diener stürzte herein und meldete die Ankunft des Mannes, der hier ein großer genannt wurde. Frau von Dienhaupt begab sich, von Ludovika gefolgt, auf den Flur. Der berühmte Gast reichte ihr den Arm und führte sie mit gerader Körperhaltung und majestätischem Schritte in den Saal. Die Anwesenden verneigten sich. Mehrere kannte er, die anderen stellte Dienhaupt ihm vor. Er hielt cercle in der liebenswürdigsten Weise, indem er bemüht war, jeden mit einem passenden Worte, die meisten mit einem Witze zu beglücken. Felix' Vater nannte er einen braven Mann.

Er hatte sich auf eine Rundreise begeben, um für die großen Katholikenversammlungen, welche in Breslau und Köln, an letzterem Orte nach dem Kongreß der Altkatholiken, tagen sollten, persönlich zu werben. Der erste Reisetag sollte auf einem anderen Gute enden, bei Dienhaupt nur ein Ruhehalt gemacht werden.

Die Ehren, welche man ihm hier anthat, gefielen seiner Eitelkeit, und seine Absichten bei diesem Besuche schienen auf das angenehmste in Erfüllung zu gehen; auch die, weshalb er Mariä Himmelfahrt zum Anfang der Reise gewählt hatte. Er wollte der Prozession ausweichen, an welcher er in seiner Stadt hätte theilnehmen

müssen. Bei dem Frühstück, zu dem man sich nach dem Empfange gesetzt hatte, war er überaus heiter.

Bis Frau von Dienhaupt sagte, wie glücklich es sie mache, daß er in der Prozession mitgehe, welche jetzt ihres Sohnes Ländereien segnend durchziehen werde. Den sonderbaren Ausdruck, welcher bei dieser Mittheilung auf sein Gesicht kam, hielt sie für den Beweis der innigsten Gemeinschaft.

Ihr Sohn hatte, um die Feierlichkeit zu erhöhen, den Dorfpfarrer veranlaßt, die Prozession der Gemeinde nach dem Gute zu leiten und das Kleid des Jesuskindleins mitzubringen. Damit dieser ungewöhnlichen Anordnung der Grund nicht fehle, sollte das neue Gnadenbild, der gekreuzigte Heiland, auf dem hohen Esch geweiht werden. Dienhaupt hatte befohlen, es aufzustellen und von dem Pfade die Sperren wegzuräumen, deren Uebersteigung man dem verehrten Gaste am wenigsten zumuthen konnte. So gewann man zugleich einen hübschen Kreisgang vom Gutshause durch den Park über die Wiese nach dem hohen Esch, von da an den Wirthschaftsgebäuden vorbei nach dem Holzbilde der Mutter Gottes, wo man, wieder nahe am Gutshause, die letzte Andacht am passendsten verrichten würde. Dienhaupt war stolz auf diesen Plan, womit er dem berühmten Manne die größte Freude zu machen glaubte. Um sie durch Ueberraschung noch zu steigern, war von der Prozession erst im letzten Augenblicke gesprochen worden.

Der Kaplan hatte vor dem Hause mit den Gutsleuten Aufstellung genommen. Die Gesellschaft ging hinaus, Frau von Dienhaupt am Arm des eminenten

Centrumführers, der bonne mine au mauvais jeu machte; zuletzt Felix, an dessen Seite Ludovika trat. Der Zug aus dem Dorfe kam über die steinerne Brücke, voran unter dem Baldachin, von den Chorknaben begleitet, der Pfarrer mit dem heiligen Gefäß, unmittelbar dahinter im Goldrahmen unter Glas das Kleidchen. Singend folgte die Gemeinde.

Der Kaplan und die Gutsleute knieten zuerst, dann Frau von Dienhaupt mit ihrem Führer, die Gesellschaft machte es nach. Ludovika ergriff Felix' Hand, zog ihn zur Erde nieder und hielt ihn, da er sich erheben wollte, fest, bis das Kleidchen vorbeigetragen war. Der Dorfgemeinde folgte der Kaplan, hinter ihm die Herrschaften, zuletzt Dienhaupts Leute, welche nun in den monotonen Gesang der vorderen Abtheilung einstimmten. Felix sah mit Erstaunen, welche Richtung der Zug nahm. Er suchte Agnes, sie fehlte und kam erst, als das Kleidchen schon im Park war. Mit leiser, zitternder Stimme bat sie: „Bleiben Sie bei mir.“

Ueber die Wiese ging es im Sonnenbrande, der Gesang verstummte von selbst, müde schleppte sich die Prozession nach dem hohen Esch, der nun betreten wurde und nicht allein auf dem Fußsteige, sondern auch rechts und links auf des Eikenmeiers Felde. Schon sah man den einen und anderen der Dorfleute, der zu viel Stärkung aus der Schnapsflasche getrunken hatte, taumeln. Agnes legte ihre Hand in Felix' Arm und blickte ängstlich umher. Vor dem rothen Holzkreuze häufte sich die Prozession und kniete dichtgedrängt auf dem Acker, während der Pfarrer die Weihe vollzog; dann ging es weiter.

Die Dorfgemeinde hatte den Esch verlassen, eben war Herr von Dienhaupt durch die Hecke geschritten, als der alte Eikenmeier auf ihn zutrat und rief: „Ich werde Sie vor Gericht bringen, Herr. Sie haben mein Recht verletzt.“ Die Vorderen blickten sich um, einige erschrocken, andere neugierig. Kalten Blutes führte der berühmte Mann Frau von Dienhaupt schnell weiter, die Nächsten eilten nach, hinten drängte man auf, und von den Letzten stürzte der Diener Jean drohend auf den Kolonen zu, der, über die Absicht nicht zweifelhaft, ihn mit einem Handschlage zu Boden warf. Es war ein Glück, daß die erste Abtheilung sich schon entfernt hatte und selbst die Betrunkenen nicht wagten, an den Herrschaften vorbei umzukehren. Aber aus Dienhaupts Reihen traten mehrere heraus, um ihren Herrn und Jean zu rächen. Indeß waren Felix und Agnes bereits an der Seite des Bedrohten. Sie streckte eine Hand gegen die Zornigen vor, während die andere sich auf den Mund des alten Mannes legte, damit er kein Wort mehr spreche. Der Kaplan, welcher sie in dieser Stellung erblickte, stand wie festgewurzelt. Felix scheuchte mit seinen Blicken auch die Dreistesten zurück. Dienhaupt ging weiter, die Prozession setzte ihren Weg fort und beendigte bei dem bunt bekränzten Marienbilde ihren Rundgang.

Agnes und Felix geleiteten den Kolon, der, nachdem er sein Recht gewahrt, ganz ruhig geworden, nach Hause. Als sie darauf in die Gesellschaft zurückkamen, bemerkten sie zu ihrer Freude, daß man den Vorfall mit Stillschweigen überging. Auch Dienhaupt schien nicht mehr

daran zu denken, er war zu sehr in Anspruch genommen und mochte sich auf dem Heimwege wohl gesagt haben, daß es ohne seiner Schwester Dazwischenkunft schlimmer hätte werden können. Alle waren sehr erschöpft. Bei dem Diner erholte man sich. Dann fuhr der Gefeierte weg. Dienhaupt und der Kammerherr gaben ihm das Geleit nach dem anderen Gute, wo sie übernachten wollten. Auch die übrigen Tagesgäste nahmen Abschied. Als die Sonne zur Neige ging, wurde es still im Gutshause.

Felix war mit sich selbst unzufrieden. Er hätte Dienhaupt kurz Lebewohl sagen sollen, um endlich fortzukommen. Und dieses um so mehr, als er jetzt einsah, daß die weitläufigsten Gespräche sie nicht zusammenführen könnten. Denn während der eine von dem römischen Klerus und seinen Vertretern immer heftiger angezogen wurde, hatten die Erlebnisse dieses Tages den anderen noch mehr einer entgegengesetzten Richtung zugewandt. Was er vor Augen gehabt, war eine Verbrüderung zum Ungehorsam gegen den Staat. Und so fromm er erzogen war, so leicht er sich den üblichen Gebräuchen der Kirche fügte, hier war die Grenze seiner Ueberzeugung. Die Vaterlandsliebe, die auf den Schlachtfeldern erkämpfte Größe seines Volkes mußte vereinbar sein mit dem Glauben an Gott und den Erlöser. Was dagegen stritt, widerstrebte ihm und, wenn er es auch noch nicht als bewußtes Unrecht oder Lüge erkennen mochte, es stieß ihn ab.

Unruhig streifte er durch die Felder. Das Abendroth war ermattet, die ersten Sterne blinkten durch die

erfrischende nächtliche Luft. Er fand sich wieder dem Orte nahe, wo Agnes den alten Bauer entschlossen beschützt hatte. Ein herrliches Mädchen! Aber ihm war sie nicht bestimmt, sie selbst wies ihn von sich. Als er heute mit ihr allein von dem Kolonate nach Hause ging, hatte sie abermals kaum ein Wort für ihn, nicht einmal über den störenden Vorfall, der leicht zu etwas Aergerem als einem Prozeß führen konnte.

Wie anders Ludovika, die unglückliche Frau, die sich ihm so gern vertraut hätte! Es war doch ein lieblicher Augenblick, als sie weinend sich an ihn stützte; und heute, als sie neben einander knieten, wie zitterte ihre warme Hand in der seinigen! Ihren Blicken konnte er nicht immer ausweichen. Weshalb sollte er auch so kalt gegen sie sein? Sie trennten sich ja in kurzer Zeit.

Es war dunkel geworden, als er in den Park zurückkam. Auch im Hause war es dunkel, alle schienen nach den Mühen des Tages die Ruhe gesucht zu haben. Da erhob sich von der letzten Bank eine Gestalt und fragte: „Sind Sie es, Felix?“

„Ludovika!“

„Ich kann noch nicht schlafen. Es ist so schön draußen. Mama hat sich früh zurückgezogen. Agnes ist mit ihrem Mädchen nach dem Kolonat gegangen, wo sie die Nacht bleiben will. Die Bäuerin ist wieder krank.“

„Die gute Agnes!“

„Ja, gutmüthig ist sie. Aber ich muß Sie um etwas fragen.“ Sie legte ihren Arm in den seinen. Er fühlte, wie bewegt sie war. „Haben Sie etwas gegen

mich? Sie sagten mir heute kein freundliches Wort. Ich fürchtete mich den ganzen Tag, daß Sie mir wegen meines Gesprächs im Wagen böse wären. Mein Herz war so voll —"

„Ich habe noch viel daran denken müssen. — Lassen Sie uns hineingehen, Ludovika."

Sie hing an ihm, als wolle sie jeden Schritt verkürzen. Ihre Wärme durchrieselte ihn. Er gerieth in eine unbeschreibliche Aufregung. Doch nun hatten sie das Haus betreten. Er wollte sie los lassen und gute Nacht wünschen. Da hörten sie neben sich in der Kapelle, deren Thür offen stand, ein nicht genug unterdrücktes Schluchzen und Wimmern. Sie blieben stehen, traten ein, scheuten sich näher zu gehen, schmiegten sich enger an einander. Hinter ihnen waren leise Schritte. Sie wichen aus an die ganz finstere Wand. Die alte Frau von Dienhaupt kam. Gestern war das Orgelspiel vergessen, heute entbehrte sie es. Der Kaplan mochte zu erschöpft sein; so wollte sie im Stillen an dem Hausaltar Gott danken für diesen unvergeßlichen Tag.

— „Kasteien Sie sich?" hörten die Beiden jetzt.

„Ach, lassen Sie mich von hier fortziehen," antwortete wehklagend der Kaplan. „Ich kann, ich kann nicht länger bleiben. Agnes! — Heute stand sie schön wie ein Schutzengel bei dem ketzerischen Manne. Zweifel und Liebe zerreißen mein Herz —"

Ludovika hatte sich schon bei der Frage ihrer Mutter der Thür zugewandt, Felix folgte dem Drucke ihres Arms und achtete nicht auf die Worte des unglückseligen Menschen. Sie schlichen hinaus, und hier warf sie

sich in seine Arme; er beugte sich, bis seine Wangen, seine Lippen die ihrigen berührten. Sie riß sich los, ergriff heftig seine Hände und flüsterte: „Ich muß Sie noch sprechen.“ Er war außer sich. Nach ihrem Zimmer folgte er. Sie zog ihn hinein und schloß die Thür.

## Sechstes Kapitel.

Als Felix seine Stube betrat, dämmerte der Morgen. Zum erstenmale blickte der junge Mann schuldbeladen in den neuen Tag. Himmel und Erde leuchteten; über seine erwachende Seele aber breitete sich ein trübender Schleier, um so quälender, je mehr er sich besann.

Auf dem Tische lag ein Brief. Zagend, als stehe seine Anklage darin, erbrach er ihn, und fand nur Gleichgültiges. Er warf sich auf sein Bett. Der Schlaf floh ihn, und aus allen durcheinander schwirrenden Gedanken trat nur der eine klar hervor, daß er Ludovika nicht wiedersehen wolle, auch ihre Mutter nicht, am wenigsten die reine Agnes, das beste, das einzig glückliche Wesen an diesem Orte der Pein. Wie konnte er vor ihrem Anblick bestehen? Er mußte fort, ohne Abschied; raffte sich auf und schrieb an Frau von Dienhaupt, daß er Nachrichten bekommen habe, welche ihn nöthigten, unverzüglich abzureisen.

Einige von der Dienerschaft waren aufgestanden. Die Damen schliefen noch, als er das Haus verließ.

Der Kutscher, der ihn und Ludovika nach dem Schulzenhofe gefahren hatte und den er nicht ansehen mochte, als wisse dieser Mensch, was seitdem vorgefallen war, brachte ihn nach dem Bahnhofe.

Felix hatte sich, als er Dienhaupts Einladung annahm, vorgesetzt, demnächst die neuen Reichslande zu durchwandern, und begann nun fast mechanisch diese Reise, ohne Lust, von Gewissensbissen gemartert. Zu Ludovika, der verlorenen Frau, kehrten seine Gedanken immer wieder zurück. Indem er sich alles vergegenwärtigte, fielen auch ihre Worte ihm ein, daß die Katholiken das Böse, zu dem sie sich fortreißen ließen, durch die Buße gutmachen können, daß die Kirche die Gefallenen aufrichte. Ach, möchte sie diesen Trost finden! Er vermochte nicht daran zu glauben. Und doch, wäre in diesen Stunden der Selbstbetrachtung ein Geistlicher bei ihm gewesen, er würde gebeichtet haben, in der Hoffnung, sich von der Sündenangst zu befreien. Da es ihm schwer wurde, von anderen Uebeles zu denken, so nahm er alle Schuld auf sich; sie Ludovika zuzuschieben, lag seinem Edelmuthe fern. Das Sprichwort: Müßiggang ist aller Laster Anfang, wandte er nur auf sich an.

Wäre er doch Dienhaupts Einladung nicht gefolgt! Blindlings hatte er sich diesem Manne angeschlossen. Nun fiel ihm Wilhelm Mellno ein, und der Vorwurf, seiner lange nicht gedacht zu haben, machte ihn noch trauriger. Er hatte sich von den Zuständen, in welche er gerathen, doch gar zu sehr gefangen nehmen lassen. Mellno, der jetzt wahrscheinlich seinem Berufe mit der

angestrengtesten Thätigkeit, wo Hlauch mit vielen Sorgen oblag, war gewiß zu beneiden.

Eine ihm fremde Stadt, nicht weit vom Rhein, welche durch ihre Industrie berühmt geworden, wollte der Reisende nicht unbesichtigt lassen. Er stieg in einem Hotel ab und eilte auf die Straße. Das Treiben der Menge zerstreute den von dem stillen Gute Kommenden. Er sah keinen Müßiggänger; Männer, Weiber, ja Kinder waren geschäftig. Seine Theilnahme für alles Gewerbe erwachte. Er durchlief mehrere große Fabriken, und es that ihm wohl, daß er manches Neue sah, seine Kenntnisse vermehrte. Er rastete nicht, bis am Abend die Arbeit ruhte, und suchte müde sein Quartier. Viel besser endete der Tag für ihn, als er begonnen.

Am Morgen nahm er einen Wagen und fuhr nach dem berühmtesten Eisenwerke der Nachbarschaft. Er durchlief Maschinenhäuser, Gießereien und Werkstätten und freute sich an der Schaffungskraft des menschlichen Geistes, an der Ordnung und Gesetzlichkeit dieses kleinen Staates, welcher, durch keinen Widerstreit mehrerer Gewalten gelähmt, zur Zufriedenheit aller gedieh. Wie der Gedanke die Fingerspitze bewegt, so durchströmte der Wille des obersten Leiters die große Genossenschaft bis zu dem geringsten Arbeiter hinab.

Als Felix gegen Abend nach der Gastwirthschaft zurückkehrte, wo er sein Fuhrwerk gelassen hatte, wurde er von einem Geistlichen, der sich von der Bank vor dem Hause erhob und trotz der Größe und Kraft seines Körperbaus müde aussah, angeredet und gebeten, ihn

nach der Stadt mitzunehmen. Er sei zu Fuß von einem andern Orte gekommen und würde die Gelegenheit, die letzte Strecke zu fahren, gern benutzen. Das wurde bereitwillig zugestanden, und beide setzten sich, während angespannt wurde, auf die Bank.

„Seit Wochen durchwandere ich das Land von Bekannten zu Bekannten. Mein Ziel ist Köln, welches ich ja nun bald erreichen werde.“ So sprach jetzt der Geistliche mit volltönender, doch etwas gedrückter Stimme.

„Ich habe die großartigen Werke dieses Orts besehen, welche die Fahrt hierher reichlich lohnen,“ entgegnete der andere. „Wie durchdacht, wie vollendet wirkt da alles zusammen! Wie in einem natürlichen Prozesse wandeln sich Erz und Kohle zu den merkwürdigsten Erzeugnissen um, und das Gröbste wie das Feinste entsteht genau wie es sein soll, in außerordentlichen Massen.“

„Ich habe davon gehört,“ nahm ersterer das Wort, „sogar in dem Dorfe, wo ich zuletzt Pfarrer war, und hatte Lust, in solche Bienenarbeit auch einen Blick zu werfen. Da aber meine Zeit nicht ausreichte, so mußte ich mich mit dem Besuche der hübschen Kirche und einiger Arbeiterhäuser begnügen, die auf das pünktlichste geordnet sind, ja wohlhabend aussehen. Es ist ein Großes, wenn der Brodherr in solcher Weise für seine Untergebenen sorgt. Mein hiesiger Amtsbruder geleitete mich. Er ist ein verständiger, würdiger Seelsorger. In der Stadt soll es anders, der Arbeiterstand von den Jesuiten arg durchwühlt sein.“

Die letzte Aeußerung überraschte den Zuhörer, der

hierauf erwiderte: „Davon habe ich nichts bemerkt, als ich gestern die Fabriken besuchte.“ Er stand auf und ging nach dem zur Abfahrt bereiten Wagen. Jener aber, ihm folgend, antwortete mit einem bitteren Lächeln: „Solche Arbeit wird nicht gezeigt.“

Sie stiegen ein und saßen einen Augenblick schweigend. Felix überlegte, ob er diesen anscheinend vorurtheilsfreien Priester nach seiner Ansicht von der Absolution fragen solle, und fand die Einleitung dazu, indem er an die letzten Worte anknüpfte: „Freilich, in der Beichte kann viel gesagt werden.“

Der Wagennachbar wich dem Gespräche über die Beichte aus. „Jeder Mißbrauch rächt sich,“ entgegnete er. „Dafür scheint die römische Kirche abermals einen Beweis liefern zu wollen. Sind wir doch nicht weit mehr vom Ablaßkram. Für eine gute Summe Peterspfennige können Sie sich heute von der Sünde loskaufen.“ Er richtete seine lebhaften Augen auf den anderen, der erschrocken und verlegen vor sich niederblickte. Ersterer aber sprach weiter: „Halten Sie mich nicht für einen Ketzer, ich bin ein guter Katholik und habe den Werth der Beichte und Sündenvergebung erfahren, wo der Mensch sich allein nicht mehr helfen kann, bei seinem Austritt aus dem Leben. Wenn ich den Sterbenden ins Ohr flüsterte: O du Streiter, deine Kraft ist dahin; aber du hast heldenmüthig gekämpft, dir ist die Sünde vergeben, — dann hatte ich gar oft die Freude, daß der Todeskampf von ihm ließ und er noch lebend verklärt wurde.“

„Hilf dir selbst, du hast noch deine Kraft“ — so

klang es in des andern Seele nach. Es war ihm, als hätte er eine stille Beichte abgelegt, und getröstet, mit den besten Vorsätzen richtete er sich auf. Der Geistliche fuhr fort: „Darum habe ich, so paradox es klingt, meine schönsten Erinnerungen von den Schlachtfeldern —"

„Haben Sie den Krieg mitgemacht?" unterbrach ihn Felix, freudig erregt. Da sich nun herausstellte, daß sie Kriegskameraden waren, so kam ihr Gespräch auf Erlebnisse und Beobachtungen in Frankreich, wobei ihnen die Zeit schnell verstrich. Wie anfangs theils Ermüdung, theils Mangel größerer Theilnahme, so wurde darauf der Beide fesselnde Gegenstand der Unterhaltung die Ursache, daß sie vergaßen, sich ihre Namen zu nennen. Am Stadtthore wünschte der Geistliche auszusteigen, weil sein Gastfreund in der Nähe wohne. Er dankte, daß der Herr ihn mitgenommen habe, und dieser erwiderte: „Ich danke Ihnen." Das sagte er mit Wärme; denn jener hatte ihm wohlgethan.

Am folgenden Tage war Felix im Begriff, seine Reise fortzusetzen, als der Wirth ihm sagte, daß in der Stadt Unruhen ausgebrochen seien. Die Jesuiten sollten ihren hiesigen Wohnsitz verlassen. Volkshaufen rotteten sich zusammen, um sich dem zu widersetzen. Die Aeußerung des Geistlichen fiel ihm ein. Begierig, diesen Zustand zu beobachten, verschob er die Abreise und ging auf die Straße nach der ihm vom Wirthe bezeichneten Richtung. Er sah Männer und Weiber vor sich her laufen, hörte das Gebrause zahlloser Stimmen, welches ihm weiter den Weg zeigte, und kam bald in ein Gedränge, worin sich zwei Parteien, die revoltirende und die zur Ruhe

mahnende, unterscheiden ließen. Vor ihm schritt eine Gruppe besser gekleideter Bürger, die von der Gefährlichkeit des Tumults sprachen. Die Polizei sei viel zu schwach, und wiederum zeige sich, daß Truppen hierher verlegt werden müßten; denn bevor Militär aus der nächsten Garnison eintreffe, könne viel Unheil geschehen. Jetzt hörte Felix eine kräftige Mannesstimme und glaubte die hohe Gestalt seines Bekannten vom gestrigen Tage zu sehen. Er drängte vorwärts, bis er wahrnahm, daß er sich nicht geirrt hatte. Der Geistliche stellte sich auf den Prellstein an der Ecke einer Seitenstraße und rief: „Man hat Euch verleitet. Ihr sündigt, wenn ihr gegen die Obrigkeit rebellirt. Geht aus einander.“ Verwundert, neugierig, unsicher hörte die Kopf an Kopf stehende Menge zu. Er sprach noch: „Die Jesuiten sind keine Deutsche —.“ Da erschien auf dem Prellsteine an der andern Ecke dieser Straße ebenfalls ein Geistlicher, der in höchster Aufregung mit den Händen auf den Redenden wies und schrie: „Den kenne ich. Die Kirche hat ihn ausgestoßen. Er ist verflucht!“

Als wäre dies ein Zauberwort, so wichen auf einmal die Bürger, welche sich um ersteren geschaart hatten, zurück, und ein Haufen von Gesindel stürzte, die Polizei vor sich her drängend, wüthend auf ihn zu. Felix sprang heran, ergriff die Hand des Bedrohten und zog ihn in die Seitenstraße, deren Eingang die Polizeidiener jetzt abzusperren versuchten. Einer der letzteren ging mit den beiden Entweichenden. „Hier ist ein Durchgang,“ sagte er und wollte sie in ein Haus führen. Da traten ihnen

die Bewohner, Männer und Weiber, mit Geräthen, die sie zur Wehr schnell ergriffen hatten, entgegen und wiesen sie ab. „Folgen Sie mir, schnell!“ rief der Polizeidiener, und sie eilten weiter. Der Pöbel hatte auch den Eingang in die Straße erzwungen und raste schreiend hinter ihnen her, Steine flogen, und einer warf Felix den Hut von dem Kopfe. Schon hatte der nächste Haufen sie beinahe erreicht, als sie an einem Hause — Rathhaus oder Polizeigebäude — waren, vor dem eine größere Abtheilung von Schutzleuten stand und in welches sie jetzt hinein geführt wurden. Ein Beamter stellte ein kurzes Verhör an und erklärte, daß der Geistliche wohlthäte, wenn er die Stadt sofort verließe. „Wenn Sie nach Köln wollen, so kommen Sie zum nächsten Zuge rechtzeitig. Mein College fährt jetzt nach der Bahn, fahren Sie mit.“

Der Wagen stand auf dem Hofe. Auch Felix bestieg ihn, um den Mann, dem er so weit geholfen, bis an das Eisenbahncoupé zu begleiten. Vor dem Hause tobte, johlte und pfiff die wilde Menge. In der entgegengesetzten Richtung gelangten sie durch stille Straßen unbelästigt an ihr Ziel. Zu längerem Abschiede fehlte die Zeit. Den Zurückbleibenden fuhr der Kutscher gegen ein gutes Trinkgeld in das Hotel.

Der Tumult in den Straßen dauerte fort, die Bürger hatten sich in ihre Häuser eingeschlossen. Als Felix später wieder auf dem Bahnhofe war, kam ein Zug, der einige Kompagnien Infanterie nach der aufrührerischen Stadt brachte.

## Siebentes Kapitel.

Der Reisende sah am Rhein das fröhlichste Leben, Eisenbahnzüge und Dampfschiffe voll von vergnügten Menschen, an den Ufern lachende, singende Gruppen. Ueberall Sonnenschein und sprudelnde Lust. Da konnte er nicht traurig bleiben. Die Heiterkeit der Menge theilte sich ihm mit. Ein Bild nach dem andern fesselte, die Schönheit der Natur ergriff ihn. O liebes, herrliches Vaterland!

Begierig, im Genuß zu lernen, fand er an jedem Orte Anknüpfungspunkte. Fragend oder mittheilend führte er sich in die zufällige Reisegesellschaft angenehm ein. Die mannigfaltigste Zerstreuung leitete ihn von sich selbst ab, und viel später, als er gewollt, kam er nach Straßburg.

Hier interessirte ihn alles, das Zerstörte wie das Neue. Wo er Gelegenheit fand, suchte er einzudringen in die Zustände, welche gewesen und geworden, und immer begleitete ihn der freudige Gedanke, daß die Deutschen wieder Herr waren im deutschen Lande.

So gelangte er eines Tages auch auf die Anhöhe, wo man das erste deutsche Fort zu erbauen begonnen hatte. Mit einem Offizier knüpfte er ein Gespräch an, und da sich bald herausstellte, daß sie gemeinschaftliche Bekannte in der Armee besaßen, so wurde jener mittheilender. Er erzählte von der Belagerung, welcher er beigewohnt, und von den Elsassern, die er wohl beurtheilen konnte, weil er seitdem unter ihnen gelebt hatte.

„Alle Schwierigkeiten, welche wir hier finden, rühren von den katholischen Pfaffen her,“ sagte er. „Wenn diese könnten, mit Vergnügen machten sie eine Bartholomäusnacht nach der andern. Unter französischer Herrschaft regierten sie vornehmlich; sie haben das Volk, welches ohne Schulzwang aufwuchs, verdummt und stecken mit den Chauvinisten in Paris und den Jesuiten in Rom unter einer Decke. Es war hohe Zeit, daß die Jesuiten und ihresgleichen die Reichslande verlassen mußten. Allerwärts hatten sie ihr Nest, in Unzahlen waren sie vorhanden.“

Felix, welchem dieser Erguß gegen seine Kirche nicht angenehm war, entgegnete ablenkend: „In der Stadt hat man mir gesagt, daß es hauptsächlich die Bourgeoisie sei, die, an französische Sitten gewöhnt, nicht deutsch werden wolle.“

„Das ist richtig,“ versetzte der Offizier, „und bei den Weibern kommt die Bigotterie hinzu. Beim Landvolke macht es der Pfaffe allein. Nun, mögen sie doch für Frankreich optiren! Wir haben in Deutschland Menschen genug. Noch einige Wochen, und sie müssen sich entscheiden. Ich glaube, die das größte Wort haben, bleiben dennoch im Lande. Das Geschwätz haben sie sich von den Franzosen angewöhnt, und daß man darauf nicht viel Werth legen darf, wird sich auch bei der Rekruteneinstellung zeigen. Mit ihr hätte man schon im vorigen Jahre beginnen sollen. Aerger als jetzt schrieen sie damals auch nicht. Alle Militärpflichtigen wandern aus, sagen sie. Es wird ganz anders kommen. Ich kenne auf einem kleinen

Fleck schon viele Elsasser, die freiwillig dienen wollen."

Hierauf machte Felix die Bemerkung, wie traurig es sei, daß unsere westlichen Nachbaren an ihrer Feindschaft gegen uns so hartnäckig festhalten.

„Das mögen sie mit sich abmachen," warf der Offizier ein. „Ich für meinen Theil halte dagegen am Franzosenhaß fest, nicht allein weil er, weiß Gott, viel begründeter ist als der in Paris moderne Deutschenhaß, sondern auch weil die Werthschätzung des eigenen Volks die Abneigung gegen ein anderes rechtfertigt. Die Bewunderung der Nachbaren hat die Deutschen nicht groß gemacht, das Große haben wir aus uns selbst. Ich bin für einen gesunden Völkerhaß. Bei internationalen Verbrüderungen, die heute von vielen gepredigt werden, erstarkt keine Nation. Eine Familie von vierzig oder fünfzig Millionen Seelen hat in sich selbst Aufgaben und Arbeit die Fülle."

„Wenn unser Zeitalter darauf angelegt wäre, Krieg aus Ideen zu erzeugen, so könnte man Ihre Worte für das Grollen des nahenden Kriegsgottes halten."

„Das meinte ich nicht. Ich sagte ja, wir haben zu Hause genug zu thun. Wir werden unsere Nachbarn nicht angreifen, wenn sie uns in Frieden lassen. Uebrigens ist der Krieg im Leben der Völker eine Nothwendigkeit, ein Heilmittel für viele Schäden. Ohne ihn müßte die Menschheit verderben, weil sie eine edele Eigenschaft nach der anderen einbüßen würde. Einige Generationen können im Frieden leben, und glücklich unsere Kinder, wenn sie zu ihnen gehören. Sind aber die Traditionen

des letzten Krieges unwirksam geworden, so greift das Uebel um sich und dann hilft nichts als ein neuer Aderlaß."

Felix nahm Abschied von dem Herrn, der ihn anregend unterhalten hatte, und stieg den Berg landeinwärts hinab. In einem kleinen Dorfe, welches bei Weitem nicht so wohlhabend aussah, wie die meisten Ortschaften in Straßburgs Umgebung, entfaltete er seine Karte, um die Richtung zu suchen, in welcher er weiter gehen mußte; denn der Himmel verdeckte das einfachere Orientirungsmittel, die Sonne, mit dichtem Gewölk. Da trat aus der Laube eines kleinen Gartens eine Frau von angenehmem Aeußeren hervor und fragte über das Straßengeländer hinweg: „Suchen Sie den Weg, mein Herr?"

Er grüßte höflich und antwortete: „Ich will nach Straßburg."

„Dann kehren Sie am besten um, die Straße geht am Dorfe vorbei, ein Wegweiser steht daran."

„Den muß ich übersehen haben. Ein Wirthshaus ist wohl im Dorfe?"

„Ja, aber keins für Sie. Ich bin die Pastorin. Wollen Sie mit einem Butterbrodt vorlieb nehmen, so treten Sie hier ein."

Er folgte dieser überraschend freundlichen Einladung um so lieber, als er ein protestantisches Pfarrhaus im Elsaß noch nicht gesehen hatte. Sie gingen an der Laube vorbei, in der sich ein Mädchen von zehn oder zwölf Jahren von seinem Schreibbuch erhob. „Meine Jüngste," sagte die Pastorin und führte ihn in das Haus, welches sehr einfach, aber im höchsten Grade rein-

lich gehalten war. „Gehen Sie hier hinein,“ sagte sie, eine Thür öffnend und in das Zimmer rufend: „Friedrich, ein Gast! — Mein Mann,“ setzte sie hinzu, ließ den Fremden eintreten und ging fort. Er befand sich in dem, mit Büchern reichlich ausgestatteten Studirzimmer des Landgeistlichen, der ihm mit einem „Willkommen!“ die Hand bot.

An diesem Orte wollte er seine Kirche nicht verleugnen und führte sich, nachdem er gesagt, wie er heiße und woher er komme, und auch angedeutet hatte, daß er den Krieg mitgemacht, zugleich als Katholik in schlichter Weise ein.

„Nun möchte ich fast sagen: doppelt willkommen!“ erwiderte hierauf der Pastor; „denn gern unterhalte ich mich mit einem vorurtheilsfreien Katholiken, und ein solcher scheinen Sie zu sein. Und da Sie den Krieg mitgemacht haben, so bin ich Ihnen sogar zu Dank verpflichtet.“

„Wieso das?“ rief Felix, von dem herzlichen Empfang angenehm berührt, mit fröhlichem Ausdruck. Des Pastors Gesicht aber wurde ernster, als er sprach: „Hätten die Deutschen nicht gesiegt, so wären die schwachen protestantischen Gemeinden in Elsaß-Lothringen vertilgt, wir Pastöre vertrieben, zunächst verhaftet —“

„Gott bewahre!“

„Ohne Zweifel! Der Befehl war schon gegeben und ist nachher gefunden worden. Man schuldigte uns an, mit den Preußen zu konspiriren. Ich brauche nicht zu sagen, wie unrecht dies war. Meine Kirche hatte einen schweren Stand hier zu Lande und hat ihn

noch, denn wir sind an Zahl gering. Aber unsere Kraft ist dennoch groß, weil wir uns — nehmen Sie es nicht übel — kein bewußtes Unrecht wie unsere Gegner zu schulden kommen lassen."

Der Gast wußte nicht gleich, was er hierauf entgegnen sollte, und freute sich, daß die Pastorin in ein anderes Zimmer einlud, wo ihn ein hübsches Mädchen von vielleicht zwanzig Jahren, auch eine Tochter des Hauses, schicklich begrüßte. „Nehmen Sie Platz, lassen Sie es sich wohlschmecken," bat der Pastor, führte ihn an den mit einfacher Kost einladend bedeckten Tisch und füllte die Gläser. „Auf Frieden zwischen unseren Kirchen!"

„Von ganzem Herzen!" rief Felix, und alle stießen an. Dann setzten sie sich, und der Wirth fuhr fort: „Das ist Wein von meinem Berge. Der Großherzog von Baden hat auch davon getrunken und ihn gerühmt. Während der Belagerung besuchte er einen seiner Offiziere, der verwundet bei uns lag, zweimal. Das Geringe, was wir für diesen gethan, hat der edele Fürst uns herrlich gelohnt. Unser Aeltester ist Gymnasiallehrer im Badener Lande geworden."

Da er schwieg, fiel seine Frau ein: „Nun mußt Du auch erzählen, wie Gott das Weitere ebenso wunderbar gefügt hat." Die Tochter blickte verschämt, ihr Vater nahm wieder das Wort: „Mein Sohn befreundete sich mit einem Kollegen, dessen Eltern und Geschwister nicht mehr lebten, und brachte ihn zum Weihnachtsfeste mit hierher. Da ist dann unsere Aelteste seine Braut geworden."

Nun trank der Gast auf die Fortdauer dieses

Familienglücks und fragte: „Ihr Sohn hat wohl in Straßburg studirt?“

„Ja. Er hat da nicht nur studirt, sondern war schon Hilfslehrer, als der Krieg ausbrach. Er hat die Belagerung in der Stadt erlebt. — Das war eine schwere Zeit!“ Die Eltern, jener Angst gedenkend, falteten still die Hände.

„Dem Himmel sei Dank, daß alles so gut verlaufen ist!“ rief Felix gerührt. Die anderen blickten ihn für seine Herzlichkeit dankbar an, und da er nun den Wunsch äußerte, daß viele Familien diesseits und jenseits des Rheins in ähnlicher Weise sich verbinden möchten, meinte der Hausherr, daß fortan die Wanderung hüben und drüben wohl nicht selten mehr sein würde, und setzte hinzu: „Bis jetzt haben meine und meiner Frau Familien nur im Elsaß gelebt, obgleich schon mein seliger Schwiegervater deutsch werden wollte.“

Die Pastorin gab, das Erstaunen des Gastes bemerkend, die Erklärung: „Mein Vater sprach oft davon, zuletzt als 1848 die Revolution ausgebrochen war; bald darauf verloren wir ihn. 1793 wollten die Elsasser alle zum deutschen Reich. Er konnte es wohl wissen, denn er war damals achtzehn Jahre alt. Auch erinnere ich mich aus meiner Kindheit, ich mochte so alt sein wie meine Jüngste, daß ein Freund meines Vaters bei uns wohnte, der ganz dasselbe erzählte.“

„Die Sache ist sehr begreiflich,“ unterbrach ihr Mann sie. „In der allgemeinen Erschütterung bröckelte die französische Schminke von meinen Landsleuten ab, und da sahen sie, was sie eigentlich sind. Jetzt hat die

Pariser Tünche sich wieder so festgesetzt, daß es lange dauern wird, bis alle gesäubert dastehen und sich des besseren deutschen Wesens freuen."

Als Felix endlich von den guten Leuten Abschied genommen hatte, war er abermals durch neue Eindrücke vielfach angeregt. Das Glück, welches ein reines Familienleben hervorruft und verbreitet, der Segen, den ein Pfarrer durch das eigene Beispiel als treuer Gatte und Vater stiftet, die Anklagen wider die römische Kirche, welche ihm auf Schritt und Tritt folgten, beschäftigten sein Gemüth auf das lebhafteste.

## Achtes Kapitel.

Der junge Reisende war an jedem Orte länger geblieben, als er beabsichtigt hatte, und mußte an die Heimkehr denken. Er wollte ohne Aufenthalt nach Berlin fahren; da aber unter dem blauen Himmel das Thal in den köstlichsten Lichtern und Farben lag, so zog ihn der schöne Strom gar zu mächtig an, er verließ die Eisenbahn und fuhr auf dem Dampfschiff nach Köln.

Hier führte der Zufall ihm den Geistlichen entgegen, welchen er in dem Volkshaufen beschützt hatte. Im ersten Augenblick wollte er ausweichen, weil er daran dachte, daß auch die besonneneren Bürger den von der Kirche Geächteten verließen. Jener aber hatte ihn schon erkannt, trennte sich von seinen Begleitern und kam schnell auf ihn zu.

„Das nenne ich Glück!“ so fing er an. „In der Hast und Aufregung habe ich schwerlich das rechte Wort gefunden und sogar versäumt, nach dem Namen meines Retters zu fragen. Nun kann ich aussprechen, daß ich dankbar bin.“

Noch unsicher versetzte Felix: „Ich glaubte einem Kriegskameraden helfen zu dürfen.“

Traurig sprach hierauf der andere: „Ich bitte um einen neuen Dienst. Lassen Sie uns einen stillen Platz aufsuchen und hören Sie mich an.“ Er sah dem Wiedergefundenen so offen und treuherzig in die Augen, daß dieser beschämt erwiderte: „Gern.“ Schweigend gingen sie durch enge Gassen, bis der Geistliche stehen blieb und sprach: „Hier ist mein Quartier. Wollen Sie eintreten?“ Sein Begleiter schritt auf das kleine Haus zu, jener öffnete die Thür, führte ihn in einen ganz kleinen Garten, wies auf die Bank und begann, als sie sich gesetzt hatten: „Sie scheuen sich vor dem von der Kirche Ausgestoßenen. Nicht unsere alte Kirche, sondern ein Knecht Roms hat mich wider Recht und Gesetz verurtheilt. Der Bischof ist untreu geworden am Glauben, ich bin es nicht. Ich bin Altkatholik und nach wie vor vom Staate anerkannter katholischer Pfarrer.“

„Das wußte ich nicht!“ rief der Zuhörer erleichtert. „Entschuldigen Sie meinen Irrthum. Auch mein Versäumniß.“ Er lüftete den Hut. „von Rüsterstein. Aus Schlesien.“

„Ihre Sprache belehrte mich, daß Sie kein Westphale sind wie ich. Mein Name hat in Folge der

unglücklichen Vorgänge leider in den Zeitungen gestanden, Wehrmann."

„Ein schöner und in diesem Falle sehr passender Name," sagte Felix, der keine Zeitung gelesen hatte und schon wieder einen Scherz machen konnte. Da der Westphale ernsthaft blieb, fragte er: „Sie sind wohl zu der großen Versammlung der Altkatholiken hierher gekommen?"

Der Geistliche bestätigte dies und erzählte darauf, daß ein kleiner Theil seiner bisherigen Gemeinde ihm treu geblieben sei, daß er überall einzelne Aufgeklärte gefunden habe, welche wie er von dem bevorstehenden Kongresse die Rettung der alten Kirche, die Erlösung von der Zwingherrschaft der römischen Kurie erhoffen. Freilich müsse der Staat ihnen auch ferner seinen mächtigen Arm leihen und werde es um seiner selbst willen. Die Bischöfe, welche jedes von dem unfehlbaren Papste verworfene Gesetz für ungültig erklären, zwingen ihn dazu. Dann werde nicht der Koloß, den Pius IX. meinte, vom fallenden Steine zertrümmert werden, sondern in dem Borne der Erkenntniß der thönerne Krug zerbrechen, mit welchem der Vatikan allen Völkern den rechten Glauben entziehen wolle. „Schon allzu lange haben die Jesuiten unsere Monarchie im Osten wie im Westen angegriffen, und täglich mehren sich die Fälle, wo sie der weltlichen Ordnung wie im Großen, so im Kleinen trotzen." Er zog einen Brief aus der Tasche. „Hier ist wieder ein Fall. Lesen Sie selbst."

Felix nahm den Brief. Auf dem Couvert stand mit grober deutlicher Handschrift: „An Herrn Pfarrer

Wehrmann bei der Altkatholikenversammlung in Köln." Er entfaltete das Papier und las: „Lieber Herr! Ich bin in den Bann gesprochen und meine Frau ist gestorben und noch mehr Unglück geschehen, was nicht hierher gehört. Aber ich wollte Sie bitten, daß Sie mir dort Knechte und Mägde dingen, denn meine wollten mich gleich verlassen, weil ich in dem Bann bin. Das hat der Landrath verboten, aber zu Michaelis gehen sie, und wie soll ich mir dann helfen? Besuchen Sie mich auf der Rückreise wieder. Eikenmeier, Kolon."

„Herr Gott!" rief er und ließ die Hand sinken. „Eikenmeier!"

„Kennen Sie ihn?"

Nun kam es zu Erklärungen, welche der Geistliche bei der lebhaften Theilnahme des jungen Herrn auf das bereitwilligste gab. „Was haben Sie in der Sache gethan?" fragte dieser.

„Ich berieth mit meinen Freunden, als ich Ihnen begegnete. Kurz vorher hatte ich den Brief bekommen. Es wird schwer halten, denn in Eikenmeiers Gegend sind wenig Altkatholiken, und anderwärts mögen solche Fälle auch vorgekommen sein. Meine Freunde wußten nicht Rath. Jedoch will einer es in die Kölnische Zeitung setzen lassen."

„Wenn es an Altkatholiken fehlt, so nehmen wir Protestanten," sprach der andere heftig.

„Das wäre nicht wohlgethan," versetzte Wehrmann mit einem vorwurfsvollen Blicke. Betroffen, gequält sprang Felix auf. „Gott segne Ihr Vorhaben!" sagte

er, reichte dem Geistlichen die Hand und eilte durch das Haus auf die Straße.

Die Unduldsamkeit auch dieses Katholiken hatte ihn überrascht, verletzt. Aber nicht das allein. Seine Sünde an Ludovika war ihm eingefallen, und daß er die gute Agnes verlassen, schien ihm Unrecht. Der arme Eikenmeier! Noch mehr Unglück war dort geschehen. — Er wollte, er mußte helfen und zu diesem Zwecke dahin fahren. Heimlich, denn er wollte sich vor Dienhaupts nicht sehen lassen. Wie das einrichten? — Er schrieb an den Kolon. Wenn der ihn haben wolle, so möge er in der nächstfolgenden Nacht einen seiner Söhne mit dem Wagen nach dem Bahnhofe schicken.

Als er das Schreiben in den Briefkasten geworfen hatte, fühlte er sich etwas erleichtert. Aber nun konnte er noch nicht nach Berlin fahren. Die nothwendige Zeit wollte er in Köln abwarten. Leider kannte er hier niemand außer Wehrmann, dessen Haus er nicht sogleich wiedergefunden hätte und der ja auch nicht helfen konnte. Seine Unruhe trieb ihn umher. Aus einem Stadtthore ging er, eine Chaussee entlang, immer weiter.

Hatte er nicht abermals zu schnell gehandelt? War er von dem Manne, welcher ihn zuerst von den Zweifeln befreit und auf die eigene Kraft verwiesen hatte, nicht zu barsch geschieden? Durfte man diesen Geistlichen, der seiner Kirche so treu war, tadeln, weil er auch die Protestanten nicht wollte eindringen lassen in die Gemeinschaft der nach seiner Meinung rechtgläubigen Katholiken?

Unüberlegt war auch der Brief an den Bauer.

War es nicht unpassend, sich zu verstecken? Wäre es nicht richtiger, sich bei Dienhaupts sehen zu lassen? Vielleicht fand er Ludovika wieder. Die Erinnerung an sie reizte ihn. O, du schwacher, sündhafter Mensch! Der Böse lauert. Wenn du müßig gehst, greift er nach dir.

Wankelmüthig, verdrossen, mit sich selbst höchst unzufrieden, schritt er vorwärts, des Weges nicht achtend und vor der niedergehenden Sonne die Augen zu Boden geheftet. So hatte er auch des Wanderers nicht Acht, der raschen, festen Schrittes auf ihn zukam und den Trübseligen aufmerksam beobachtete. Dieser blickte erst auf, als er die Tritte hörte. Nun sah er den kleinen Mann, der, ohne seinen breitkrämpigen Hut zu berühren, ihn mit freundlichem Tone anredete: „Wohin noch jetzt des Weges?"

Verwundert, ungern gestört, wollte Felix mit einem „Guten Abend" vorbei gehen, als die lebhaften und gutmüthigen Augen des anderen, die mitleidig auf ihm hafteten, den Gedanken hervorriefen, daß er gar unglücklich aussehen möge. Er antwortete: „Ich gehe spazieren."

„Ach, dann begleiten Sie mich," sagte der muntere Herr, ohne sich aufhalten zu lassen, mit sonderbarer Sicherheit. Der junge Mann kehrte um und ging neben dem rüstigen Alten, der sich jetzt vorstellte: „Erlauben Sie, mein Name ist Celerotius."

„Rüsterstein," sprach Felix gleichgültig.

„O, von Rüsterstein?" rief überrascht der Kleine.

„Kennen Sie den Namen?"

„Ich habe Bekannte in der Gegend, wo ein Rüsterstein'sches Gut, Wohlsitz, liegt."

„Das gehört meinem Vater."

„So?" — klang es aus Celerotius' Munde mit einem Tone, welcher zu der Fortsetzung dieses Gesprächs nicht aufforderte. „Sehen Sie den Dom!" fuhr er nach einer kurzen Pause fort. „Ich sah ihn noch nie so herrlich beleuchtet. Seit mehr als sechshundert Jahren wird daran gebaut, und nun er fertig wird, fällt Ihre Kirche aus einander. Aber das wird auch nicht schnell gehen."

„Die Kirche zerfällt nicht," rief Felix in seiner gereizten Stimmung.

„Werden Sie nicht heftig, junger Herr," fiel jener ruhig ein. „Die christliche Religion ist ewig, die Kirchen sind es nicht. Das Samenkorn göttlicher Liebe, welches Christus für uns gepflanzt hat, treibt immer neue Zweige, aus denen wir die Kirchen machen. So lange wir ungeschickt sind, verbiegen wir sie, stutzen sie zu, zwingen sie in Formen; der Geist weicht aus ihnen und sie sterben ab. Andere jedoch erblühen und breiten sich über die Erde und die besser werdende Menschheit."

Felix sagte hierauf, von diesen zuversichtlichen Worten ergriffen, mit bescheidenem Ausdruck: „Daß meine Familie katholisch ist, scheinen Sie zu wissen, und daß Sie Protestant sind, gaben Sie gleich darauf zu erkennen. Was denken Sie von denjenigen meiner Glaubensgenossen, die sich unter dem Vorwande oder in der Absicht, der alten Kirche treu bleiben zu wollen, jetzt von der römischen trennen?"

„Von den Altkatholiken, meinen Sie?“ erwiderte Celerotius, und seine Sprache fiel aus dem warmen in einen geschäftsmäßigen Ton. „Was daraus wird, kann wohl noch niemand sagen. Findet sich unter ihnen ein gewaltiger Bischof, welcher die Gemüther mit sich fortreißt, so erleben wir vielleicht einen Gegenpapst. Die altkatholischen Geistlichen wollen sich von den römischen Bischöfen nicht tyrannisiren lassen, aber selbst die Herrschaft über die Seelen keineswegs verlieren. Am Cölibat liegt ihnen weniger als an der Mäusefalle der priesterlichen Gewalt. Protestanten wollen sie nicht werden, dem protestantischen Kaiser aber treu sein. Nun, den Schutz des Staats bedürfen sie. Auch mag der eine und andere aufrichtig hoffen, daß im Laufe der Zeit wir alle in den Schooß der altkatholischen Kirche zurückfallen. Aber meines Erachtens ist die Sache nicht gehauen und nicht gestochen und schafft nur eine Sekte mehr.“

„Das klingt hart,“ meinte der andere. „Noch kürzlich habe ich die Selbstverleugnung eines altkatholischen Pfarrers gesehen und die Grausamkeit eines römischen Bischofs in einer mich betrübenden Weise erfahren.“

„Deshalb waren Sie wohl so traurig und nachdenklich?“ fiel Celerotius mitleidig ein. „Erzählen Sie.“ Unwillkürlich ging er langsamer, kam alsbald aber wieder in seinen gleichmäßigen Schritt. Der Klang seiner Stimme, der Ausdruck seines Gesichts, sein ganzes eigenthümliches Wesen war so Vertrauen erweckend, zur Mittheilung auffordernd, daß Felix gern erzählte, was er mit Wehrmann erlebte und von dem Kolon Eikenmeier wußte. Der kleine Mann hatte aufmerksam zu-

gehört, dann und wann seine Theilnahme durch einen Ausruf zu erkennen gegeben. Als sie durch das Stadtthor gingen, sah er nach seiner Uhr; übrigens ließ er sich durch nichts zerstreuen. Jetzt unterbrach er den Redenden: „Für Knechte weiß ich Rath, für Mägde wird er sich finden. Unterrichten Sie sich, wie viele der Bauer haben muß. Uebermorgen bin ich wieder in Berlin." Er zog eine Brieftasche heraus. „Hier ist meine Karte. Sie sind mir bis zwölf Uhr Mittags willkommen. Leben Sie inzwischen wohl." Er reichte seinem neuen Bekannten, der ihn erstaunt ansah, die Hand und trat in das Haus, vor dem sie sich gerade befanden.

## Neuntes Kapitel.

Die plötzliche Abreise des letzten Gastes hatte auf Frau von Dienhaupt und ihre Tochter Ludovika keinen unangenehmen Eindruck gemacht. Der alten Dame war er seit dem vorigen Abend noch gleichgültiger als vorher, und für Ludovika, welche den Kammerherrn zurück erwarten mußte und deren Abreise alsdann bevorstand, wäre seine Anwesenheit nur peinlich gewesen. Sie empfing ihren Gemahl, der allein wiederkam, weil Dienhaupt noch weiter reisen wollte, mit großer, ihn sichtlich erfreuender Zärtlichkeit. Agnes wurde traurig, als sie, von der kranken Bäuerin nach Hause kommend, vernahm, daß Felix nicht mehr da sei. Ihre Gedanken erhielten aber gleich eine noch schmerzlichere

Richtung, da sie zu ihrer Mutter beschieden wurde, deren Zimmer sie erst nach langem Verweilen, Eiseskälte im Antlitz, verließ.

Frau von Dienhaupt hatte nach dem Bekenntniß des Kaplans die Wahl, ihn oder ihre Tochter zu entfernen. Er war ihr unentbehrlich, und Gott fügte es ja, daß Ludovika nach ihrem Gute fahren wollte und sich bereit erklärte, die Schwester mitzunehmen. Das wurde beschlossen, und daran änderten Agnes' milde Vorstellungen nichts. Zuletzt erklärte die alte Frau, daß sie, von dem vorigen Tage ermüdet, still in ihren Räumen bleiben wolle. Der Kaplan mußte kommen, und sie behielt ihn bei sich.

Agnes versuchte, auch diesen Kummer, den größten welchen sie bis jetzt erlebt: daß die eigene Mutter sie um eines geistlosen Priesters willen verstieß, zu beherrschen; aber sie war sehr unglücklich, besonders wenn sie an die guten Leute dachte, denen sie allein Trost und Hülfe gewesen und die keinen Freund behielten, weil sie nicht in dem Sinne gläubig waren, welchen die Gutsherrschaft und die Geistlichen verlangten. Eikenmeiers waren sogar von schweren Gefahren unverkennbar bedroht.

Zu ihnen ging sie noch einmal. Der Kolon und seine Söhne waren bestürzt, als sie vernahmen, daß das Fräulein sie verlasse. Den Abschied von der Kranken litt der alte Bauer nicht. „Die Frau ist wohl besser," sagte er, „aber das kann sie nicht vertragen." Und Christian rief, als Agnes wegging: „Nun fängt das Unglück an!"

Den letzten Abend im elterlichen Hause verlebte sie

allein. Sie schrieb den nachstehenden Brief, um ihn der Post auf dem Bahnhofe selbst zu übergeben:

„Seit Wochen hörtest Du nichts von Deiner Agnes, die täglich an Dich denkt. Morgen begleite ich Ludovika auf ihr Gut. Dort soll ich bleiben und habe eine Ahnung, als sei das unmöglich. O Gott, o Gott! Dann flüchte ich zu Dir. Meine Mutter werde ich lange entbehren müssen, oder es müßte eine kaum zu erhoffende Veränderung eintreten. Ihr Kaplan, an den eine fromme Einbildung sie fesselt, liebt mich — denke Dir! Er ist einer von den heutigen jungen Geistlichen, deren Verstand im Formelwesen untergegangen, deren Herz im fanatischen Eifer erkaltet ist. Nun hat in dem seinigen, gleichsam wie in dem Weizenkorn einer Mumie, ein Lebenskeim sich entwickelt, die menschliche Neigung, welche für ihn Sünde ist. Ich bedauere den unglücklichen Mann, und der Trost meines Scheidens ist, daß er mich nicht mehr sieht.

O, meine Gerda! Ich blute aus vielen Wunden. Daß meine Mutter sich leichter von ihrem Kinde als von ihrem Wahne lossagt und daß ich Menschen verlassen muß, die keinen Freund hier mehr besitzen werden, ist sehr traurig.

Mein Bruder brachte aus Berlin einen jungen Mann mit, Namens von Rüsterstein. Die Meinigen dachten, er solle mein Gemahl werden. Er gefiel mir sehr wohl, ein schöner, treuherziger Mensch. Aber bald bemerkte ich, daß er, obgleich an Zahl der Jahre älter, jünger ist als ich. Die Qualen, der Zwiespalt

des Lebens, worin ich schnell reifte, sind ihm noch fremd.

Indessen beschäftigte er und anderes mich, und ich wollte Dir nicht schreiben, so lange ich darin verwickelt war. Das andere betrifft den Streit in der katholischen Kirche, welcher Dich — danke Gott dafür — nicht berührt. Das nächstemal bei sicherer Gelegenheit und mehr Ruhe schreibe ich davon.

Meine liebsten Erinnerungen sind bei Dir, mein schönstes Jahr und meines Herzens Heimstätte ist das Kriegsjahr und Münster, da wir uns kennen lernten und trotz der Meinigen Verbot, von der Unruhe der Zeit begünstigt, uns lieb gewannen.

Grüße Deinen Mann und schreibe bald Deiner Agnes." —

Am folgenden Morgen fiel der frühen Abreise wegen die Andacht aus. Der Kaplan ließ sich nicht sehen. Frau von Dienhaupt verabschiedete ihre Kinder ohne ein Zeichen von Rührung.

Nun wurde es ganz still im Gutshause, und das war der frommen Dame angenehm. Ihr Sohn äußerte sich nach seiner Rückkehr mit dem, was sie angeordnet, einverstanden, ohne viel nachzufragen. Er ging selten über den Burggraben hinaus, mied das Kolonat gänzlich und reiste bald wieder ab.

Die Lage des Eikenmeiers wurde von Tage zu Tage bedenklicher. Er hatte seiner Frau, die oft nach Agnes fragte, deren Abreise nicht länger verheimlichen können, und auch sie fürchtete jetzt eine böse Schicksalswendung für ihr Haus. Zu den Sorgen um die

Kranke kamen die Zwistigkeiten, in welche der Kolon hinein gedrängt war. Die Klage wider Herrn von Dienhaupt wegen Eigenthumsbeschädigung ging bei dem Gerichte ihren Weg. Sie mußte dem Kläger wohl zum Rechte helfen, war aber doch verdrießlich. Und daß ihm Verfolgungen von der Kirche drohten, konnte er nicht bezweifeln. Der Inspektor hatte ihn vorsichtig gewarnt und zu rechtzeitiger Ueberlegung ermahnt, und die Knechte und Mägde waren nicht mehr so unterthänig wie sonst und steckten die Köpfe zusammen. Er wunderte sich deshalb nicht, als eines Tages der Dorfgeistliche kam und ihn allein zu sprechen wünschte. Er ließ den Angemeldeten in das obere Gemach führen und folgte gemessenen Schrittes die Treppe hinauf.

„Was steht zu Diensten, Herr?“ fing er an, rückte, zum Sitzen auffordernd, einen Stuhl an den Tisch und setzte sich gegenüber auf einen andern.

„Ich komme wegen einiger Fragen, die Ihrem Pfarrer auferlegt sind,“ begann der Geistliche.

„Auferlegt sind?“ wiederholte Eikenmeier, ihn mit seinen großen grauen Augen eindringlich betrachtend. „Vom lieben Gott oder vom Bischof?“

„Wäre es vom Bischof, so befiehlt Gott durch ihn. Doch zur Sache. Sie haben an Mariä Himmelfahrt die Prozession gestört.“

„Gerade das Konträre ist der Fall,“ entgegnete der Kolon, den bis jetzt die Neugierde mehr als der Aerger leitete. „Ich hätte sie gestört, wenn ich mein Recht anders gewahrt hätte. Ich konnte das Kreuz wegnehmen und den Weg wieder sperren lassen.“

Der Pfarrer, welcher seine Würde durch die steife Haltung des Körpers und die Langsamkeit der Sprache auszudrücken versuchte, unterbrach ihn: „Das ist eine weltliche Angelegenheit. Ich meine, daß Sie in die Prozession hinein gesprochen haben.“

„Das hat auch seine Richtigkeit nicht. Ich habe bloß dem von Dienhaupt gesagt, daß ich ihn verklagen werde. Und das habe ich gethan. Im Uebrigen haben Euere betrunkenen Dorfleute die Prozession gestört.“

„Sie haben auch meiner Prozession Anstoß gegeben —“

„Wodurch?“

„Sie haben dem heiligen Kleide den Rücken gekehrt.“

Ein langes „So!“ klang aus dem Munde des Eikenmeiers, dessen Gesicht immer röther geworden war und der seinen Zorn nur noch mühsam bändigte. Er besann sich und sprach: „Darauf sage ich gar nichts, und wenn das die Fragen sind, die Sie an mich richten sollen, so sind wir wohl fertig.“

Der Geistliche aber ließ sich nicht einschüchtern, sondern fuhr, ohne eine Miene zu verziehen, in der Inquisition fort: „Sie haben vor einiger Zeit einen von der Gemeinschaft Ausgestoßenen behauset.“

„Herr!“ rief der Kolon. „Das hat der Kaplan verrathen.“

„Also ist es doch so?“

„Ja und Nein. Ja, weil ich Wehrmann das Gastrecht gehalten habe, und nein, weil er für mich kein Geächteter ist.“

Bei diesen Worten glitt ein höhnisch zufriedener Zug über das bis dahin starre Gesicht des Priesters, der jetzt mit verächtlichem Tone fragte: „Ihr gehört wohl zu den Ketzern, die sich Altkatholiken nennen?“

Der alte Bauer, welchem die Veränderung im Ausdruck seines Gegners nicht entging, hätte, von innerer Erregung fortgerissen, beinah mit der Faust auf den Tisch geschlagen. „Ich verbitte mir, daß Sie mich Ketzer nennen,“ erwiderte er heftig. „Ich halte an dem Glauben fest, der auf meinem Hofe immer gewesen ist.“

Eine Minute lang war es ganz still in dem Gemach. Dann sagte der Priester: „Noch Eins. Ihr Sohn Christian will die Schulzentochter heirathen, ein gläubiges Mädchen, wie ihr Pfarrer mir geschrieben hat. Das Paar wird nur getraut, wenn auch der Bräutigam erklärt, und zwar gegen mich, seinen Seelsorger, daß er die Unfehlbarkeit des heiligen Vaters auf dem Stuhle Petri anerkennt.“

Jetzt sprang Eikenmeier zornfunkelnd auf, riß die Thür auf und rief, daß es durch das ganze Haus schallte: „Christian!“ Er wartete, bis der Gerufene kam, trat mit ihm wieder an den Tisch und sprach mit zitternder Stimme: „Sagen Sie das noch einmal.“

Der Seelsorger wiederholte mit ungemilderter Kälte seine Forderung. Christian stand wie versteinert, glotzte den Pfarrer an, hob plötzlich die geballten Fäuste, schrie: „Das hat der Jean angegeben!“ und stürzte hinaus. Der Vater, welcher seinen Lieblingsplan vernichtet sah, wußte nichts Anderes zu sagen als: „Der Donnschuan!“ und eilte ihm nach.

Der Geistliche wartete eine Zeit lang unbewegt, zufrieden. Was er dachte, war: Dieser Kolon ist das einzige widerspänstige Haupt in meiner Gemeinde. Nur unter diesem Dache habe ich räudige Schafe. Sie sollen geheilt oder vertilgt werden. Die Kirche hat die Mittel dazu.

Endlich öffnete er die Thür. Da er niemand sah, ergriff er seinen Hut und verließ das Kolonat.

Die Bäuerin hatte, von den Rufen erschreckt, ihren ältesten Sohn geschickt, zu erfahren, was es gebe. Die drei Männer gingen zu ihr, der Alte und Christian kaum noch Herren ihrer selbst, Friedrich voll Angst. Der Kranken das Geschehene zu verbergen, war unmöglich; was sie nicht errieth, ergänzte Christian hastig. Da überfiel sie der Krampf. Mit der Hand nach dem Herzen greifend, lehnte sie sich in dem Stuhl zurück. Der Alte setzte sich zu ihr und starrte sie an. Friedrich holte die lindernden Pillen und legte ihr eine in den Mund. Christian stand regungslos; nur seine Finger zuckten, als hätte sich aller Schmerz in sie gedrängt. Endlich wurde die Stille von der Kranken unterbrochen. Sie blickte nach dem Jüngsten hin, richtete sich etwas auf und sagte: „Du reisest noch heute weg.“

Er begriff, was sie wollte, und sann einen Augenblick nach. Dann sprach er bestürzt: „Nein, Mutter!“

„Befiehl es ihm,“ wandte sie sich hierauf an den Vater. „Schaff’ mir den Trost vor meinem Grabe.“

„Mutter!“ rief Christian und kniete vor ihr nieder. „Schickt mich nicht von Euch.“

„Versprich, dem Jean nichts zu thun.“

„So lange Ihr lebt, nicht, Mutter."

„Willst Du ihm aus dem Wege gehen?"

„Ja!" stieß er heraus.

Jetzt trat Friedrich mit den Worten zu ihr: „Sprich, daß sie sich mit dem Pfarrer vertragen —"

„Was?" rief der Eikenmeier. „Wie so?" — Alle verstummten. Friedrich ging nach dem Fenster und blickte in das graue Gewölk. Christian hielt knieend der Mutter freie Hand. Der Kolon stand auf, stellte sich in die Mitte des Zimmers, streckte gegen den ältesten Sohn die Hand aus und sprach: „Dreh' Dich um. — Wenn Du in diesem Punkte von mir weichst, so lange ich das Leben habe, so —"

Christian sprang hinzu: „Vater, Vater! die Mutter —"

Sie lag in heftigem Krampfe. „Soll ich dem Pfarrer nachlaufen oder den Kaplan holen?" rief Friedrich in gutem Willen; denn er meinte, daß die Mutter nicht ohne den Trost der Kirche sterben dürfe. Sie aber raffte ihre Kraft zusammen, schüttelte den Kopf und machte mit dem Arm eine verbietende Bewegung. Als sie wieder sprechen konnte, sagte sie: „Das macht es nur schlimmer. Sprich den Vers, Christian, den Fräulein uns gelehrt hat." Sie faltete die Hände, die Männer thaten das Gleiche, und jener sprach:

„Gläubig Herz, vor deinem Tod
Brauchst nicht zu erschrecken;
Denn ein himmlisch' Morgenroth
Soll dich auferwecken.

Sorge nicht, daß du verirrst,
Wenn du einsam sterben wirst.
Christus giebt dir das Geleit
Zu der ew'gen Seligkeit."

„Amen!" sagte die Bäuerin und die anderen auch. Und als sende der Himmel einen Gruß, so brach durch die Wolken ein Sonnenstrahl und leuchtete glänzend und erwärmend in den stillen Raum hinein.

Trübe Tage folgten. Indeß kamen die Gemüther zu einiger Ruhe. Der Kolon, welcher dem Unglück so stark wie möglich in den Weg treten wollte, fuhr zu seinem Anwalt und zu dem Landrath, und wenn diese ihn auch vor den Uebergriffen der Kirche nicht hinlänglich schützen konnten, weil die Gesetze nicht weit genug reichten, so that es ihm doch wohl, daß sie ihm Recht gaben.

Christian verließ den Hof nicht ohne den Bruder; denn er fürchtete sich, dem Jean allein zu begegnen und dann sein Gelöbniß zu brechen. Daß seine Braut ihm aufsagen werde, sah er kommen, und Jean hatte sie ihm abwendig gemacht.

Unwillfähriger wurden die Knechte und Mägde, seltener kamen die Nachbarn. Und dies alles wurde schlimmer, als nun der Pfarrer den Bann des Bischofs über den Eikenmeier und die, welche mit ihm willig Umgang pflögen, verkündete.

Wenige Tage darauf kam der Absagebrief der Braut.

Am folgenden Morgen sah der Kolon, als er erwachte, daß seine Frau todt war.

In der Laube im Baumgarten beerdigten Friedrich und Christian die Leiche der Mutter.

## Zehntes Kapitel.

Es war Nacht, als der Zug den kleinen Bahnhof erreichte, wo nur Felix aus-, kein Reisender einstieg. Auf dem Perron zwei Bedienstete, an ihren Laternen kenntlich, sonst halbdunkele Oede. „Ich bin hier, Herr!“ redete Friedrich Eikenmeier den Angekommenen, welcher suchend vorwärts ging, an. Er legte das Gepäck auf den Wagen und wies den Gast nach der hinteren Bank. „Können wir nicht zusammen sitzen?“ fragte dieser, und sie nahmen auf der vorderen neben einander Platz. Die Pferde kannten trotz der Finsterniß den Weg und liefen rasch. Ein herbstlich kalter Regen wurde von dem Winde dem Fuhrwerk entgegen getrieben und durchnäßte die darauf Sitzenden. Felix sprach einige theilnehmende Worte, wozu der Bauernsohn schwieg.

Während der Reise hierher war ersterer zu dem Entschlusse gekommen, andern Tages Dienhaupts zu besuchen. Jetzt, da er sich in dieser Gegend befand, ergriff ihn die Erinnerung heftiger. Nun hätte er sich auf dem Gute lieber als auf dem Kolonate angemeldet. Er träumte sich in jene Zeit zurück. Aus solchen Gedanken erwachend, wollte er das Gespräch auf Ludovika lenken und fing mit Agnes an. „Wie geht es dem Fräulein?“

„Weiß nicht.“

„Warum nicht?“

„Ist weg.“

So wenig hatte Felix an jenem Abend auf die Worte des Kaplans gehört, so überstark hatten die folgenden Stunden seine Seele gefesselt, daß er auch später daran nicht dachte. „Wohin?“ rief er.

„Mit der anderen.“

Agnes mit Ludovika! — Da er nach weiteren Fragen von dem Wortkargen endlich vernahm, daß Herr von Dienhaupt ebenfalls nicht zu Hause sei, so beschloß er nunmehr, gleich weiter zu reisen, sobald er mit dem Kolonen das Nöthige besprochen habe.

Der Wagen fuhr auf den Hof. Der alte Eikenmeier öffnete die Hausthür, drückte krampfhaft die Hand seines Gastes und führte ihn an den Heerd, vor dessen Feuer ein frisch gedeckter Tisch stand. „Ihr Brief hat mir Freude gemacht,“ sagte er. Friedrich trug das Gepäck auf den Flur und ging wieder nach den Pferden. „Außer dem Vieh lebt in diesem Hause jetzt keiner als wir zwei,“ fing der Alte wieder an und wischte sich mit der Hand über die Augen. Seine Haare waren gebleicht.

„Wo ist Christian?“

„In Berlin. — Herr, es ist Nacht. Essen und trinken Sie und dann gehen Sie zu Bett.“

„Ich will nur wegen der Knechte und Mägde mit Ihnen sprechen und gleich wieder abreisen.“

Des Kolonen Gesicht wurde noch trauriger, und es

klang jämmerlich, als er sprach: „Ich kann es Ihnen nicht verdenken, daß Sie sich bei dem Geächteten nicht wollen sehen lassen.“

Die Röthe, welche bei dieser Aeußerung in Felix' Gesicht aufstieg, überleuchtete fast die Gluth des Heerdfeuers. Mit beiden Händen griff er nach dem alten Manne und stammelte: „Wahrhaftig nicht, Eikenmeier. Ich bleibe bei Ihnen.“

„Ach, das freut mich!“ rief dieser mit rührender Einfalt. „Essen und trinken Sie, und dann legen Sie sich in's Bett. Sie sind ja ganz naß.“

Um den Wirth nicht noch einmal zu kränken, nahm der junge Mann schnell etwas von der bereiten Speise. Dann führte der Bauer ihn oben in die Gaststube, wo ein großes und hohes Bett ihn erwartete, in dessen Federn er beinahe versank. Noch einmal kam der Alte, um die nassen Kleider zu holen, die er unten trocknen wollte.

Als Felix am Morgen herunter kam, ergriff der Kolon, der ihn erwartet hatte, seine Hand und führte ihn, ohne ein Wort zu sprechen, in den Baumgarten, nach der Laube, wo der Grabhügel, der aufgehenden Sonne zugerichtet, lag, mit grünem Rasen bekleidet, mit einem einfachen Kruzifix am Kopf- und einem noch frischen Kranze von Georginen und Sonnenblumen am Fußende geschmückt. Das Kruzifix hatte die Verstorbene vor dreißig Jahren mit in die Ehe gebracht und der Wittwer hier mit Brettern säuberlich überdacht, um es vor dem Regen zu schützen. Er faltete die Hände, sein Begleiter auch. So standen sie eine Weile schweigend.

Dann wandte der Bauer sich, reichte dem anderen die Rechte und sagte: „Guten Morgen! Kommen Sie. Friedrich ist mit dem Gesinde schon auf dem Felde. Wir sind allein.“

Vom Heerde hob er die Kaffeekanne und schenkte die beiden großen Tassen voll, welche neben dem Brode und der Butter auf dem Tische standen. „Greifen Sie zu.“ Und nun vernahm der Gast den Hergang dieser Unglückszeit. Der Wirth erzählte schlicht und wohl geordnet. Zuweilen unterbrach er sich; nicht alles mochte er so aussprechen, wie es ihm auf die Lippen kam, und einigemale wollten Zorn und Schmerz ihn übermannen. Dann schürte er das Heerdfeuer, obgleich es noch nicht nöthig war, oder drückte die Hand auf den Tisch und sah in die Gluth. Nach solchen Pausen sprach er weiter, ohne daß es anregender Fragen bedurfte. Hatte er doch eine Gelegenheit, sich auszusprechen, übrigens nur, wenn er seinen Rechtsanwalt oder den Landrath aufsuchte, oder königliche Beamte oder der Gendarm, welcher zu seinem Schutze in dem Dorfe stationirt war, nach dem Kolonate kamen. Denn Friedrich, welcher dem Vater treu und gehorsam, aber nicht ganz einer Meinung mit ihm war, schwieg mehr noch als sonst, und alle anderen, welche dem Pfarrer und der Gutsherrschaft gefallen, wenigstens bei ihnen nicht in den Verdacht der Ketzerei kommen wollten, mieden den Eikenmeier. Auch der Inspektor. Diesen entschuldigte der Gebannte. „Er ist kein schlechter Mensch,“ sagte er, „er thut mir nichts Böses, wenn er mir auch nicht beisteht. Was soll er machen? Sich mit der Familie von dem Gute weg=

jagen lassen, welches ihm ans Herz gewachsen ist? Das kann man nicht verlangen. Für ihn ist es ja besser, daß seine Natur so ist."

Felix wurde von dem, was er hörte, ganz aufgeregt. „Unerhört!" „Grausam!" und ähnliche Ausrufe kamen zuweilen unwillkürlich aus seinem Munde. Er sah, wie der alte Mann litt und mit sich kämpfte, und zugleich nahm er wahr, wie der Kummer sein Gesicht veredelt hatte. Der frühere Zug von Hochmuth lag nicht mehr darin, ein Ausdruck von Milde ohne Schwäche machte es noch ehrwürdiger.

Ueber das, was Christian anging, war der unglückliche Vater so kurz wie möglich weggegangen. Daß der Schulzenhof nicht an seine Familie kam, kränkte ihn gar zu tief. Auf die Frage: „Was will Christian in Berlin?" antwortete er nur: „Die Stadt kennt er, und da kann jeder nach seiner Façon beten."

Als alles besprochen und berathen war, sagte er: „Nun habe ich noch eine große Verlegenheit, nämlich einen Brief von Fräulein an die Selige —"

Felix erschrak, als könnte Agnes von seiner Schuld geschrieben haben. Der Kolon achtete aber gar nicht auf ihn, sondern erhob sich, ging in die Stube, nahm aus dem Schranke der Bäuerin den Brief und reichte ihm denselben mit den Worten: „Er kam zu spät." Der Andere freute sich, so zaghaft er zu lesen begann, über die hübsche, klare Schrift. Er fand nichts als eine herzlich ermuthigende Anfrage nach dem Befinden der Kranken, nebst dem Wunsche, daß Christian schreibe,

was auf dem Kolonate vorfalle, und fragte: „Sie haben dem Fräulein doch Nachricht gegeben?“

„Das habe ich nicht gethan,“ antwortete der Eikenmeier mit Zweifeln im Ausdruck. Er mochte hierbei wohl eine gute Absicht gehabt, außerdem aber nicht recht gewußt haben, was er dem Fräulein schreiben, was verschweigen solle. „Nun macht es mich unsicher,“ fuhr er fort, „daß meine Geschichte in der Zeitung steht. Ich glaube zwar, der Kammerherr hat keine solche Zeitung, und des Fräuleins Mutter und Bruder schreiben nicht von uns. Also braucht sie es gar nicht zu wissen und spart den Kummer.“

„Das geht nicht,“ rief Felix. „Das wäre undankbar. Soll ich den Brief schreiben?“

„Ach, das wäre gut,“ antwortete der Alte recht zufrieden.

Nun schrieb jener alles nieder, was über die Familie des Eikenmeiers mitzutheilen war. Er begann mit dem Altkatholiken Wehrmann und endete mit Agnes' Brief. Vom Mitleid erregt, füllte er die Seiten nur mit diesen schmerzlichen Ereignissen und freute sich, das Geschriebene überlesend, weder seine plötzliche Abreise, noch Ludovika und den Kammerherrn erwähnt zu haben; besann sich, ob er Grüße an letztere hinzufügen müsse, und schnell floß ihm eine Schlußformel aus der Feder, welche darüber hinweg half.

Jetzt war er hier fertig und hätte weiterreisen können. Er wollte sich aber als Gast des Kolonen sehen lassen, den Inspektor und Frau von Dienhaupt

besuchen. Auf dem Wege dahin begegnete er zuerst Friedrich, der allein ging. Während sie zusammen sprachen, kamen die Knechte und Mägde des Kolonats und wollten ohne Gruß vorbeigehen; der Bauernsohn aber hielt sie an und schalt sie derb. „Sie sind widerwillig bei uns,“ sagte er darauf, „ich muß sie in Ordnung halten.“

Die Anwesenheit des jungen Herrn war schon bekannt geworden. Andere Leute, die ihm begegneten, stierten ihn an oder wichen ihm aus.

Die Unterhaltung mit dem Inspektor nahm den erwarteten Verlauf. Felix sprach warm für den Eikenmeier, der Inspektor erwiderte: „Ja, wer in Ihrer Lage ist, Herr von Rüsterstein, kann so auftreten. Jeder wirthschafte nach seinen Umständen! Es ist zwar kein schöner Spruch, aber ich muß mich danach richten: Weß Brod ich esse, deß Lied ich singe.“

Nun ging Felix nach dem Gutshause. Jenseits der Brücke war es ganz still, nur die eigenen Tritte hörte er. Agnes' Gärten sahen weniger gepflegt aus. Auf den Wegen lagen die ersten welken Blätter. Er betrat das Haus, es schien leer zu sein. Er hatte Zeit für seine Erinnerungen. Das war die Stelle, wo Ludovika in seine Arme fiel. — Endlich kam leise eine Magd. Sie sah ihn scheu an, ging seinen Besuch zu melden und brachte den Bescheid: „Die gnädige Frau halten Andacht mit dem Kaplan.“

Freud- und freundlos schied er von diesem Orte, wohin jugendliche Unerfahrenheit ihn geführt und wo er die ernstesten Eindrücke empfangen hatte.

Auch von dem Kolonate nahm er jetzt Abschied. Der alte Eikenmeier sagte wehmüthig: „Sie haben mir die erste Freude gebracht nach meinem Unglück. Gott lohne es Ihnen!“

Friedrich fuhr ihn nach dem Bahnhofe.

# Drittes Buch.

## Erstes Kapitel.

Elisabeth Mellno wollte ihrem Manne erzählen, was sie mit Jagello erlebt hatte. Er kam aber verstimmt nach Hause. Sind doch Mißerfolge des besten Strebens jedem beschieden, und so war es ihm heute geschehen. Wie konnte da die Hausfrau dem Heimkommenden, statt seine Falten zu glätten, neue Sorgen bereiten? Sie schwieg von Jagello.

Am folgenden Tage, als sie wieder allein saß, des vorhergehenden gedachte und auch des jungen Priesters, wurde ihr sein Besuch angemeldet. Sie erschrak, war unsicher, wies ihn jedoch nicht ab.

Anders wollte er sich heute darstellen; wie ein Schuldiger trat er ein. Er bat um Verzeihung, sie gestern beunruhigt zu haben, sein lebhaftes Temperament habe ihn fortgerissen. Zwar sei, was er wohl zu früh und zu offen gesagt, seine heilige Ueberzeugung; indeß hätte er eine mildere Form wählen sollen.

Elisabeth versuchte ihre Meinung aufrecht zu erhalten und bedauerte, daß ihr Mann nicht zugegen sei, welcher die protestantische Ansicht besser erklären würde, als sie es könne.

Jagello hörte bescheiden zu, widersprach nicht eigentlich, fand es sogar begreiflich, daß eine Ehefrau sich auf die Seite des Gatten stelle, der, wie es heiße, ihr Herr sein solle. Allerdings sei dieses mit der Einschränkung zu verstehen, daß der Hausherr nicht gegen Gottes Gebot handele oder befehle. Er hoffe, daß die Liebe, von beiden Seiten richtig geübt, der Leitstern aus diesem Labyrinth werden möge, und wolle beten, daß die Kirche beide Eheleute in ihren ewigen Schutz nehme.

Er blieb nicht lange, und doch hatte er mit dem milden Ton seiner Stimme, dem einschmeichelnden Ausdruck seiner schönen Erscheinung auf Elisabeth einen Eindruck gemacht, welcher sie verwirrte. Fritz, der heiter nach Hause kam, weil sich ausgeglichen hatte, was ihn gestern bekümmerte, nahm ihre Mittheilung, daß der Nachfolger des alten Bienko, ein junger Priester, Namens Jagello, sie besucht habe, leicht.

Als seines Bruders Angebot wegen der Gutspachtung von Frau von Stolawska willkommen geheißen, war es natürlich, daß sich das Verhältniß zwischen den Hausgenossen freundschaftlicher gestaltete. Die Dame kam öfter zu Elisabeth, und deren Gegenbesuche tadelte Fritz nicht. Dann fehlte Jagello fast nie. Das fiel ihr nicht auf, weil sie zu sehr mit sich beschäftigt war. Immer wieder kam der Gedanke,

welchen er stets von neuem klug anzuregen wußte, ob der irrige Glaube ihres Mannes nicht ein großes, die Seelengemeinschaft in der Ehe trennendes Unglück sei. Jedesmal erzählte sie Fritz, wenn sie den Priester und die Polin gesprochen hatte. Erst als sie ihm eröffnete, daß sie bei Jagello gebeichtet, versetzte er ungehalten: „Das ist nicht passend. Deinen Beichtiger will ich persönlich kennen."

Nach einiger Zeit kam dieser, als das Ehepaar zu Hause war, natürlich, höflich, gegen Fritz nicht anders wie gegen Elisabeth. Er pries die militärische Erziehung wegen der Beispiele von Ordnung und Gehorsam, welche sie in die Familien des armen Volks bringe; lobte die Wohlthätigkeit der Stadt, an der sich die Bemittelten aller Konfessionen dankenswerth betheiligten; machte interessante Mittheilungen aus Posens Geschichte zu der Zeit, als hier die polnischen Könige residirten. Kurz, er führte die Unterhaltung so angenehm und mit vielen Kenntnissen bescheiden, daß, nachdem er gegangen war, Fritz nichts gegen ihn einwenden konnte außer dem allgemeinen Argwohn, mit welchem er die katholische Geistlichkeit, besonders die von Ledochowski abhängige, betrachtete.

Er war aber auch in der glücklichsten Stimmung. Ein heißer Wunsch schien in Erfüllung zu gehen. Elisabeth hatte ihm anvertraut, daß sie das lange ersehnte Kind unter dem Herzen trage. Er war so froh! Gegen seine Art machte er Späße über die geringsten Kleinigkeiten, lachte ohne rechten Anlaß. Sie freute sich dessen wohl, doch ohne in gleichem Maße vergnügt

zu sein, was er auf ihren Zustand schob, während sie in Gedanken an Jagello mit der Religion des Kindes sich beschäftigte. Daß sie, die Mutter, es der rechtgläubigen Kirche vorenthalte, schien unmöglich.

Ihrem Manne, welcher sich liebreich bemühte, sie zu erheitern, war die Nachricht in hohem Grade willkommen, daß seine Eltern, die eine längere Bade- und Erholungsreise machen sollten, beschlossen, Cecilia zu schicken. Nun fehlte ihm nichts an seiner Freude.

Inzwischen gelangten Wilhelms Verhandlungen mit den Sachwaltern der Frau von Stolawska zum Abschluß, und letztere bereitete sich, die Angelegenheit in Berlin selbst zu erledigen. Vor der Reise nahm sie von Mellno's den freundlichsten Abschied.

Als sie wieder nach Posen gekommen war, dauerte es lange, bevor sie sich in der zweiten Etage sehen ließ; nicht einmal die Nachricht ihrer Rückkehr schickte sie der Hausgenossin, welcher sie selbst sich so nahe gestellt hatte. Ja, als diese aus Besorgniß, sie könne erkrankt sein, persönlich anfragen wollte, brachte ein Diener die Antwort: die gnädige Frau sei dringend beschäftigt und werde Frau Hauptmannin aufsuchen. Darauf vergingen wieder mehrere Tage, und dann kam sie wie eine Fremde, mit einem Förmlichkeitsgesichte und hochmüthig abweisend. Sie sprach ihre Freude aus, daß sie dieses Haus bald verlasse, um sich auf das Gut zu begeben, und ging nach kurzem Verweilen ohne ein herzliches Wort.

Fritz triumphirte in seiner jetzt so heiteren Art, als er hiervon hörte. „Habe ich es nicht immer gesagt?

Auf die Polen ist kein Verlaß. Was hast Du nun von allen Deinen Aufmerksamkeiten?“ Elisabeth aber war empfindlich berührt und suchte für sich nach einer Erklärung dieses auffallenden Wechsels, welcher ihr unangenehmer war, als sie sich selbst eingestehen mochte. Konnte Jagello damit in Zusammenhang stehen? Sie begriff es nicht.

Ceciliens und Wilhelms Ankunft lenkte sie von ihrem unheilvollen Grübeln ab. Sie hatte die Schwägerin lieb und nahm aufrichtig theil an der Freude der vereinigten Geschwister.

Wilhelm ließ sich nicht lange festhalten. Sein neuer Platz lockte ihn. Frau von Stolawska besuchte er nicht und sprach, da Fritz sich hierüber verwundert äußerte, wegwerfend von dem Weibe.

Diesesmal war Jagello unschuldig. Wilhelm hatte den Haß der eitelen, leidenschaftlichen Frau erregt, den sie auf seine Angehörigen übertrug.

Die gerichtlichen Schritte, welche er thun mußte, um sich bei der Gutspachtung vor Verlusten zu sichern, hatten ihn belehrt, daß auf den Stolawski'schen Besitzungen eine große Hypothekenschuld lastete, nicht etwa schwerer, als sie ertragen konnten — sie hatten durch ihre Ausdehnung einen hohen Werth —, doch so, daß er für die Eigenthümer besorgt wurde. Frau von Stolawska zeigte ihm in Berlin das liebenswürdigste Vertrauen. Oft bat sie ihn zu sich. Er fand sie immer allein und dann ging sie über die Geschäfte leicht hinweg. Er aber kam auf dieselben stets zurück, deutete mit kalter Ruhe auf ihr eigenes Interesse hin und

sprach, während sie ihn glühender ansah, von der Pflicht, ihrem Sohne das Erbe demnächst besser geordnet zu übergeben. Diese Offenheit, zu welcher sie ihn ermuthigt hatte, verletzte ihren Stolz, und dennoch wurde sie unter der Form des zärtlichsten Dankes zudringlich mit den Liebeszeichen, die er verächtlich von sich stieß. Das konnte sie ihm nimmer vergessen.

Calixt erfuhr davon nichts. In Berlin ging er seine eigenen Wege, und als sie wieder in Posen waren, achtete er so wenig wie früher auf den Umgang und die Stimmung seiner Mutter. Wenige Tage nachdem Cecilia gekommen war, ließ er seine Karte bei Mellno's abgeben, um die er sich nie bemüht hatte. Komisch linkisch, mit sich selbst zufrieden, machte er dem jungen Mädchen den Hof. Nun wußte er ihr auf der Straße zu begegnen, sie in den Kirchen oder an den Vergnügungsorten zu treffen. Er ließ seine Mutter allein nach dem Gute fahren und verfolgte, ohne Mellnos und Ceciliens Widerwillen, so deutlich er war, zu empfinden, die geängstigte Dame seines eitelen Herzens, bis Fritz ihn mit den unzweideutigsten Worten zurecht wies. Dann reiste auch er wuthentbrannt ab.

Neben diesem finsteren polnischen Jüngling leuchtete in Ceciliens Erinnerung der Mann noch heller, der wie ein erster Frühlings-Sonnenschein den Keim der Liebe in ihrer Brust erweckt hatte.

Wenn Jagello ihre Schwägerin besuchte, wie er jetzt mitunter that, so dachte sie an Felix von Rüsterstein und fand, daß dieser, so schön und belehrend jener immerhin war, etwas Erhabeneres, sie hätte sagen

mögen Reineres, an sich hatte. Dann glaubte sie zu erröthen und wurde angst ob der Sünde, den heiligen Mann Gottes, dem jegliche irdische Liebe fremd war, in einen solchen Vergleich zu ziehen. Und darauf wurde sie wieder fröhlich in dem Gedanken, wie fromm auch Felix sei und wie er mit ihr im Glauben übereinstimme. Merkte sie doch wohl, daß in der Ehe ihres Bruders die Seelen mehr aus-, als ineinander flossen, weil sie von dem starken Bande gleicher Religionsübung nicht umschlossen wurden.

Elisabeth war leidend. Sie fürchtete sich vor der Zukunft, vor Fritz. Sie hatte einen Schmerz, als entreiße schon jetzt der Vater ihr das Kind; denn sie würde es nicht besitzen, wenn es in dem falschen Glauben aufwüchse. Beide Gatten scheuten sich, diesen Gegenstand zu berühren. Aber während er ihr die liebevollste Sorgfalt widmete, wurde sie ihm abhold. Immer mehr ängstigte sie der Gedanke an Jagello, ihren Beichtiger, wenn er ihren Zustand entdeckte.

Eifriger wechselte sie Briefe mit ihrer Schwiegermutter. Die Geheimräthin war ganz ihrer Meinung, rieth jedoch, die quälende Frage noch unentschieden zu lassen. Später wollte sie selbst kommen und helfen. Hierdurch wurde jedoch Elisabeths Gemüth nicht erleichtert.

Noch einmal traten gute Tage ein, als das kleine Wesen unter ihrem Herzen sich zu regen begann. Jetzt empfand sie die Heiligkeit dieses Wunders, die erste Mutterfreude. Das Pflichtgefühl, sich gesund zu erhalten, machte sie heiterer.

Da, eines Morgens, kam sie todtenbleich nach Hause. Cecilia erschrak und wollte zum Arzte schicken. Das verbot Elisabeth. „Es geht vorüber," sagte sie, „laß mich nur allein." Sie warf sich auf das Sofa und weinte.

Jagello hatte sie schonungslos auf ihre Hoffnung angeredet und mit dem Zorn Gottes, mit allen Strafen der Kirche gedroht, wenn sie ihr Kind der Ketzerei überliefere. Abwechselnd mit den heftigsten und einschmeichelndsten Worten hatte er sie erschüttert und getröstet. Als könne er sich nicht von ihr trennen, begleitete er sie durch das weite Gotteshaus. Mit dem wehmüthigsten Ausdruck in Ton und Miene versicherte er, von der treuesten Theilnahme für sie erfüllt zu sein, herzlicher als für irgend einen anderen Menschen. Und während sie schluchzend vor ihm stand, legte er die eine Hand zärtlich auf ihre Schulter, die andere segnend auf ihr Haupt.

Ihr Mann bestand darauf, daß der Arzt zu Rathe gezogen werde. Elisabeth selbst wurde besorgt. Sie wollte leben für ihr Kind.

Der Arzt empfahl dringend einen ruhigeren Aufenthalt, bessere Luft, die schleunige Uebersiedelung auf das Land in möglichst stille Umgebung.

Wilhelm hatte von seiner behaglichen Einrichtung geschrieben und schon gebeten, daß die Geschwister die paar Eisenbahnstunden nicht scheuen und ihn besuchen möchten. Fritz telegraphirte und verlangte, als er die Antwort „Willkommen" erhalten, daß Frau und Schwester sofort abreisten. Er wollte sie hinbringen.

## Zweites Kapitel.

In dem kleinen Garten hinter Marjuns Hause saß Judith im schneeweißen Kleide, einen Strohhut auf dem Kopfe. Sie las in Goethe's Iphigenie. Mit einer Hand stützte sie die glühende Wange. Zuweilen trocknete sie mit ihrem Tuche die Thränen der leuchtenden Augen. Dann wieder legte sie das Buch hin und sah nachdenkend in die blaue Luft oder auf die Rosen, die vor ihrem Platze blühten.

Sie liebte die deutsche Sprache, wie der alte Vater Abraham dieselbe geliebt hatte. Er wie Marjun, auch der Rabbi, ihr Lehrer in Posen, legten Werth darauf, Aschkenasim, das heißt deutsche Juden, zu sein. Marjun sagte in letzter Zeit öfter: „Wir müssen weiter nach Deutschland;" der Rabbi aber brachte Judith dessen Dichter.

Bei ihnen vergaß sie wohl die Frage, die oft und schwer sich ihr aufdrängte: Wer ist dein Vater, deine Mutter? Oder, ach! wirst du sie auf der Erde niemals, niemals finden? Aber das Buch, worin sie eben so Herrliches gelesen, schlug sie klagend zu: „Weh dem, der fern von Eltern und Geschwistern ein einsam Leben führt! Ihm zehrt der Gram das nächste Glück vor seinen Lippen weg."

Sie war nicht Marjuns Schwester, wenngleich seit Jahren gewöhnt, sich so zu nennen. Dies that sie ungern, denn streng genommen war es eine Unwahrheit,

und sie dachte sehr streng. Da sie indeß zur Jungfrau geworden und die Blicke der Männer auf sich zog, begriff sie, daß ein Schutz in dieser Bezeichnung lag, und folgte nicht minder dem Wunsche Marjuns, ihr Antlitz zu verhüllen, wenn sie ausging, was selten und immer in seiner oder Susannas, der alten Dienerin, Begleitung geschah. Dann kleidete sie sich auch unansehnlicher als zu Hause, wo sie stets Gewänder trug, die wohl einfach, aber wie neu waren. Vater Abraham hatte dies angeordnet, auch in seinem Hauswesen gleiche Akkuratesse verlangt. Denn unordentlich war die kleine Judith, und er wollte diesen ihren einzigen Fehler nicht wachsen lassen, sondern ausrotten durch seine Erziehung. Darum sah es in ihrer Umgebung anders aus, als bei den meisten Juden; jedes Ding hatte seinen Platz, und alles, was Judith gehörte, war hübsch.

Marjun war gut gegen sie, wie Vater Abraham es gewesen. Er hütete sie wie seinen Augapfel, schmückte ihre Zimmer, ihren Garten, und das erste, was er in Posen gesucht hatte, war der Lehrer für sie. Erst seit kurzem war eine Angst über sie gekommen, daß er unrecht an ihr handele. Er verlangte, daß sie die Herren begrüße, die Geld von ihm holten, und jedesmal hatte sie den Kummer, deren Staunen zu sehen, wenn sie eintrat. Immer mehrere kamen und die meisten öfter, und manches Wort der Bewunderung mußte sie vernehmen, welches sie kränkte. Das klagte sie Marjun; der aber sagte: „Thue ich nicht alles für Dich, was ich gelobt habe dem Vater Abraham? Und Du willst nichts thun für mich? Soll ich die vornehmen Herren

allein lassen? Würde das Geschäft leiden bei solcher Unhöflichkeit.“

Das Geschäft hatte er in Posen begonnen, wohin sie vor vier Jahren, nach dem Tode des alten Abraham, aus Warschau kamen. Deshalb nannte man sie hier russische Juden, obwohl sie das nicht waren. Auch Marjuns Eltern, arme jüdische Leute, waren nach Warschau verschlagen. Abraham hatte ihn ins Haus genommen. Viel Verdruß, aber großen Gewinn hatten sie zusammen, bis dieses schöne Geschäft schrecklich endete. Ein polnischer Edelmann hatte den Alten nicht nur betrogen, auch geschlagen und schlagen und beschimpfen lassen. Recht war nicht zu bekommen, das Geld war fort und der Schimpf geblieben. Das warf den Greis auf das Sterbelager. Da ließ er Marjun rufen. „Was ich zurück lasse, gehört halb Dir, halb ihr; denn mit ihrem Geld, mit Deiner Hülfe habe ich es gemacht. Sie ist mir das Manna gewesen, als mich hungerte. Und Du sollst mir feierlich geloben, sie wie Deine Schwester zu halten, für sie zu sorgen, wie ich es gethan, und mit ihr auszuwandern nach Preußen, dem Staate besserer Gerechtigkeit.“

Dann mußte Judith an seinem Bette knieen. Ach, wie traurig war die damals Vierzehnjährige; denn mit warmem Kindesherzen hing sie am Vater Abraham. Er legte seine Hand auf ihr Haupt und sprach: „Ich danke Gott für Dich. — Meine Frau war gestorben, mein Kind auch, und ich war in großer Noth. Da brachte man Dich zu mir. Ich habe geschworen, den Ort nicht zu nennen, wo es geschah. Von Deinen

Eltern, Deiner Religion wollte man nichts mir sagen, und ich erfuhr nichts. Aus dem Lande sollte ich ziehen mit Dir und dem Gelde, welches man mir gab. Ich habe Dich erzogen und geliebt, als wärest Du mein Kind, und habe das Geld gemehrt für Dich. Gott, der mich jetzt ruft zu meinen Vätern, möge Dich führen zu den Deinen."

Sie war aufgesprungen, hatte ihn geküßt und über dem Sterbenden geweint.

In diesem ersten großen Schmerz dachte sie nicht an sich. Aber später, als sie den Verlust des Pflegevaters nur tiefer empfand, mußte sie beständig an die Mittheilung, welche er ihr zuletzt gemacht, denken und sehnte sich nach ihren unbekannten Eltern.

Marjun befolgte treu den letzten Willen Abrahams. Er sah das Mädchen wie ein heiliges Vermächtniß an und hielt sich unter demselben Dache auf das peinlichste von der erblühenden Jungfrau getrennt. Daneben aber gebrauchte er sie zu seinem Geschäft, um die polnischen Edelleute anzulocken und festzuhalten, die er haßte, weil einer von ihnen den alten Abraham geschlagen und betrogen hatte, und deren Geld er haben wollte und haben konnte, denn sie benutzten es schlecht. „Werde ich mich ergötzen an ihrem Verderben, werde ich reich werden an ihrem Golde," das waren seine Gedanken für das Geschäft. Viele wandten sich an ihn. Kamen sie, um Geld zu holen, und wollte er es ihnen geben, so daß sie zufrieden aussahen, dann schickte er Judith. Diejenigen aber, welche verzweifelnd vor ihn traten, fertigte er allein ab, und solche bekam sie nicht zu sehen.

Nach und nach erst ahnte sie die unwürdige Rolle, welche sie halb aus Gehorsam und Dank gegen Marjun, halb träumerisch in ihrem starken Gottvertrauen übernahm. Um ihre Religion war es eigen bestellt. Abraham selbst hatte sie aus dem alten Testament unterrichtet, ihr aber später auch das neue gegeben, damit, wie er sagte, die christliche Lehre ihr nicht fremd bleibe. Seit der ehrwürdige Mann sterbend erklärt, daß er nicht wisse, ob sie ein Juden- oder Christenkind sei, wandte sie sich mit größerem Eifer dem Lesen der heiligen Schrift zu und besuchte wöchentlich ein Gotteshaus. In die Synagoge ging Marjun mit ihr, in die christlichen Kirchen Susanna.

Ein religiöser Zwiespalt war dennoch nicht in ihr. Im Herzen war sie Christin. Oft stritt sie mit dem Rabbi, wie man Gott am richtigsten verehre. Er mochte ihr nicht Unrecht geben, denn ihr Verstand war so hell wie ihr Gemüth gut, und sie besaß eine Hoheit, vor der er sich beugte.

Was sie von den Juden hier, von den Christen dort abstieß, war mehr äußerlich. All ihr Empfinden war vornehm, und so wenig dieser Begriff zu den Juden paßte, so sehr verletzte sie andererseits die Mißachtung der Christen. Wollten letztere doch ihre kleinen Töchter nicht zu der Jüdin schicken, so daß nur israelitische Mädchen zu ihr kamen, mit denen sie spielte, die sie unterrichtete; und diese mußte Susanna oft wieder fortschicken, weil sie nicht sauber erschienen.

So kam es auch, daß sie keine Freundin hatte. Christinnen kannte sie nicht, und die zudringlichen

Jüdinnen mochte sie nicht. In der Einsamkeit entfaltete ihr Geist sich fleckenlos und selbständig.

Marjun war in Posen ebenfalls ein freundloser Fremder geblieben. Die orthodoxen Juden legten ihm und dem Rabbi Judiths Freigeisterei zur Last. Der Rabbi schützte seine Bekehrungsversuche vor, und Marjun mied die strengen Glaubensgenossen; doch wäre er ihnen lieber mehr aus dem Wege gegangen, als dieses in der kleinen Stadt möglich war. Das war der eine Grund, weshalb er nach Berlin übersiedeln wollte. Der andere bestand in der besseren Aussicht für das Geschäft. Dasselbe hatte sich günstig entwickelt; die Kunden, welche er gewonnen, waren auch in der Hauptstadt an ihn gebunden, und dort fand er ein weiteres Feld.

Heute — es war Sabbath — wollte er mit Judith hiervon reden. Er ging zu ihr und begann: „Es ist schön bei Deinen Rosen; aber im kommenden Jahre wirst Du einen schöneren Garten haben und ein schöneres Haus in der großen Stadt Berlin.“

Die Kunde war ihr angenehm. Hatte sie doch viel gehört von den herrlichen Straßen und Plätzen mit den Palästen und Monumenten, von all den Kunstwerken, die in großen Gebäuden gesammelt wären und von jedermann betrachtet werden könnten. Und gelehrtere Männer gab es dort als den Rabbi, der sein Wissen für sie beinahe erschöpft zu haben schien. „Wann werden wir ziehen?“ fragte sie.

„Wenn die Blätter fallen.“

„Hast Du für ein schöneres Haus des Geldes

genug, so nimm Dir eine Hausfrau und gieb mich frei von dem Empfang der Männer."

Er erschrak. Der Gedanke, das wunderbar anziehende Mädchen für sein Geschäft zu verlieren und obendrein eine Hausfrau ernähren zu sollen, war fürchterlich, und fast hätte er derartiges herausgestoßen. Ihr forschender Blick hinderte ihn daran, und er versetzte: „Ich finde kein Eheweib, welches zu Dir paßt."

Als sie dieses hörte, wurde sie traurig, sah ihn wehmüthig an und sprach: „Ist Dein Eheweib gut gegen Dich, so werde ich es ehren."

Zufriedener sagte er hierauf: „Vielleicht fügt es der Herr in der großen Stadt. Da will ich Dich schmücken mit Spangen und Geschmeiden. Denn so lange ich allein bin, mußt Du mir beistehen. Schöner wirst Du sein als Judith, die den Holofernes schlug."

Ihr hatte das bethulische Weib nie gefallen. Die israelitische Denkungsweise im Buche Judith stieß sie ab. Deshalb versetzte sie zornig: „Ich will nicht sein wie die Tochter Merari." Und gleich darauf betrübten sie die bösen Worte, und freundlich setzte sie hinzu: „Wozu mich noch mehr schmücken? Bin ich doch im Hause wohl gekleidet."

Vergnügt, daß es so ausfiel, sagte er, um ihr eine Freude zu machen: „Wenn wir werden nach Berlin reisen, wollen wir einen hübschen Umweg machen."

„Wohin?"

„Nach den Gütern, auf die ich Geld geliehen habe."

Nun fragte sie erregt: „Zu welchem Zwecke, Marjun?" Als Kind hatte sie ihn bei seinem Vornamen

Magog genannt. Das that sie schon lange nicht mehr. Gewöhnlich umging sie die Namenanrede und hätte auch das Du vermieden, wäre es möglich gewesen. „Zu welchem Zwecke?" wiederholte sie, da er nicht schnell antwortete. Er wich ihrem Blicke aus und entgegnete zaghaft: „Muß ich doch nachsehen, ob ich noch mehr leihen kann auf dasselbe Gut."

Die Furcht, dem Wucher zu dienen, durchzitterte sie. Von Scham und Verdruß erröthend erhob sie sich. Gerade aufgerichtet, den Kopf etwas zurückgelegt, die Arme abweisend gegen ihn gerichtet, sprach sie: „Vater Abraham hat mir gesagt: Sei dem Magog gehorsam. Aber er hat nur gemeint, zum Guten. Mißbrauchst Du mich, Marjun, so gehe ich von Dir." In ihre Augen kam ein Thränenglanz. Sie wandte sich ab und schritt dem Hause zu.

## Drittes Kapitel.

Einige Zeit bevor Wilhelm Mellno auf dem Pachtgute eintraf, saßen am Schlosse von Malikowo der Sachwalter der Frau von Stolawska und der Pfarrer des benachbarten Städtchens Kaschin. Auf dem Tische vor ihnen standen eine Weinflasche und die zwei Gläser, womit sie dieselbe geleert hatten. Die Sonne schien durch die Baumgipfel jenseits des großen Platzes, der mit Gras und Unkraut bewachsen war. Es wurde Abend.

Ueber den Köpfen der beiden Männer stand ein Fenster offen, aus dem zuweilen Brigitte sah. Wilhelm Mellno hatte sie in Dienst genommen. Da er noch nicht da war, so half sie im Schlosse, wie sie mit des Administrators Erlaubniß schon im vorigen Herbst bei großen Gelegenheiten gethan hatte. Jetzt mußte vieles in Ordnung gebracht werden, weil die Herrschaft erwartet wurde. Die beiden Männer sprachen polnisch mit einander. Der Pfarrer war freilich ein Deutscher, namens Dolitz, aber er hatte sich polonisirt und schrieb sich Dolicz. Daß Brigitte sie hörte, brauchten sie nicht zu beachten, denn die Französin verstand kein Polnisch.

„Die Herrin hat nicht wohl gethan, sich mit dem Pächter zu überwerfen," sprach jetzt der Sachwalter. „Ständen sie auf einem guten Fuße, so gäbe er wohl seinen Rath; denn der Oberknecht, den ich nehmen mußte, als der Administrator wegging, versteht die Sache nur halb."

„Worüber haben sie sich gestritten?"

„Das weiß ich nicht. Erst schalt sie, daß ich nicht genug gethan habe, als er hier war, und in Berlin zeigte sie ihm anfangs die größte Freundlichkeit."

„Da hat sie wohl erst erfahren, daß er ein Ketzer ist," meinte der Pfarrer.

„Das wußte sie schon, und mir war es darum nicht recht, daß er das Gut bekam. Gleich als ich ihn zum erstenmal sah, mißfielen mir seine Reden gegen uns."

„Haben Sie Acht auf ihn, wir bringen ihn vielleicht zu Falle."

„Noch nie habe ich einen so vorsichtigen Pachtkontrakt gesehen. Dem ist nichts anzuhaben. Wenn er noch Geld übrig hat und schlechte Ernten ertragen kann, so bleibt er oben.“

„Ich muß gehen,“ sagte der Pfarrer und trank das Letzte aus seinem Glase. „Gratias!“

„Ich begleite Sie an meine Gemarkung.“ Sie standen auf, gingen längs des großen Schlosses bis vor dessen Mitte und bogen hier in den Hauptweg ein, welcher in gerader Richtung aus dem Park führte.

Brigitte sah ihnen nach. „Jetzt bleibe ich lange genug allein,“ murmelte sie darauf polnisch vor sich hin. Das war ihre Muttersprache, welche sie vor den Leuten verbergen wollte, und sie hatte die Gewalt über sich, dies nie zu vergessen. Aber wenn sie unbelauscht war, kamen die Jugendklänge, welche sie rings um sich hörte, auf ihre Lippen. Sie eilte durch eine Reihe zum Theil leerer Zimmer über den kahlen Flur die steinerne Haupttreppe hinauf, deren Stufen ausgetreten, deren einst vergoldete Geländer abgegriffen und verbogen waren, und trat in den Prunksaal. Die seidenen Tapeten und goldenen Sessel, womit er geschmückt worden, hatten wohl mehr durch schonungslose Behandlung, als durch die Zeit arg gelitten. An den lebensgroßen Bildern des letztverstorbenen Stolawski und seiner Gemahlin konnte Brigitte nicht ohne Aufenthalt vorbeigehen. Sie fesselten jeden. In dem schönen Gesichte des edlen Polen lag ebensoviel Geist wie Herzensgüte und nichts von Eitelkeit. Frau von Stolawska schien damals einen Zug wahrhafter, lieblicher Natürlichkeit

besessen zu haben, der ihr, so reizend sie noch war, jetzt fehlte.

Brigitte starrte nach den Porträts hinauf, dann sah sie sich um und erblickte sie wieder in dem großen Wandspiegel und zugleich ihr eigenes Bild. Nachsinnend und mißvergnügt stand sie so einen Augenblick. Dann eilte sie erregt weiter durch die nächsten Zimmer, durch das Schlafgemach der Schloßherrin nach der Thür in der Tapetenwand, welche dieses von den folgenden Räumen trennte. Sie griff nach dem Thürschloß und freute sich, daß der Schlüssel darin stak. Weiter gelangte sie durch noch ein paar Stuben an eine Hintertreppe. Die stieg sie hinab, öffnete unten die Nebenthür und sah in diesen verwilderten Theil des Parks hinaus, wo durch ein dichtes Gebüsch ein Weg sich wand, der wohl lange nicht befahren war. Wieder stand sie, mit Erinnerungen oder Ueberlegungen beschäftigt; doch nur eine oder zwei Minuten, denn es ließ ihr keine Ruhe. Sie machte die Thür zu, prüfte das Schloß, schloß ab und nahm den Schlüssel mit.

Hiernach maß sie oben in Frau von Stolawskas Schlafgemach mit ausgestreckten Armen an der Tapetenwand. Dann kehrte sie nach der Stube daneben zurück, nahm hier dasselbe Maß, zog ein Messer aus ihrer Rocktasche und fing an, ein Loch in die dünne Wand zu schneiden, wobei sie höchst vorsichtig zu Werke ging. Als sie fertig war, das losgetrennte Tapetenstück, welches am oberen Rande festhing, abbog und hindurch schaute, war sie zufrieden. Den Schnitt sah man kaum. „Hätte ich die Verschwenderin in meiner Gewalt!“ sprach sie

vor sich hin, während sie auch die Tapetenthür abschloß und den Schlüssel zu sich steckte. Auf dem Wege, der sie hierher gebracht, ging sie zu ihrer Arbeit nach dem entgegengesetzten unteren Theile des Schlosses. —

Wilhelm Mellno traf ein und fand sein Hauswesen schon einigermaßen geordnet. Brigitte hatte ihm mit Hülfe des Dieners und der Sachen, die er vorausgeschickt, einen über sein Erwarten bequemen Aufenthalt bereitet. Er war mit seiner Lage sehr zufrieden, so viel Mühe und Sorge auch bevorstanden. Das geräumige Wohnhaus inmitten des großen Gartens, dem es an alten Bäumen nicht fehlte, konnte demnächst seine Gäste sehr wohl aufnehmen. Die Wirthschaftsgebäude waren außerhalb des Gartens zweckmäßig angelegt. Aber alles bedurfte großer Verbesserungen. Die günstig abgerundeten Ländereien waren von denen der Frau von Stolawska durch zwischenliegende Felder getrennt; nur der nicht weit vom Garten beginnende Wald hing mit dem zum Schlosse gehörigen zusammen. Der halbstündige Waldweg war die nächste Verbindung dahin.

Der neue Herr griff rüstig zu. Die Getreideernte stand bevor. Im nächsten Jahre, wenn die Aecker besser bestellt sein würden, mußte sie reichlicher ausfallen. Dann konnte er aber auch für mehr Arbeiter gesorgt haben, als ihm augenblicklich zu Gebote standen. Es waren theils Deutsche, theils Polen, und die Sprache der letzteren verstand er nicht. Indeß hoffte er, dieselbe bald zu erlernen. War es doch der Französin schnell gelungen; denn offenbar verstand sie die Leute, denen sie selbst sich durch Zeichen deutlich zu machen wußte.

Ueberhaupt war sie merkwürdig geschickt. Zwei Mägde, ebenfalls Polinnen, welche sie für das Haus gewählt hatte, arbeiteten unter ihrem Befehle tüchtig und willig. Der Pächter konnte sich glücklich schätzen, eine solche Wirthschafterin zu haben, und blieb deshalb auch geduldig, als sie einige Zeit später oft nicht zu finden war. Wenn er sie deshalb tadelte, so bat sie ohne Erklärung so rührend um Verzeihung, daß er sie gewähren ließ, um so mehr, als sie in solchen Fällen alles im voraus auf das pünktlichste angeordnet hatte. Seine Fragen nach ihrer Herkunft beantwortete sie ausweichend. Sie habe viel Unrecht erlitten und die Möglichkeit, aus Paris zu entkommen, benutzt, um ihre Freiheit wieder zu gewinnen.

Die Gutsherrschaft war eingetroffen. Wilhelm, welcher mit dem Schlosse in gar keine Beziehung zu treten wünschte, wartete ab, ob Calixt ihn besuche. Der kam aber nicht. Die Herrschaft blieb vorerst auch nicht lange in Malikowo, wo sie sich langweilte. Frau von Stolawska hatte es sich anders gedacht. Gerade in dieser Zeit wäre der schöne Pächter ihr angenehm gewesen. Der Sachwalter und der Pfarrer Dolicz waren die einzigen Männer, mit denen sie Gespräche führte, die ihr freilich nicht zusagten, am wenigsten mit ersterem, der immer zu klagen hatte, weil die Verwaltung schlecht ging. Unter solchen Umständen gesellte sich zu der Mutter wie des Sohnes Haß gegen die Mellno's der Neid; denn schon machte Wilhelms verständige Wirthschaft von sich reden. Bald reisten sie zu Bekannten nach anderen Gütern.

Nach mehreren Wochen kehrten sie zurück, und nun fing das wilde Leben in Malikowo an. Die Familien machten ihre Gegenbesuche. Alte und junge Ehepaare, ledige Herren und Damen, dazu Kinder in Menge, alle kamen. Mit Dienerschaft und vielem Gepäck für eine lange Rundfahrt reisten sie herbei. Die Schlösser hatten wohl Platz, doch nicht Ausstattung genug für die zahlreichen Gäste; deshalb brachten diese auch Betten und sonstigen Hausrath mit. Es war eine kleine Völkerwanderung von polnischem Adel. An jedem Orte wurde lustig gelebt, dann zog man weiter. Spazierfahrten und Ritte oder Jagden, Promenaden, auch wohl Gartenfeste im Park, Abends Gelage, Spiel und Gezänk, dann langer Schlaf. Ordnung war nicht zu halten und wurde auch nicht begehrt. Mängel an den Gedecken der Tafeln übersah man, wenn nur ein paar glänzende Aufsätze und hinreichend Speisen und Getränke darauf standen. War das Schloß leer geworden, Frau von Stolawska und ihr Sohn allein, so fuhren sie bald in die Nachbarschaft zusammen, oder die Mutter hier-, der Sohn dorthin, wie es eben paßte; kamen für einige Tage wieder, um Malikowo nicht lange darauf abermals zu verlassen. So wechselte ihre Ab- und Anwesenheit. Sogar der Sachwalter wußte oft nicht, wo sie augenblicklich verweilten.

Wilhelm Mellnos einsames Leben hörte auf, als sein Bruder die Schwägerin und Schwester zu ihm brachte. Dem jungen Wirthe machte es die größte Freude, sie zu empfangen, und ihnen that sein kräftiges, gutes Wesen, seine Fröhlichkeit wohl. Auch ruhiger

war er geworden, seit er die verlangte Thätigkeit gefunden und in seiner schwierigen Stellung zwischen Katholiken, noch dazu polnischen, sich zusammennehmen mußte.

Die Damen freuten sich an der ländlichen Umgebung. Elisabeth, das Landkind, fand in Garten und Hof wieder, was sie lange entbehrt, und dem Stadtkinde Cecilia war das meiste neu und alles interessant. Die Brüder sprachen sich in wenigen Stunden über ihre Befürchtungen und Hoffnungen aus, und Fritz, welcher in dieser Jahreszeit nur kurzen Urlaub nehmen konnte, verließ die Seinigen, wenn auch schweren Herzens, doch besseren Muthes.

Der Landaufenthalt that der jungen Frau ersichtlich wohl. Auch ihr Gemüth kam zur Ruhe. Brigitte sorgte für sie mit einer Theilnahme, als bedaure sie ihren Zustand. Trotzdem Elisabeth sehr mangelhaft französisch sprach — Cecilia war ihr hierin weit überlegen —, unterhielt sie sich doch gern mit der treuen Wirthschafterin.

Cecilia wurde heiterer. Hier, wo sie nichts von Kirchenstreit hörte, wurde sie sich selbst wiedergegeben. Mit kindlicher Lust genoß sie alle Freuden, welche die Natur dem reinen Herzen so freigebig darbietet. Feld und Wald reizten die Lernbegierige; wenn sie durfte, begleitete sie den Bruder, und ihm machte es Vergnügen, sie zu belehren.

Zu ihrem Frohsinn trug auch die Möglichkeit bei, in dieser Gegend Felix von Rüsterstein wiederzusehen. Das Gut Wohlsitz war ja nur einige Stunden entfernt. Noch hatte Wilhelm keine Zeit gefunden, dahin zu reiten, auch keine Veranlassung hierzu gehabt, denn noch

waren beide Herren von Rüsterstein auf Reisen. Dieses erzählte er eines Tages, als der Bote, welcher von dort kam, die Nachricht gebracht hatte, daß sie erwartet würden. Er freute sich dessen; die freundschaftliche Gesinnung für Felix hatte nicht aufgehört, obgleich dieser keine Kunde seines Gedenkens an ihn gelangen ließ.

An jedem Sonntag Morgen fuhr Wilhelm mit der Schwester nach Kaschin, er zum evangelischen, sie zum katholischen Gottesdienst. Als sie ihre Verwunderung äußerte, daß er ein so regelmäßiger Kirchengänger geworden, antwortete er: „Ich thue es hier des Beispiels wegen. Auch höre ich den Gemeindegesang ganz gern; so schlecht er ist, das Gemeinsame erhebt mich. Uebrigens habe ich persönlich das Bedürfniß des Kirchenbesuches nicht. Ich arbeite, thue nichts Böses und so viel Gutes wie ich kann, und lese recht oft in der Bibel.“ Fast wurde Cecilia zweifelhaft, ob das nicht genug sei; diesen Gedanken behielt sie indeß für sich.

Elisabeth durfte der schlechten Straße wegen nicht oft nach Kaschin fahren. Der Pfarrer Dolicz besuchte sie. Welcher Unterschied zwischen diesem eintönigen Manne und Jagello! Daß er ihn kannte und mit Bewunderung von ihm sprach, war das einzige, was ihr an dem älteren Priester gefiel.

Aber je länger sie von Jagello und von ihrem Manne getrennt war, um so mehr wendeten sich ihre Gedanken ungetrübt dem letzteren zu. Er schrieb so treu und so herzliche Briefe, und er war der Vater des Kindes, welches zu erblicken sie sich sehnte. Wenn sie der Zeit gedachte, da sie ihn zum erstenmal in ihrem thürin=

gischen Garten gesehen hatte, wurde es heller in ihrem Herzen, und als er jetzt selbst kam, sie für einen Sonntag zu besuchen, flackerte ihre Liebe zu dem früheren Glanze auf.

## Viertes Kapitel.

Felix von Rüsterstein traf einige Stunden früher in Wohlsitz ein, als sein Vater, der von Wien kam, angegriffen und verdrießlich aussah und trotzdem behauptete, daß die Sommerkuren und Reisen ihn verjüngt hätten. Eine geistige Erschlaffung war an ihm ebenfalls zu bemerken. Zerstreut, fragte er kaum nach des Sohnes Erlebnissen. Lange Besprechungen mit seinem Verwalter stimmten diesen mißvergnügt. Ein Schatten lag über Wohlsitz.

Felix kannte des Vaters Schwächen nur zum Theil. Er hatte dessen Willen stets geachtet, auch, wenn ihm in der Gutsverwaltung etwas mißfiel, niemals einen Widerspruch sich erlaubt. Jetzt zum erstenmal fürchtete er, daß es damit schlecht bestellt sein könne. Er war ernster geworden und dachte über sich selbst nach. Zum Grundbesitzer erzogen, in voller Manneskraft, war er unthätig und ohne Beruf. Wahrhaftig wünschte er, den Vater noch lange zu behalten; aber was sollte er thun, um sich bei dessen Lebzeiten nützlich zu machen? Eine Andeutung, daß er theilhaben möchte an der landwirthschaftlichen Arbeit auf seinem künftigen Eigenthum, wies der alte Herr ein für allemal mit den unfreund-

lichen Worten ab, daß er seine Geschäfte selbst besorgen wolle, so lange er lebe.

Felix dachte jetzt viel an Wilhelm Mellno, auch an dessen liebliche Schwester, und würde jenen sofort aufgesucht haben, wenn er sich nicht gescheut hätte, den Vater gleich wieder zu verlassen. Als dieser eines Morgens mit der Erklärung, daß er für einige Tage verreise, wegfuhr, setzte er sich zu Pferde und schlug den Weg nach Malikowo ein.

Der Himmel war ohne Gewölk, und in der leicht bewegten, warmen Luft zitterte und leuchtete das herbstlich gefärbte Laub der Wälder. Die Landleute, welche dem jungen Herrn begegneten, den sie gern leiden mochten, wunderten sich, daß er ihren Gruß nicht wie sonst mit ein paar freundlichen Worten erwiderte. Den unbefangenen Frohsinn, der ihn so hübsch kleidete, ihm die Einsamkeit erleichterte, indem er ihn für jedermann und ohne ängstliche Vorsicht mittheilend machte, besaß er nicht mehr. Mit Verdruß dachte er an Dienhaupt und jetzt mit Vorwürfen an Wilhelm Mellno, den er vernachlässigt hatte und dem sich anzuschließen er größeres Verlangen trug. Und wieder dachte er an Cecilia, das gute, anmuthige Kind. Er verglich sie mit Agnes, obgleich er an diese nicht denken wollte, weil er die Erinnerung an Ludovika vermied. Keinen Menschen außer Wilhelm Mellno besaß er, dem er sich vertrauensvoll anschließen möchte, und liebebedürftig war sein Herz.

Er ritt durch den Wald. Links schimmerte die Rückwand des Schlosses von Malikowo. Es schien unbewohnt zu sein, wenigstens schallte kein Laut von dort her.

Aber eine Strecke weiter, da hörte er eine Frauenstimme heftig sprechen, glaubte französische Worte zu verstehen und sah durch die Baumstämme eine helle und eine dunkele Gestalt. Er trabte dahin. Unter einer alten knorrigen Eiche auf einer halb zerfallenen Bank saß ein wunderschönes Mädchen in lichtem, blumigem Kleide, auf dem Kopfe einen kleinen braunen Hut, über den sie einen weißen Schleier zurückgeworfen hatte und unter welchem schwarze Locken hervorquollen. Sie streckte ängstlich die Hände gegen eine viel ältere Frau aus, welche lebhaft gestikulirend vor ihr stand. Sie bemerkten den Reiter erst, als er nahe war und von Verwunderung ergriffen vom Pferde sprang. Nun blickten beide ihn erstaunt an, das herrliche Mädchen stand freudig betroffen auf und schritt, Hülfe suchend, ihm entgegen. Die andere starrte in sein Gesicht, als wolle sie ihn erkennen. Er war von der wunderbaren Erscheinung so überwältigt, daß er fast unbewußt fragte: „O, wer sind Sie?"

Die Frage schien sie zu betrüben. Sie wollte ihren Schleier vornehmen, unterließ es aber. Ihre Züge erglühten, als er, an ihrem Antlitz haftend, die Hand an seine Stirn drückte.

Die ältere wiederholte, ihre fragenden Blicke ebenfalls von dem jungen Mann nicht lassend, französisch in angstvollem Tone: „Wer ist sie? Wer ist sie?" Die Junge dagegen sprach mit bezauberndem Wohlklang deutsch: „Ach, Herr, ich kenne die Frau nicht. Schon lange fragt sie so und will mich nicht fortlassen."

In diesem Augenblick kamen von der anderen Seite zwei Reiter, Calixt von Stolawski mit einem Genossen. Calixt erkannte Judith und Felix. Als er diesen erblickte, den er haßte, den Cecilia, von welcher man ihn, den Stolawski, fortgewiesen, vorzog und der jetzt Judith beschützte, übermannte ihn die Wuth. Auch Brigitte, die Wirthschafterin des seiner Mutter so unholden Pächters, die ihm oft begegnete und immer so dreist freundlich grüßte, erkannte er. Sie lief auf ihn zu und rief: „Seht! Seht! Fragt, wer sie ist!“ Er stieß seinem Pferde die Sporen in die Flanken und schlug Brigitte, an ihr vorbei sprengend, mit der Reitpeitsche. Die unglückliche Frau schrie auf, bedeckte ihre Augen mit den Händen, lief ihm aber doch nach. Nun waren alle neben der herrlichen Gestalt. Sie hatte sich mit dem Schleier verhüllt und, als sie den Peitschenhieb sah, erschrocken Felix' Arm ergriffen. Der andere Pole sagte, ohne seinen Hut zu berühren, vertraulich grüßend: „Judith Marjun!“ Sie ließ ihre Hand von dem Arm des jungen Mannes, welcher durch den Schleier Thränen in ihren Augen sah, und drehte sich verächtlich um.

„Judith Marjun?“ rief Brigitte und schaute zu Calixt hinauf, der in seiner Raserei abermals die Peitsche zum Schlage nach ihr hob. Da sprang Felix zu, entriß ihm die Peitsche, warf sie zornig weg und sprach empört: „Schämen Sie sich!“

Heftige Auseinandersetzungen wurden durch das Geräusch eines Wagens verhindert, der vom Schlosse her kam. Judith sah wohl, daß Marjun darin saß, der sie aus ihrer peinlichen Lage befreien würde. Trotzdem

ging sie ihm nicht entgegen. Aber Brigitte bahnte sich, als er, aus dem Wagen springend, „Judith!“ rief, durch die Männer den Weg und fragte auch ihn: „Wer ist sie?“

„Meine Schwester,“ antwortete überrascht und zaghaft der Jude. Er geleitete sie, die Herren unterwürfig grüßend, an den Wagen. Felix sah den trostlosen Blick, den sie auf ihn richtete. Das Fuhrwerk setzte seinen Weg fort, die beiden Polen ritten ohne Abschied dem Schlosse zu. Brigitte stand, noch unentschlossen, was sie thun solle, Angst und Sorge im Gesicht, bei dem Fremden, der ihr bekannt erschien, der ihr beigestanden hatte. Er blickte dem Wagen nach, als könne er noch dieses unvergleichliche, unvergeßliche Wesen sehen. — Ein Judenmädchen, des häßlichen Mannes Schwester? —

Während er so, immer den Zügel seines Pferdes in der Hand, träumte, wischte sie sich die Augen, die in der Erinnerung an den Peitschenhieb wieder naß geworden; dann weckte sie ihn mit der Frage: „Mein Herr, wohin wollen Sie?“

„Wer ist Marjun?“ fragte er, indem er den Fuß in den Steigbügel setzte.

„Ich weiß es nicht. Wohin wollen Sie?“

„Nicht weit mehr,“ antwortete er zerstreut und ritt vorwärts.

„Zu Herrn Mellno?“

Er nickte.

„Ich bin seine Wirthschafterin.“

Er verkürzte den Schritt des Pferdes, damit sie bei ihm bleiben könne, und sagte mitleidig: „Der junge Stolawski ist ein roher Mensch!“ Da sie schwieg,

fragte er, weshalb sie so dringlich nach dem Namen des Mädchens geforscht habe. Hierauf erwiderte sie: „Ach, mein Herr, ich sah sie zufällig und war überrascht von ihrer Schönheit. Niemals sah ich ein Menschenkind so vollkommen.“

Er blickte mit einer zustimmenden Neigung auf sie hinunter. Die Erklärung genügte ihm. Dann fragte er noch einmal: „Wissen Sie nicht, wer Marjun ist?“ Sie antwortete wie vorhin, jedoch mit dem Zusatze: „Ich erfahre es vielleicht und könnte es Ihnen mittheilen, wenn Sie mir Ihren Namen und Wohnort nennen.“

„Von Rüsterstein in Wohlsitz.“

Die Erregung der Frau hätte er auch bei größerer Aufmerksamkeit schwerlich bemerkt, denn als sie diesen Namen hörte, sah sie zur Erde nieder. So ging sie einige Zeit schweigend. Auch er sprach nicht.

An dem Punkte, wo der Weg nach dem Gute sich abzweigte und man Mellnos Wohnhaus zuerst sah, fing sie an: „Der Herr wird zu Hause sein oder bald kommen. Gleich steht die Sonne über dem ersten Schornstein, dann ist es Mittag. Jedenfalls sind die Damen da.“

„Welche Damen?“

Die Nachricht von Cecilias Anwesenheit war ihm jetzt nicht recht, hatte aber das Gute, daß er sich besann und zusammennahm. Die Wirthschafterin geleitete ihn nach den Stallungen und ging, während ihm das Pferd abgenommen wurde, voran, seine Ankunft zu verkünden.

Noch hatte er den Garten nicht betreten, als

Wilhelm herbei eilte und, ihm die Hand drückend, sagte: „Jetzt sind wir Nachbarn. Seien Sie mir herzlich willkommen! Sie finden mich schon heimisch hier, sogar Damenbesuch habe ich, meine Schwägerin und meine Schwester. Kommen Sie!“ Und er führte ihn nach dem Hause, vor welchem, gegen die heute noch heiße Sonne durch ein Zeltdach geschützt, Elisabeth und Cecilia saßen.

Als Brigitte schnell, unruhig und mit verweinten Augen kam, hatte Wilhelm eine unangenehme Meldung erwartet; auch Elisabeth fiel sie auf. Sie achteten nicht auf Cecilia, die roth wurde, den Ankommenden schüchtern grüßte und sich sagen mußte, daß er noch schöner als früher, männlicher, dabei schwärmerischer aussah. Wilhelm nahm gleichfalls eine große Veränderung an ihm wahr, führte, da der Gast wenig sprach, seinerseits die Unterhaltung und ging nach einiger Zeit in sein Zimmer, wohin er die Wirthschafterin kommen ließ. „Ist etwas vorgefallen?“ fragte er. „Sie waren ja ganz verstört.“

„Ich traf im Walde eine Fremde, ein wunderschönes Mädchen, so schön wie ich noch keins gesehen habe. Ich fragte sie nach ihrem Namen. Da kam von der einen Seite Herr von Rüsterstein, von der anderen der junge Herr vom Schlosse mit noch einem, und der junge Herr schlug mich“ —

„Was?“ rief Wilhelm. „Da werde ich ihn verklagen.“

Brigitte erschrak. „Thun Sie das nicht, ich bitte Sie! Es gäbe nur mehr Feindschaft. Auch hat Herr

von Rüsterstein ihm die Peitsche weggenommen und ihn ausgescholten."

„So?" sagte Wilhelm und blickte sie an. „Worüber wurde Herr von Stolawski zornig?"

„Ueber das schöne Mädchen. Der andere polnische Herr nannte sie Judith Marjun, und ein Jude, der mit einem Wagen kam, sagte, sie wäre seine Schwester, und fuhr mit ihr weg." Sie sprach in ihrer Art lebhaft, so bestimmt wie bescheiden. Die Namen hatte ihr Herr schon gehört, sein Bruder nannte sie in Posen. Als er wieder im Garten war und Felix nach dem Zusammenhange fragte, gewann dieser Zeit für die Antwort; denn Elisabeth fiel ein: „Das ist der russische Jude, der, wie es heißt, Wucher treibt mit dem polnischen Adel. Seine Schwester ist berühmt. Sie haben Glück gehabt, Herr von Rüsterstein. Nur wenige sehen das Wundermädchen."

Felix, der sich verletzt und unglücklich fühlte, machte seine Erzählung so kurz wie möglich, ohne von Calixt mehr zu sagen, als daß auch er da gewesen war. Wilhelm leitete das Gespräch auf andere Dinge, indem er von der unordentlichen Verwaltung der Stolawski'schen Besitzung auf die Aenderungen kam, welche er hier bereits gemacht habe und noch mehr beabsichtige. Dann fragte er nach dem westphälischen Gutsbetriebe, den Felix kennen lernen wollte. Dieser berichtete, was davon wesentlich zu sagen war, und daß später eine mehrfach unterbrochene Reise ihn nicht weiter als bis Straßburg gebracht habe. Die Freude, welche die Rheinlandschaften ihm gemacht, schilderte er mit Wärme.

Man war in das Haus gegangen und bereitete

sich zu dem Mittagessen, als Brigitte bestürzt in ihres Herrn Zimmer trat und ihm eine Visitenkarte einhändigte, indem sie aufgeregt sprach: „Das ist der, welcher im Walde bei dem Herrn vom Schlosse war. Er fragt nach Herrn von Rüsterstein.“ Wilhelm las: von Czarlozno. „Es ist gut,“ sagte er. „Ich will Herrn von Rüsterstein die Karte geben,“ und ging in dessen Stube. Nach kurzer Besprechung ließen sie Herrn von Czarlozno zu sich bitten.

Ein junger Mensch in Calixts Alter erschien und redete Felix stolz an: „Sie haben Herrn von Stolawski beleidigt, er fordert Satisfaktion.“

„Setzen Sie sich,“ sagte Wilhelm.

„Eine Ehrensache pflegt schnell abgemacht zu werden,“ erwiderte der Pole und blieb stehen.

„So schnell wie möglich,“ nahm Felix das Wort. „Nach Ihrer Jugend zu schließen, haben Sie noch nicht gedient. Ich muß mein Offizierkorps fragen.“

„Ich werde Herrn von Stolawski Nachricht geben,“ setzte Wilhelm kalt und mit einer verabschiedenden Neigung des Kopfes hinzu. Czarlozno machte, von dem kurzen Bescheide eingeschüchtert, so dreist er noch konnte, jedem einen förmlichen Diener und ging hinaus.

Wilhelm reichte dem Freunde die Hand, blickte treuherzig in seine Augen und sprach: „Ich freue mich, Ihnen beistehen zu können. Kommen Sie! Die Damen warten. Nach Tisch thun wir das Weitere.“

„Haben Sie Dank!“ sagte Felix. „Unsere Ansicht über das Duell ist dieselbe, uns ist es zuwider. Wenn es in diesem Falle dazu kommt, so schieße ich in die Luft.“

Der neue Zwischenfall erleichterte den Druck, der auf ihm lag, seit er Judith gesehen und vernommen hatte, wer sie sei. Heiterer als vorher sprach er mit den Damen. Des fremden Herrn Besuch wurde als gleichgültig dargestellt. Nach dem Essen blieb er bei ihnen in der angenehmsten Unterhaltung.

Wilhelm war nach dem Schlosse geritten. Calixt und Czarlozno waren da, Frau von Stolawska verreist. Wilhelm wollte ersteren bewegen, von der Herausforderung abzustehen. Er sagte, daß Herr von Rüsterstein nur gethan habe, was die Vertheidigung einer wehrlosen Frau berechtigt erscheinen lasse, drohte auch mit einer Klage wegen Mißhandlung seiner Wirthschafterin. Er wies darauf hin, daß Calixt der letzte Stolawski sei. Nur dieses machte Eindruck. Aber der gute Schütze war sicher, den Feind zu tödten, bevor dessen Schuß falle. An seinem kindischen Hasse und Stolze scheiterte die Absicht des Vermittlers.

## Fünftes Kapitel.

In Wilhelm Mellnos Hause war jetzt viel Gemüthsbewegung; am ruhigsten Elisabeth, die von Seelenkämpfen gemartert hergekommen war. Körperlich gekräftigt, in einem regen Briefwechsel mit ihrem guten Manne fortlebend, fühlte sie sich durch ihre Hoffnung, je näher die Erfüllung, um so mehr beglückt. Einen Hinweis auf ihren Zustand, welchen der Pfarrer Dolicz

sich erlaubte, überhörte sie absichtlich; ja, als er die katholische Taufe des Kindes wie selbstverständlich berührte, erwiderte sie ungehalten, daß sie davon mit ihrem Manne noch nicht gesprochen habe.

Brigitte sorgte für die junge Frau auf das beste. Was dieser wohlthun konnte, schaffte sie herbei; ihr zeigte sie immer ein fröhliches Gesicht, und Elisabeth entbehrte sie, ohne ihr zu zürnen, wenn sie oft Stunden lang nicht zu finden war. Allein in ihrer Stube und unbeachtet ging Brigitte wohl händeringend auf und nieder. Trotzdem sah man sie zufrieden, thätig, gleichmüthig am einen Tage wie am anderen. Nur Wilhelm Mellnos scharfer Beobachtung würden ihre vergrämten Züge aufgefallen sein, wäre sein Gemüth nicht ebenfalls belastet gewesen.

Ihm war der Gedanke schrecklich, daß der ehrenwerthe Felix von Rüsterstein, der sich den französischen Waffen so brav entgegengeworfen hatte, durch die Kugel des nichtsnutzigen Polen fallen sollte. Wilhelm erfuhr, daß Calixt den ganzen Tag benutzte, sich im Pistolenschießen zu vervollkommnen; und an eine Aussöhnung war nicht mehr zu denken. Denn auch Felix, der sich von seiner edelmüthigen Gesinnung zu weit hatte fortreißen lassen, wollte nicht nachgeben. Er fühlte sich im Rechte, und der wilde, in der Gegend unbeliebte Stolawski und seine Genossen würden noch übermüthiger werden, wenn sie diesmal einen solchen Sieg davon trügen. Wilhelm sah der Entscheidung mit Sorge entgegen.

Cecilia träumte den schönsten Traum eines jungen

Mädchenherzens. Liebenswerther, als Felix ihrer Erinnerung vorgeschwebt, war er ihr wieder erschienen. Nachdem er Abschied genommen, blieb er ihr nahe. Noch kindlich und doch jungfräulich empfand sie nur sich selbst. Sie kam nicht so weit, zu fragen, ob er sie liebe; es genügte ihr, an ihn zu denken. In den Stunden seiner Anwesenheit waren nur weltliche Dinge besprochen; aber daß er über die Religion nicht anders denke als sie, verstand sich ja von selbst.

Cecilia war mit ihrem Bruder am Sonntag nach Kaschin zur Kirche gefahren. Elisabeth hatte sich im Garten ergangen und war aus diesem hinausgetreten in das Feld. Da sah sie, an Brigittens Seite aus dem Walde kommend, Jagello. Seine unerwartete Gegenwart erschütterte sie; vor Aufregung zitternd, mußte sie stehen bleiben. Als er sie erblickte, ging er schneller; Brigitte mit ihm. Dann grüßte er mit der höflichsten Form, mit dem innigsten Tone. Elisabeth erblaßte. „Wollen Sie mich besuchen?" fragte sie mit unsicherer Stimme. „Nur Sie," antwortete er. Sie gingen durch den Garten, in welchem die Wirthschafterin zurückblieb, und setzten sich auf den Platz am Hause.

Er gab seiner Freude, sie zu sehen, den zartesten, wärmsten Ausdruck, fragte mit ängstlicher Theilnahme nach ihrer Gesundheit und deutete in verschiedenen Wendungen an, wie er sie vermißt, wie innig er ihres Seelenheils gedacht. Weil sie hier, habe er Frau von Stolawskas Einladung um so lieber angenommen. Daß diese und Elisabeth in Zwiespalt gerathen und einander nicht sehen, habe er zu seinem Befremden, zu seiner Betrübniß vernommen.

Mit immer steigender Verwirrung hörte die schwache Frau ihn an. Jetzt begann sie, Frau von Stolawskas Benehmen zu schildern. Er lenkte sie hiervon auf das liebenswürdigste ab. „Ich könnte doch nicht entscheiden," sagte er mit dem besänftigenden Klange seines, jeder Lage sich anpassenden Organs. „Die zarten Unterscheidungen des weiblichen Gemüths kenne ich wohl, doch maße ich mir über sie kein Urtheil an. Mißverständnisse bedürfen weniger der Erläuterung, als schneller Verzeihung. Das habe ich Frau von Stolawska auch gesagt. Vielleicht ist sie zu lebhaft, gewiß ist sie eine gute Christin, und das genügt."

Eine Pause trat ein. Darauf hörte sie die Frage, wann sie endlich wieder nach Posen komme? Sie antwortete, daß Mellno nach dem Manöver ein Kommando habe und ihre Schwiegermutter, welche sie demnächst in Posen besuchen wolle, noch auf Reisen sei. Dann fragte er, ob sie die verabredete Erklärung wegen der Taufe des Kindes ihrem Manne jetzt gegeben habe? Beschämt erwiderte sie leise: „Das hat ja noch Zeit."

„Gott weiß, daß ich nicht gern danach frage," versetzte er klagend. „Mein heiliges Amt fordert es. Eine so wichtige Sache darf man nicht aufschieben."

„Wenn meine Schwiegermutter bei mir ist," sagte Elisabeth.

Er faltete die Hände, seufzte und schien zu beten. Dann erhob er sich. „Leben Sie wohl!" sprach er wehmüthig.

„Sehe ich Sie nicht wieder?"

„Vielleicht komme ich noch einmal. Heute muß ich nach Posen zurück."

„Sie sind schon länger hier?"

„Erst seit gestern Nachmittag." Er griff nach ihrer Hand, drückte dieselbe inbrünstig, blickte ihr traurig in die Augen und ging.

Alle Qualen der beklagenswerthen Frau erneuerten sich. Jagello hatte eine Macht über sie gewonnen, die sie sich selbst nicht zu deuten wußte; war es doch immer im Namen Gottes, was er sprach und verlangte. Sie erschrak, als Brigitte fragte, ob sie krank sei. Es gelang ihr, Wilhelm und Cecilia in unbefangenem Tone mitzutheilen, welchen Besuch sie gehabt habe und daß vielleicht Frau von Stolawska eine Anknüpfung wünsche. „Dann müßte sie, die Dich gekränkt hat, zu Dir kommen. Ich halte das jetzige Verhältniß für das bessere," antwortete Wilhelm. Er war ernst und achtete nicht sehr auf die Schwägerin.

Einige Abende später kam, den Damen unerwartet, Felix von Rüsterstein. „Da bin ich schon wieder," sagte er, indem er sie heiter begrüßte. „Sie mögen daraus schließen, wie gut es mir hier gefallen hat." Cecilia klopfte das Herz. Seinen Besuch, seine Worte, sogar was er jetzt in seinem Zimmer mit ihrem Bruder besprechen mochte, alles bezog sie auf sich. „Er wird Geschäfte mit Wilhelm haben," meinte Elisabeth, als sie lange wegblieben. Dann verstrichen in gleichmüthigem Gespräch die letzten Stunden dieses Tages.

Als der Morgen graute, fuhren die beiden Männer nach dem Bahnhofe. Der bald darauf ankommende Zug brachte einen Offizier und einen Arzt, deren Beistand Wilhelm erbeten hatte. Sie fuhren, des letzteren

Wohnsitz, sowie das Schloß vermeidend, in den Wald von Malikowo. Die Herbstnebel sanken, das frühe Sonnenlicht glänzte durch die gelb belaubten Zweige. Die Herren stiegen aus. Wilhelm trug den Pistolenkasten. Schweigend gingen sie nach dem verabredeten Platze. Dort fanden sich pünktlich die Herren von Stolawski und von Czarlozno ein. Man begrüßte sich mit Förmlichkeit. Wilhelm machte den Offizier und den Arzt mit den Polen bekannt. Darauf versuchte er noch einmal die Aussöhnung. Felix erklärte, daß er bei ruhiger Ueberlegung sich bemüht haben würde, die mißhandelte Frau anders zu schützen. Calixt forderte hämisch und trotzig eine feierliche Abbitte. Hierauf erklärte Wilhelm, das letzte Wort sei gesprochen. Der Offizier lud die Pistolen und schritt die Entfernung ab. Felix drückte dem Freunde die Hand und stellte sich auf; die rechte Schulter vorschiebend, den rechten Arm mit der Waffe, die Mündung nach oben, ausgestreckt. Ihm gegenüber der Andere, den Arm zum Zielen gekrümmt. Der Offizier gab das Kommando zum Vorschreiten. In dieses hinein klang der gellende Schrei: „Schießt nicht!“ Unmittelbar darauf knallte ein Schuß. Felix schwankte, erblaßte und sank in die Arme des hinzuspringenden Freundes. Calixt stierte dahin, vor der eigenen That erschreckend. Da stürzte athemlos und verstörten Blickes Brigitte auf ihn zu. Ihre Augen flogen über ihn hin, als suche sie eine Wunde an ihm. Dann rief sie: „Was hast Du gethan!“ und lief zu der Gruppe, die um den Getroffenen beschäftigt war. Czarlozno zog Calixt, seinen Arm ergreifend, eilig fort.

Felix hatte die Augen nicht geschlossen, sogar die Röthe seiner Wangen war ein wenig zurückgekehrt, er blickte Wilhelm und die Anderen freundlich an, war jedoch so schwach, daß man ihn halten mußte, während der Arzt die Stelle suchte, wo der Schuß getroffen hatte. Er fand sie nahe unter dem rechten Arm. Jenseits unter der rechten Schulter war die Kugel ausgetreten. „Das ist sehr günstig,“ sagte er. Sie brachten den Verwundeten in eine sitzende Stellung und nahmen ihm die Oberkleider ab. Als hierauf der Arzt die Wunde, aus der wenig Blut rieselte, betrachtet hatte, sagte er: „Allem Anscheine nach ungefährlich.“ Auf Felix’ mattes Gesicht kam ein Freudenglanz und Wilhelm rief: „Gott sei gedankt!“

Er wollte jetzt Brigitte, die er gesehen hatte, nach dem Wagen schicken; sie war nicht mehr da. Er lief selbst hin. Der Arzt befestigte einen vorläufigen Verband. Sie legten den Verwundeten in den Wagen. Wilhelm eilte voraus, um die, glücklicherweise nicht schlimme, Nachricht in seinem Hause zu geben.

Auf dem Wege dahin sah er in dem lichten Walde gegen die Sonne ein Frauenzimmer, welches, sich nähernd, allerlei Zeichen machte. Es war Brigitte. Sie wies mit dem Arm nach der Richtung, aus der sie kam, und rief: „Sie sind weggejagt, keiner holt sie ein.“ Wilhelm achtete wenig hierauf, noch weniger auf das zufriedenere Aussehen seiner Wirthschafterin, die mit ihm ging.

Wohl aber bemerkte er den Zustand, in welchen seine Schwester bei der Nachricht von der bevorstehenden Ankunft des verwundeten Rüsterstein gerieth. Erst

erschrak sie auf das heftigste, dann stürzten ihr die Thränen aus den Augen, und sie wußte sich nicht zu fassen. Der Bruder bat sie und Elisabeth, in ihren Zimmern zu bleiben, um die Erwarteten nicht zu stören. Hinter der Gardine stand Cecilia zitternd und starrte hinaus nach dem Wagen, nach Felix, der herabgehoben und in das Haus geführt wurde.

Man brachte ihn zu Bett. Das Zimmer nebenan richtete Brigitte für den Arzt ein, der auf Wilhelms Bitte vorläufig blieb. Der Offizier fuhr gleich nach dem Bahnhofe weiter.

Die Kugel hatte keinen edlen Körpertheil getroffen. Der Arzt konnte die glücklichste Erklärung geben, ordnete indeß die größte Ruhe an. Brigitte achtete auf jeden seiner Winke und war unermüdlich bereit, ihm in der Pflege des Kranken zu helfen.

Wilhelm schickte einen reitenden Boten mit einem Briefe an Felix' Vater nach Wohlsitz. Als dieser sagen ließ, daß er selbst komme, und Wilhelm mit der Wirthschafterin berathen wollte, wie man auch den alten Herrn am besten beherberge, war sie nicht zu finden.

Am Nachmittage traf Herr von Rüsterstein ein. Er sah leidend aus, sein Gang war unsicher. Wilhelm führte ihn an das Bett seines Sohnes.

Dann kam er sehr beruhigt zu den Damen. „Das Rencontre ist glücklich verlaufen," sagte er. Wilhelms Einladung lehnte er ab. „Es ist nicht nöthig und ich würde Sie noch mehr inkommodiren." Er fürchtete die Abendluft und die Nacht und empfahl sich, mit vielen Dankesworten, bald.

## Sechstes Kapitel.

Wilhelm schrieb folgenden Brief:

„Lieber Vater! Es freut mich sehr, daß Du und Mutter mit Eurer Reise zufrieden nach Berlin zurückgekehrt seid. Möge die Erfrischung recht lange vorhalten, besonders bei Deiner Arbeitslast!

Von dem Duell, welches hier stattfand, gab ich Dir gleich Nachricht, damit nicht falsche Gerüchte Euch beunruhigten. Rüsterstein hatte kein heftiges Wundfieber und durfte gestern nach Wohlsitz fahren, wohin ich ihn gebracht habe. Die Fahrt hat ihm nicht geschadet, die Wunde heilt gut. So ist dieser traurige Fall, Gott sei Dank! gut verlaufen.

Stolawski ist noch immer verschwunden. Seine Mutter soll von einem Ausfluge wiedergekommen und sehr ruhig sein. Ob sie seinen Aufenthalt kennt, weiß ich nicht. Der Schrecken über seine Unthat wird ihn und seinen Kartellträger, einen jungen von Czarlozno, zu der thörichten Flucht getrieben haben.

Als Rüsterstein verwundet ins Haus gebracht wurde, verrieth Cecilia ihre Neigung zu ihm durch ihre Aufregung, jedoch nur mir. Seitdem ist sie, möchte ich sagen, von einem halben Kinde zur Jungfrau geworden. Denn sie beherrschte sich nunmehr und verbarg ihr Gefühl. Aber ich täusche mich nicht. Daß ihre Neigung erwidert wird, bezweifle ich. Im Frühjahr in Berlin freute er sich über sie, mehr ist es nicht geworden.

Elisabeth war kräftiger geworden und heiter.

Seit einiger Zeit ist sie wieder melancholisch und leidend, was mich beunruhigt. Ich will Fritz nicht besorgt machen. Er kann, ohne seinen Dienst zu stören, jetzt nicht gut kommen. Ihr geistiger und körperlicher Zustand werden zusammenhängen. Meine treue und kluge Wirthschafterin, ein altes Mädchen, versteht davon nichts. Kurz, ich bin in Verlegenheit. Du sprichst wohl mit Mutter darüber. Elisabeth schreibt ihr oft."

Herbststürme schüttelten die Baumkronen, Regengüsse schlugen an die Fenster. Elisabeth und Cecilia saßen in demselben Zimmer, ohne ein Wort zu wechseln, jede mit ihren geheimen Gedanken beschäftigt. Ein geschlossener Wagen fuhr vor das Haus. Frau von Stolawska ließ sich bei Frau Hauptmannin Mellno anmelden. Ueberrascht, etwas verlegen, jedoch mit dieser Anknüpfung zufrieden, nahm Elisabeth den Besuch an. Cecilia entfernte sich. Wilhelm war abwesend.

Frau von Stolawska, dunkel gekleidet, in Gesicht und Haltung den Ausdruck von Reue, Scham, schmerzlicher Theilnahme, trat ein. „Länger ertrage ich unsere Trennung nicht," begann sie, beide Hände der anderen entgegenstreckend. „Verzeihen Sie einer unglücklichen Mutter, die furchtbar gelitten hat und noch ihren Sohn vermißt. Während der letzten Zeit in Posen hatte ich die verdrießlichsten Geschäfte, die mich krank machten. Seien Sie edelmüthig, vergessen Sie meine Unart!"

Elisabeth brauchte nur freundlich zuzuhören, denn die Polin ließ sie nicht zu Wort kommen. Ihr lebhaftes, angenehmes Geplauder führte von den zahlreichen

geselligen Verpflichtungen, welche sie zu eigener Qual, nur um ihres Sohnes willen, erfülle, zu der Heftigkeit der jungen Leute, woraus die Duelle entstehen; dann zu Wilhelm Mellno, dem vortrefflichen Manne, dem Rüsterstein's großen Dank schuldeten. Hierauf sprach sie von Elisabeths glücklich stillem Leben im Gegensatz zu dem unsteten, welches ihr auferlegt sei. Schon morgen Nachmittag müsse sie wieder abreisen. Und nun bat sie im herzlichsten Tone, daß die wiedergewonnene Freundin jetzt mit ihr fahre und im Schlosse, welches sie noch nicht einmal gesehen habe, über Nacht bleibe, damit sie sich so lange wie möglich ungestört aussprechen könnten.

Was Elisabeth von Frau von Stolawska bisher erfahren, hatte ihr mehr Scheu als Abneigung gegen die schöne, gewinnende Dame eingeflößt. Und diese fügte dem ersten und willkommenen Schritte zur Versöhnung augenblicklich eine Aufforderung hinzu, die so gut gemeint und wohl begründet schien, daß die Eingeladene sie nicht ablehnen mochte. Ihr Schwager, den sie gern gefragt hätte, blieb vielleicht noch lange aus. Unsicher war sie, den dringenden Bitten gab sie nach.

Während sie sich zu der Fahrt bereitete, kam Brigitte, hörte ihr Vorhaben und sprach, die eigene Aufregung beherrschend: „Ich will den Herrn bitten, daß ich mit Ihren Sachen nachgehen und bei Ihnen bleiben darf. Ich richte Ihre Stube ein, wie Sie es gewohnt sind.“ Und sie dachte: Ob sich heute die Gelegenheit bietet, den Druck wegzuschaffen, der ihr Gemüth belastet?

Als die Damen im Schlosse angekommen waren, führte Frau von Stolawska mit der stolzen Freude der Schloßherrin ihre Begleiterin erst durch die unteren Zimmer, von denen sie eines für die Frau Hauptmannin einzurichten befahl; dann die große Treppe hinauf in andere Räume. „Hier wohnen die geistlichen Herren, welche mich besuchen,“ erklärte sie. Daneben lag die Kapelle. Mit demüthiger Geberde öffnete sie die Thür und ließ ihren Gast einen Blick hinein werfen. „Hier halten wir morgen früh unsere Andacht,“ sprach sie und ging weiter. In dem Prunksaale erregten die großen Porträts das Staunen der Fremden. Davor stehend, pries Frau von Stolawska, Thränen in den Augen, die edlen Eigenschaften ihres unvergeßlichen Gemahls. Dann gingen die Beiden in die Gemächer, welche sie persönlich benutzte.

Schon in der Stolawskischen Stadtwohnung war Elisabeth vieles unangenehm aufgefallen, was sie auch in einer nur auf Monate eingerichteten Behausung nicht geduldet hätte. Hier war mehr als Unordnung, hier war Verfall. Die Fußböden, Wände, Möbel des alten Familiensitzes zeigten Spuren der ärgsten Verwahrlosung, das Reinlichkeitsgefühl der genauen Hausfrau wurde überall verletzt. Unheimlich wurde ihr zu Muthe.

Die Wirthin suchte den Gast auf das angenehmste zu unterhalten. Der Anknüpfungspunkte waren freilich nicht viele. Zuerst sprach sie von Calixt, zeigte Bilder von ihm aus verschiedenem Lebensalter, deren keines an die schönen Eltern erinnerte. Sie schilderte ihren Zustand, als dieses Kind nach des Vaters Tode erwartet

wurde. Ob ihr ein Knabe geschenkt werden oder das alte Geschlecht der Stolawski aussterben würde? So inbrünstig wie in jenem Hoffen und Fürchten habe sie niemals wieder gebetet. Ein Gelübde habe sie gethan und daraus sei ihr die innigste Gewißheit von der Gemeinschaft mit Gott durch die Kirche entsprungen; denn ihr sei der Sohn geboren. Möchte dieser seinem herrlichen Vater gleich werden und dem Namen, auf den er mit Recht den allerhöchsten Werth lege, Ehre machen! Sie wolle ihn früh verheirathen, damit um so eher die Nachkommenschaft gesichert werde. Dem preußischen Gerichte solle er sich stellen, die Strafe werde ihm heilsam sein. Als die Unterhaltung stockte, zeigte sie Albums und erzählte von den polnischen Adelsfamilien, welche darin mit Photographien, polnischen und französischen Widmungsschriften vertreten waren. Elisabeth hörte und sah höflich zu, jedoch wurde ihr heimlicher Wunsch, zu Hause geblieben zu sein, immer lebhafter. Bis morgen Nachmittag war eine lange Zeit, und jetzt fürchtete sie, daß ihrem Schwager dieser Besuch, den er schwerlich abkürzen könnte, unangenehm sein werde.

Sie hörten einen Wagen. „Sollte ich auch heute Besuch bekommen?" sagte die Polin verdrießlich, schien aber, als Jagello sich melden ließ, freudig überrascht und nicht zu bemerken, wie sehr diese Nachricht die andere ergriff. Sie ging ihm entgegen, und als er eintrat, prägte sich in seinen strahlenden Zügen die Freude, Elisabeth hier zu finden, lebhaft aus. Er erklärte, daß er unterwegs nach Rom sei, wohin seine Oberen ihn schickten, und ohne Abschied von Frau von Stolawska

und Frau Hauptmannin Mellno nicht reisen wolle. Der letzteren widmete er fortan die vorzüglichste Aufmerksamkeit und sie empfand mit Genugthuung, daß in seiner Gesinnung jene ihr nachstehe.

Nun verstrichen die Stunden schnell. Von kirchlichen Dingen war so wenig wie von politischen die Rede, mit Ausnahme von Jagellos ergreifender Schilderung der Leiden des heiligen Vaters in der Gefangenschaft. Nichts kam zur Sprache, was die Preußin unmittelbar verletzen konnte; dagegen sagte er manches, was den Frauen schmeichelte. Daß er hierbei vor allen an die jüngere der Anwesenden denke, gaben seine Mienen zu erkennen.

Es war spät, als er gute Nacht wünschte, um sich in sein Zimmer zurückzuziehen. Er drückte Elisabeths Hand und sprach, ihr ernst in die Augen blickend: „Morgen früh beten wir zusammen."

Gleich nach ihm nahm sie Abschied. Ein Diener mit einem silbernen Armleuchter, dessen einer Arm abgebrochen war und auf dem zwei ungleich lange Kerzen brannten, geleitete sie. Im flackernden Lichte schienen die Bilder des Prunksaales sich zu bewegen. Schon war alles still im Schlosse, die Haupttreppe und der große Flur düster, unten kein Mensch weiter zu sehen.

Die aufgeregte Frau beachtete nicht, wie sorgsam ihre Sachen zurecht gelegt waren. Sie warf sich in einen Polsterstuhl und ließ ihren Thränen freien Lauf. Da öffnete sich leise die Thür, unhörbar trat Brigitte ein und fing sogleich, langsam, damit jedes Wort verstanden werde, an: „Dieser Jagello ist ein schlechter Mensch!"

Die Ueberraschte richtete sich auf, Röthe und Zorn kam in ihr Gesicht. „Was wollen Sie?"

„Hier sieht und hört uns niemand. Der heuchlerische Priester will nur Unfrieden säen, ob er Ihr Glück zerstört oder nicht. Er ist ein Nichtswürdiger!"

„Das ist nicht wahr!" rief jene heftig.

„Die Stolawska freut sich in seinen Armen und lacht über Ihre Gewissensnoth. Ich hasse das schlechte, verschwenderische Weib. Die Zwei spielen unter einer Decke und betrügen Sie." Das sprach Brigitte mit dem bittersten Tone; dann aber, den fürchterlichen Schrecken der Zuhörerin wahrnehmend, mitleidig, beinahe flehend: „Ich sage es ja nur, weil Sie mich dauern."

Elisabeth drückte krampfhaft die Hände auf ihr Herz. „Wäre das möglich? — Diese entsetzliche Beschuldigung! Ich verachte Sie, wenn Sie mich nicht überzeugen."

„Vielleicht in dieser Stunde," betheuerte die andere wie tröstend. „Aber Sie müssen Gewalt über sich haben, schleichen wie ich. Das kleinste Geräusch, der leiseste Schrei verräth uns."

Jene bedeckte ihr Gesicht mit den Händen und saß zitternd da, bis sie aufstand. „Ich will mich beherrschen."

„Bleiben Sie ruhig, besinnen Sie sich, ich komme wieder, es kann eine Weile dauern," entgegnete Brigitte und schlich aus einer Thür, die bis dahin nicht geöffnet war.

„O Gott! O Gott!" seufzte die Unglückliche und

wankte in den Stuhl zurück. „So hätte ein Sünder meinen Frieden gestohlen? Seine heiligen Worte wären Lüge? Es kann nicht sein. — Ich hätte die Behauptung nicht anhören sollen.“ —

Brigitte erschien in der Thür und winkte. Elisabeth schritt auf sie zu und blieb plötzlich erschrocken stehen, als packe sie die Furcht vor einem nahen Unglück. — „Kommen Sie!“ flüsterte erstere, und die gequälte Frau ging weiter, faßte entschlossen die Hand der Führerin und folgte ihr in das Dunkele. Sie erstiegen die Hintertreppe und kamen auf einem mit Matten belegten Pfade geräuschlos vorwärts. Elisabeth hörte Stimmen, — Herr Gott! Zwei bekannte Stimmen. Sie fürchtete umzusinken, aber die höchste Spannung gab ihr Kraft. Ihr Herz schlug heftig und ihr Busen wogte. Jetzt hielt Brigitte sie fest und gleich darauf sah sie Lichtschein durch eine kleine Oeffnung dringen. Er kam von der Ampel in dem Schlafgemach der Schloßherrin. Brigitte zog die Zitternde heran und drückte, als sie hindurch sehen wollte, eine Hand auf ihren Mund. — Ein Blick, ein Zurückschaudern. — Der Lichtschein war verschwunden. Ein Arm der Führerin umfaßte die Schwankende und stützte sie auf dem Rückwege.

Als sie unten ins Helle kamen, athmete Elisabeth tief auf, ergriff der anderen beide Hände, sah ihr jammervoll, gebrochen ins Antlitz und rief: „Ich will gleich fort!“

Brigitte durchfuhr ein Schauder über die bleiche Frau, die Mutter werden sollte. Zum erstenmal über-

kam sie die Furcht, daß ihr in guter Absicht unternommenes Wagniß schlimme Folgen haben könnte. „Legen Sie sich zu Bett, ich wache bei Ihnen. Und morgen ganz früh hole ich unsern Wagen.“

„Nein. Gleich, gleich! Ich will gehen.“

„In Ihrem Zustand durch den dunkelen Wald? Das leide ich nicht.“

„So holen Sie den Wagen gleich, um Gottes Willen!“

Voller Angst sann Brigitte nach. „Ich müßte Sie zu lange allein lassen. Ich wecke den Sachwalter. Oben hören sie nichts. Ich sage, Sie fürchten Kindsnöthe. Soll ich? Dann läßt er anspannen.“ Sie sah, daß die Leidende einverstanden war, und huschte nach der Flurseite aus dem Zimmer.

Der Gedanke, aus diesem Hause der Sünde fortzukommen, war der so abscheulich Betrogenen eine Erleichterung. Welches Glück diese Hülfe, die sich ihr freiwillig angetragen hatte! Kein Zweifel, Brigitte meinte es ehrlich. Sie wird auch schweigen. Und die Zwei über mir — sie wurde schamroth — schweigen auch.

Die Wirthschafterin trat wieder ein und sprach, weil die arme Geängstigte besser aussah, heiter, ja lachend: „Alles geht gut. Er läßt anspannen. Ich habe ihm vorgestellt, welche Last es für seine Herrin würde, wenn Sie hier niederkämen. Zu Hause sage ich Herrn Mellno dasselbe. Seien Sie nur ganz ruhig. Wie es sich wirklich verhält, erfährt niemand.“

Sie packte die Sachen zusammen, kleidete Elisabeth warm und führte sie demnächst über den dunkelen Flur in den Wagen.

## Siebentes Kapitel.

In Wilhelms Hause war nach dem ersten Schrecken die Nacht ruhig verlaufen. Elisabeth hatte sich wohler gefühlt, fremde Hülfe, auch ihres Schwagers Vorschlag, an die Eltern und an Fritz zu telegraphiren, abgelehnt und geschlafen. Am späten Morgen war sie aufgestanden und saß blaß und schweigend in ihrem Zimmer. Cecilia war bei ihr.

Jetzt schrak sie zusammen. Sie hörte auf dem Flur Jagellos Stimme.

Er war unter dem Vorwande gekommen, sich nach dem Befinden der Kranken zu erkundigen. Brigitte trat ihm entgegen und verneinte seine Frage, ob er die Frau Hauptmannin sprechen könne. Wilhelm kam hinzu. Nun gab der Priester Frau von Stolawskas und der eigenen Theilnahme den wärmsten Ausdruck und bat dringend, sein Beichtkind nur einen Augenblick sehen zu dürfen. Wilhelm hätte dieses ebenfalls gern abgelehnt, zumal er Brigittens ängstliche Zeichen bemerkte, aber er hielt sich dazu nicht berechtigt. Er antwortete, daß er seine Schwägerin fragen wolle, und ging zu ihr.

Sie war in hohem Grade aufgeregt und machte, als er eintrat, mit beiden Armen heftig abweisende Bewegungen. Cecilia stand bei ihr. Wilhelm eilte hinzu. „Schick' ihn fort, schick' ihn fort!" sprach sie leise. Er eilte hinaus, verabschiedete den Geistlichen mit kurzer Höflichkeit und kehrte zu der Kranken zurück. „Cecilia," sagte sie jetzt, „bitte, laß uns allein." Verlegen, traurig entfernte diese sich.

„Telegraphire an Fritz," begann sie darauf.

„Und an Mutter."

„Wie Du willst."

„Sogleich."

„Laß auch Deinen Prediger kommen." Er blickte sie überrascht an. Sie faltete die Hände und hob sie flehend zu ihm hinauf. „Laß Deinen Prediger kommen."

„Der Wagen soll hin und einen Brief an ihn mitnehmen."

„Guter Bruder! Wenn Du das besorgt hast, muß ich noch mehr mit Dir sprechen. Schicke mir Brigitte so lange."

In welch' ungewöhnlichen Zustand war Wilhelm gerathen. Und seine junge Schwester! An sie dachte er neben allen Sorgen. Wenn sie nur nach Hause reisen könnte! Aber er hatte niemand zu ihrer Begleitung.

Und sie selbst war so beklommen! Sie scheute sich, an das Wunder zu denken, was unter diesem Dache geschehen sollte. Ihre Furcht wurde größer, weil sie nicht davon sprechen mochte. Wo sie so gern geholfen hätte, mußte sie sich unthätig zurückhalten. Mitleidig widmete der Bruder jeden Augenblick, welchen er erübrigen konnte, der Schwester, um sie zu erheitern.

Jetzt wurde er zu Elisabeth gerufen. Sie hatte sich zu Bett bringen lassen und geschlummert. Er fand sie gefaßter. „Wenn Fritz ein Kind geschenkt wird, bevor er hier ist," fing sie an, „so hüte es vor den katholischen Geistlichen." Er glaubte, sie spreche im Fieber, und antwortete beruhigend: „In meinem Hause wäre es sicher."

„Sie sind schnell bei der Hand und werden behaupten, ich wolle es katholisch taufen lassen. Sie lügen!" Ihre Wangen rötheten sich. Wilhelm tröstete sie. „Kein katholischer Geistlicher soll zu mir," sprach sie aufgeregt weiter, „auch nicht, wenn ich sterbe."

„Letzteres ist, so Gott will, in weiter Ferne."

„Will Er es anders, so sage Fritz, daß ich ihn sehr lieb gehabt habe." Die Thränen stürzten ihr aus den Augen. „Verlaß mich jetzt. Kann der Wagen aus der Stadt bald zurück sein?"

„Ich erwarte ihn jeden Augenblick." Er nickte ihr freundlich zu und wollte gehen.

„Wilhelm!" rief sie ihn zurück und streckte ihm die Hand entgegen. „Ich mache Dir große Sorge und Last. Gott lohne es Dir!" —

Der Wagen kam mit dem protestantischen Prediger, dem Arzt und helfenden Frauen. Ersteren führte Wilhelm in seine Stube und theilte ihm mit, was er von Elisabeths Seelenzustand sagen konnte.

Nach einiger Zeit wurden sie zu ihr gerufen. Sie saß im Bette und blickte die Eintretenden ruhig, dankbar an. Die Frauen gingen hinaus. Auch der Arzt wollte sich entfernen. Ihn bat sie zu bleiben. Sie faltete die Hände und sprach feierlich: „Vor Gott und drei evangelischen Zeugen erkläre ich mit klarem Bewußtsein, daß ich den katholischen Glauben nicht mehr habe und in meiner Ueberzeugung der protestantischen Kirche angehöre. Ich will nicht in Posen beerdigt werden und wünsche in Mellnos Erbbegräbniß zu ruhen." Sie neigte das Haupt und schien zu beten. Die Männer

schwiegen ergriffen. „Herr Prediger," sagte sie darauf. „Mit Ihnen allein möchte ich weiter reden."

Bange Stunden folgten. Ungeduldig wurden Nachrichten von Fritz und seinen Eltern erwartet. Am späten Nachmittage kam ein Telegramm der letzteren, am Abend von ersterem. Sie wollten sogleich herreisen. In der unruhigen Nacht schloß die arme Cecilia wohl die Augen, lauschte indeß auf jedes Geräusch und schlief nicht. Gegen Morgen erblickte ein zartes, gesundes Mädchen das Licht der Welt. Die Mutter genoß das Glück, ihr Kind zu sehen. Alle im Hause waren leichteren Herzens.

Jedoch nur wenige Stunden. Da wurde Elisabeth schwer krank. Die Frauen geriethen in große Angst und theilten sie den Geschwistern mit. Den Arzt zu sehen, welcher früh kam, war ein vorübergehender Trost. Er blieb lange bei der Kranken und kehrte, nachdem er Wilhelm von der Gefahr Kenntniß gegeben, zu ihr zurück.

In dieser Stunde der Angst trafen die Eltern ein. Von der nächtlichen Reise angegriffen, von der traurigen Nachricht erschüttert, von der Schwiegertochter nach der Anordnung des Arztes augenblicklich ferngehalten, äußerten sie ihren Gram in sehr verschiedener Weise. Der Geheimrath hörte mit dem vollsten Vertrauen zu seinem vortrefflichen Sohn dessen Bericht schmerzlich aufmerksam an und drückte wiederholt seine Billigung und seinen Dank aus. Die Geheimräthin saß bis auf das krampfhafte Zucken um den Mund regungslos, und es klang wie etwas keinem Zweifel Unterliegendes, als sie jetzt fragte: „Du hast doch nach dem Pfarrer geschickt, damit

die letzte Pflicht und Gnade der Kirche nicht etwa versäumt wird?" Hierauf mußte Wilhelm antworten, daß Elisabeth sich den Besuch katholischer Geistlicher ausdrücklich verbeten habe. Dies schreckte seine Mutter auf, sie erhob sich rasch und sprach heftig: „Wie konnte sie das? Hast Du zugeredet? Habt Ihr auch von der Taufe gesprochen?"

„Die Religion des Kindes ist ja längst beschlossen," sagte der Geheimrath mißbilligend.

Nun rief seine Frau außer sich: „Das Kind ist ein Mädchen. Gehört meine Tochter nicht auch meiner Kirche an?"

„Mutter!" bat Cecilia besänftigend, und „Marie!" klang es vorwurfsvoll aus dem Munde ihres Vaters. Die Geheimräthin sah ihn und den Sohn bitter an, verlangte nicht mehr nach der Schwiegertochter, nicht nach der Enkelin. Zu dem schweren Kummer der anderen gesellte sich die trübe Vorstellung, daß in dem Familienbande ein neuer Riß entstehe.

Die Neugeborene war in ein anderes Zimmer gebracht worden. Zu ihr ging Cecilia, nachdem sie sich die Thränen getrocknet. Die frommste Bewunderung der Menschengeburt ergriff und erhob sie. Staunend betrachtete die junge Tante im Dämmerlicht den Kopf und die Händchen des schlummernden kleinen Wesens.

Die Angst um die Mutter aber steigerte sich von Stunde zu Stunde. Der Pfarrer Dolicz kam von Kaschin ungerufen. Er wollte für das letzte, wie das erste Sakrament bei der Hand sein, fragte auch nach der Geheimräthin, deren Ankunft er wußte, deren Confession

er kannte, und ließ sich von Wilhelm, der ihm auf dem Flur entgegentrat, nur durch entschiedene Worte abweisen.

Endlich kam Fritz. Welche Ankunft! Kaum hörte er über die Nachricht der schweren Erkrankung, daß er Vater eines gesunden Kindes sei. Nach Elisabeth verlangte er, und als der Arzt ihn zu ihr führte, begriffen nur die anderen, daß dieses ein schlimmes Zeichen sei.

Noch einmal hat sie die Augen geöffnet und den treuen Mann verklärt angeblickt. Dann ist sie eingeschlafen. —

Wie still wurde es jetzt im Hause! Auf dem Wittwer lasteten Schrecken und Kummer so schwer, daß er sein Kindchen vergaß. Immer kehrte er zu der geliebten Todten zurück. Nur Cecilia konnte weinen. Ihre Mutter war anscheinend mehr bitter als betrübt. Der Geheimrath und Wilhelm besprachen alle Hergänge und überlegten die nächsten Schritte.

Brigitte hatte sich in jener Nacht, als sie mit der auf den Tod gequälten Frau vom Schlosse kam, die schwersten Vorwürfe gemacht. In den Gedankenkreis, welcher sie einengte, war die Ueberlegung zu spät gedrungen. Da aber Elisabeth am Morgen sich wohler fühlte, so ließ die Angst so schnell von ihr, wie sie gekommen war. Dann wurde Jagellos Besuch für sie zu einer Erleichterung. Er hatte die schnelle, entscheidende Wendung verschuldet. Ohne diesen Zwischenfall, so getröstete Brigitte sich, wäre alles gut gegangen.

In den Tagen der Sorge und Trauer verdoppelte sie womöglich die Aufmerksamkeit für das ihr anver=

traute Hauswesen. Alles hatte sie bei der Hand, jeden verstand sie, dem Kindchen wie den Alten widmete sie sich mit gleicher Sorgfalt. Der Geheimrath, welchem das Interesse an der Wirthschaft seines Sohnes ein lichter Punkt in der Trübsal war, sagte: „Das ist ja eine selten tüchtige Person!"

Mit ihren Tugenden verband sie einen Argwohn, den ihre Schicksale verursacht haben mochten. Sie versäumte den katholischen Gottesdienst nicht gern und hatte dennoch mehreremale eine Mißachtung der Geistlichen zu erkennen gegeben. Der Pfarrer Dolicz kam wieder, und Wilhelm führte ihn zu seiner Mutter, die nach geistlichem Troste verlangt hatte. Als der Pfarrer aus deren Stube kam, ging er ohne zu fragen nach dem Zimmer, worin das Kindchen war. Da wies Brigitte ihn so entschlossen ab, daß er sich gegen Wilhelm über ihre Unhöflichkeit beschwerte. Sie rechtfertigte sich gegen ihren Herrn: „Ich weiß das besser aus Paris. Die Priester haben Taufwasser in der Tasche, bespritzen das Kind und sprechen die Tauffomel. Dann gehört es der Kirche." Obgleich Wilhelm hierauf nicht viel Werth legte, wurde er doch, Elisabeths Warnung gedenkend, stutzig.

Die Geheimräthin war nach diesem Vorfalle noch verschlossener. Für Fritz hatte sie wenig tröstende Worte, und seinem Bruder lohnte sie alle Mühe und Sorge mit Kälte. Als Grund, über ihn zu klagen, benutzte sie jetzt den Umstand, daß er den Pfarrer Dolicz bei dessen erstem Besuche von ihr fern gehalten habe.

Der Geheimrath vermied 'in seiner eigenen großen

Betrübniß jedes Zwiegespräch mit der gereizten Frau, ließ sie allein und war um so herzlicher mit den Kindern. Gern willigte er darein, daß Elisabeths Leiche in dem Erbbegräbniß beigesetzt werde, welches er sich bei Eröffnung eines neuen Berliner Kirchhofs erworben hatte; und er selbst machte den Vorschlag, den Wilhelm auszusprechen sich scheute, daß nicht dessen Mutter, sondern Cecilia bei der Neugeborenen zurückbleibe, bis man eine Reise mit dieser unternehmen dürfe.

## Achtes Kapitel.

Bei guter, sorgsamer Pflege gedieh das Kind zu Wilhelms und besonders zu Cecilias Freude. Nachdem die Eltern und Fritz mit der Hülle der Entschlafenen das Haus verlassen hatten, brachte sie die meiste Zeit an der Wiege der Kleinen zu. Sie freute sich am Spiel der Händchen, am Blick der Augen und glaubte täglich einen Fortschritt der Entwickelung zu bemerken. Wenn sie so nachdenkend da saß, kam ihr auch die Verstimmung der Mutter in den Sinn, und sie mußte überlegen, was daran Recht, was Unrecht sei. Sie hatte mit reiferem Urtheil die wahrhafte Frömmigkeit ihrer Brüder wahrgenommen und Elisabeths plötzliche Glaubensänderung erfahren. Nun war ihr einiges von Brigittens wegwerfenden Aeußerungen über die Priester zu Ohren gekommen, und in den letzten Tagen machte Wilhelm, trotzdem er solche Gespräche mied, ähnliche Bemerkungen.

Auch er hatte sich in größerer Ruhe die Wandelungen vergegenwärtigt, welche in Elisabeths Gemüth stattgefunden. Zweifellos erschien ihm der Zusammenhang mit Jagello. Auf seine Nachfrage hatte Brigitte erklärt, daß nach ihren Wahrnehmungen am Abend im Schlosse der Priester die Verstorbene sehr aufgeregt habe. Jetzt wurden dessen Besuche Wilhelm verdächtig, Frau von Stolawska ihm noch unangenehmer.

Sie war von ihrem letzten Ausfluge zurückgekehrt und ließ nach Cecilias und des Kindes Befinden theilnehmend sich erkundigen. Cecilia gab, dem Rathe ihres Bruders folgend, eine höfliche Antwort, deren Form weitere Anknüpfungen erschwerte.

Obgleich die bösen Absichten der Polin gegen ihren Pächter und seine Angehörigen wiederholt fehlschlugen, gab sie dieselben nicht auf. Da Wilhelm ihr seine Neigung vorenthielt, sollte ihr Haß ihn treffen. Das war freilich nicht minder schwer, denn er hatte sich nach allen Richtungen gesichert; durch zuverlässige deutsche Aufseher auch gegen die polnischen Arbeiter, vor denen Brigitte ihn warnte.

Als Frau von Stolawska von Cecilia keinen freundlicheren Bescheid erhalten hatte, beschäftigte sie sich Abends in ihrem Bette wieder mit schlechten Plänen, bis sie unlustig einschlief. In der Nacht weckte ein Geräusch sie, eine weiße Gestalt bewegte sich, gleich darauf erlosch die Ampel, es wurde ganz dunkel. Tastend suchte sie die Glocke und konnte sie nicht finden. Zwei Arme drückten das Bett, über die Zitternde und sie hörte eine unheimlich finstere Stimme, die polnisch sprach: „Sün-

derin, Du bist allein! Wo ist der verbrecherische Priester, Dein Buhle? Verflucht seid Ihr! Willst Du der irdischen Strafe entgehen, so verprasse das Gut Deines Erben nicht. Flieh! Flieh!" Das vernahm sie deutlich, mehr nicht. Der Schrecken raubte ihr fast die Sinne. Unhörbar, wie es gekommen, schien das Gespenst verschwunden zu sein. Eine fürchterliche Stille! Sie wagte nicht, sich zu rühren. In tödtlicher Angst horchte sie eine Stunde nach der anderen und schaute in den grauenden Morgen. Sie war allein, stand auf, betrat zaghaft, bebend das anliegende Zimmer und schellte dort. Die Dienerin fand ihre Herrin bleich und krank im Bette.

Letzteres erzählte Wilhelms Arzt, der vom Schlosse kam, wo er alles in der größten Bestürzung gefunden hatte. Der Sachwalter hatte ihn statt des polnischen Kollegen, der nicht im Orte war, kommen lassen, die Kranke aber seinen Besuch entschieden abgelehnt. Sie wollte in ihren Zimmern nicht bleiben und in den anderen keinen Augenblick allein sein und war doch plötzlich mißtrauisch gegen jeden. Sie sagte keinem weshalb und wollte gleich abreisen, niemand wußte wohin.

Cecilia hatte die Erzählung mit angehört, indeß nicht sehr darauf geachtet, weil ein Brief von Clementine von Haxberg sie gar zu sehr beschäftigte. Er lautete:

„Herzliebe Freundin! In Deinen Sorgen und Schmerzen sollen wenigstens meine Gedanken bei Dir sein. Wir waren von unserer Reise kaum zurückgekehrt, als ich die Trauerkunde erhielt. Du Arme! Und mußt schon Mutterstelle versehen. Wie reizend!

Ich bedauere Dich von ganzem Herzen. Nun wird der Winter still für Dich werden. Die Landtagsherren sind schon wieder hier. Auch Herr von Dienhaupt besuchte uns gestern. Da habe ich Dir aber etwas recht Trauriges zu erzählen. Denke Dir, der junge Rüsterstein ist ein Ketzer! Heimlich hat er den Ketzern geholfen. Schrecklich! Mir gefiel er von Anfang an nicht. Bei dem Duell soll er sich zwar gut benommen haben und schon begnadigt sein; aber gegen Herrn von Stolawski hat er unrecht gehandelt.

Schon wieder kommt Besuch. Komm nur bald. Ich bin begierig, Dich an der Wiege zu sehen. Deine treue Clementine."

Cecilia mußte sich sagen, daß dieses ein unwahrer Brief sei, alberner als sie von der klugen Schreiberin erwartet. Sie dachte an Wilhelms Aeußerungen über letztere und war jetzt geneigt, ihm Recht zu geben. Wäre es schicklich gewesen, so hätte sie gern davon gesprochen; aber er sprach auch von dem Briefe nicht, den er neulich von Felix von Rüsterstein erhielt, überhaupt von diesem nicht. „Clementine nennt meine Brüder, meinen Vater wohl auch Ketzer," dachte sie ärgerlich und hätte ihr am liebsten gar nicht geantwortet.

Eines Morgens kam Felix von Rüsterstein. Wilhelm schien ihn erwartet zu haben. Er führte ihn gleich in seine Stube und, nachdem sie hier die letzten Vorfälle ausführlich besprochen hatten, hinaus in seine Wirthschaftsgebäude und, da es ein trockener Tag war, auf die Aecker und Wiesen. Hier noch mehr als vorhin fiel ihm der Ernst auf, welcher sich des jungen, wieder voll-

kommen gesunden Mannes bemächtigt hatte, über dessen Züge kein einzigesmal das heitere Lächeln von ehedem glitt. Felix hatte, alles aufmerksam betrachtend, lange geschwiegen; dann sagte er: „In Wohlsitz steht es nicht so gut," — und nach einer Pause: „Vater muß Verluste gehabt haben. Die beste Wiese will er verkaufen. Der Verwalter räth lebhaft ab; aber es wird doch wohl geschehen."

„Das wäre nicht gut," antwortete Wilhelm aufrichtig. „Von einer geschlossenen Wirthschaft sollte man kein Stück abtrennen, denn wie die Glieder eines Körpers hilft eins dem andern. Augenblickliche Verluste deckt man wohl zweckmäßiger durch eine Anleihe."

Hierauf ging Felix nicht ein. Er sagte: „Hoffentlich bessert sich meines Vaters Stimmung in Berlin. Im vorigen Winter war er ja gern da. Leider will er abermals nicht, daß ich bei ihm wohne."

„Wollen Sie auch wieder nach Berlin?"

Etwas verlegen antwortete er: „Was kann ich besser thun? Soll ich gegen den Willen meines Vaters eine Verwalterstelle suchen? Ich thäte es gleich. Sie glauben nicht, wie mich nach einem Berufe verlangt. In Berlin kann ich wenigstens studiren."

„Ich hülfe Ihnen gern. Sollten Sie später einen Platz suchen, so schreiben Sie mir. Vielleicht hilft Ihnen der Zufall, wie er mich in meine jetzige Lage gebracht hat."

„Wie war das?"

„Habe ich es Ihnen noch nicht erzählt?"

Nun stellte sich heraus, daß Felix den menschen=

freundlichen Herrn Celerotius ebenfalls kennen gelernt hatte. Unter der Mittheilung, wie dieses sich zugetragen, kehrten die Freunde in das Haus zurück, wo jetzt Cecilia den Gast empfing, auf den sie lange gewartet hatte. Die Trauer, welche ihre Kleidung anzeigte, erklärte zur Genüge die gemessene Ruhe, mit der sie ihn begrüßte. Sie war so nachdenklich wie er, und anfangs wollte die Unterhaltung aus einem engen Rahmen nicht heraus. Bis sie sagte: „Fräulein von Harberg schrieb mir, daß Herr von Dienhaupt wieder in Berlin ist.“

„Da hat er mich wohl verklagt?“ rief Felix. Es sollte wie ein Scherz klingen. Als er keine Antwort, nur einen ängstlich verlegenen Blick erhielt, sprach er: „Auch meinen Vater hat er gegen mich erzürnt.“ Er verschwieg, daß dieser ihm geschrieben hatte, der Sohn habe durch seine Handlungsweise auf dem Kolonat den eigenen Vater politisch kompromittirt.

„Wessen klagt man Sie an?“ fragte Wilhelm.

Ersterer trug hierauf, von der Erinnerung angeregt, jene Begebenheit in ergreifender Weise vor. Cecilia sah, beschämt, einen Augenblick an ihm gezweifelt zu haben, vor sich nieder. Ihr Bruder drückte ihm die Hand und fragte: „Sind Herrn von Dienhaupts Schwestern ebenso engherzig wie seine Mutter und er?“

Jetzt erröthete Felix und sprach wenig von der Kammerherrin, viel von Agnes, welche er so lebhaft pries, daß seiner Zuhörerin Eifersucht sehr rege wurde.

Als der Gast Abschied nehmen wollte, ließ auch Wilhelm satteln, um ihn eine Strecke Weges zu begleiten. Die Nachmittagssonne schien durch die beinahe

entlaubten Zweige des Waldes. „Hier sind meine Gedanken nicht nur heute Morgen, als ich kam, gewesen,“ begann Felix, „sondern oft. Hier entstand der Streit, in welchem Sie mir so treu beigestanden haben, und gleich kommt die Bank, worauf das wunderschöne Mädchen saß.“

„Meine Wirthschafterin behauptet, der Jude wohne jetzt in Berlin.“

„Das habe ich auch in Erfahrung gebracht.“

„Haben Sie sich danach erkundigt?“

„Ja. Ich will sie in Berlin aufsuchen. Ich kann nicht glauben, daß sie die Schwester des häßlichen Juden ist.“

„Das Mädchen scheint einen tiefen Eindruck auf Sie gemacht zu haben.“

„Einen unvergeßlichen, ich läugne, es nicht.“

# Viertes Buch.

## Erstes Kapitel.

In ihrem großen, elegant und behaglich eingerichteten Zimmer eines ansehnlichen Hauses in Berlin saß Judith, von Gedanken gequält, welche sie nicht mehr verließen. Zu der Frage: „Wer bist Du?" hatte sich die zweite gesellt: „Wer war der schöne, gute Mann im Walde von Malikowo?" Umschlungen wie Geschwister, die sich nicht trennen wollen, zog die jüngere, mächtigere die ältere nach sich.

Der unvergleichlich bessere Wohnort bereitete ihr nicht die erwarteten Freuden. Ihr fehlte jetzt mehr die innere, wie die äußere Freiheit, zu schätzen was sie umgab. Die luftigen Straßen und Plätze, die herrlichen Kunstwerke und reizvollen Parks überraschten sie mehr, als sie dieselben genoß. Viele Augenblicke gab es, in denen sie sich nach den Gassen Posens zurück sehnte, nach ihrem stillen Gemach und kleinen Garten. Dort hatte ihr Gemüth zwar auch nicht volle, aber doch mehr Ruhe gehabt. In dem Menschengewoge fühlte sie sich

ganz vereinsamt. Nur Einem zu begegnen, war ihr Verlangen und ihn suchte sie beständig, wenngleich hoffnungslos. Marjun wußte auch nicht, wer jener war; denn als sie im Walde den Wagen bestiegen hatten, fragte er: „Wer war der dritte?“

Er that alles nach ihrem Wunsch. Die Forderung, daß sie nicht vor die Männer zu treten brauche, die Geschäfte mit ihm hatten, widerholte sie nicht; denn möglicherweise kam der Fremde in ihr Haus. Er hatte ihren Namen gehört und suchte sie vielleicht. Keine Gelegenheit, ihn zu finden, wollte sie versäumen.

Deshalb lehnte sie auch die Bitte nicht ab, um derentwillen Marjun jetzt, zaghaft, weil seines Erfolges unsicher, an ihre Thür klopfte. Er trug sich in Berlin anders, hatte den Kaftan abgelegt, den Bart scheeren lassen und war, gut und nach der Mode gekleidet, ein Herr, zwar ein häßlicher, doch kein auffallender. „Die Elisohns haben uns eingeladen zu einem Fest,“ so begann er. „Gehe mit. Wundern wirst Du Dich an den Schätzen, die er gesammelt in ein paar Jahren.“

„In welche Gesellschaft führst Du mich, Marjun?“ antwortete sie ausweichend.

„Werde ich Dich führen in eine geringe? Sind wir doch andere Leute in Berlin. Fürsten und Grafen kommen zu dem Feste des Juden Elisohn.“

„Ich gehe mit Dir.“ —

Wagen auf Wagen rollte nach dem Hause des reichen Mannes. Ein Portier mit Stab und Hut harrte der Gäste. Lakaien standen in der Vorhalle und auf der Treppe, die gleichmäßig milde beleuchtet, mit weichen

Teppichen belegt und mit einer Blumenfülle geschmückt waren. Wenn die Thüren des Empfangssaales sich öffneten, strömte eine Lichtfluth nach außen. Drinnen wogte bereits eine zahlreiche Gesellschaft, Christen wie Juden, Damen in prächtiger Toilette, Herren der verschiedensten Rangstufen. Und immer noch wartete Herr Elisohn, der neben seiner Gemahlin stand, welche links hinter sich ihre Gesellschafterin hatte, auf mehr Ankommende. Dann hörte man ihn nach Umständen sagen: „Freuen uns, Sie zu sehen," oder „Große Ehre!" Wohl gar: „Durchlaucht sind zu gnädig."

Jetzt kam, von einem andern Herrn eingeführt, der Graf Verstal. Er wurde vorgestellt, seine Anrede mit: „Wir sind sehr glücklich" erwidert. Er kannte fast niemand in der Gesellschaft und freute sich, gegenüber vor einem mit Palmen und Blumen geschmückten Ausbau den Maler Prätorius zu sehen. Zu ihm ging er. „Sie auch hier, Herr Graf?" fragte der Künstler verwundert. Ersterer blickte um sich und antwortete, da sich kein anderer in der Nähe befand: „Aus Wißbegierde, auf eine Stunde. Ich betheilige mich an keiner Gründung; im Gegentheil, ich bedauere diese Zustände."

„Ja, ja, die Zeiten ändern sich," entgegnete Prätorius und machte ein scherzhaftes Gesicht. „Das Herrenhaus opponirt der Regierung?"

„Leider! Ich bin mit meinen Freunden in der Minorität. Todtes lebendig erhalten wollen, ist nicht konservativ, sondern thöricht. — Malen Sie Elisohn oder seine Frau?"

„Ich sollte, lehnte aber ab. Dennoch bin ich ein=

geladen, zur Dekoration, und komme um Gesichter zu sehen." Der alte Rüsterstein ging, die beiden grüßend, vorbei. „Das ist heute ein zufriedenes und doch ein absterbendes," fuhr der Maler fort, „einst war es schön. Ich lerne hier viel im Ausdruck der Leidenschaften. Der heute lacht, verzweifelt das nächstemal."

„Je nach den Kursen?" meinte der Graf und nickte ihm zu, um einem anderen Bekannten, der sich näherte, guten Abend zu sagen.

Wieder öffneten sich die Thüren, und Marjun, seine Schwester am Arm, trat ein. Man hörte ein Ach! von denen, welche sie zuerst sahen; mehr und mehr richtete sich die Aufmerksamkeit auf die junge Dame, welche an Schönheit alle überstrahlte, trotzdem sie gegen die Mode fast keinen künstlichen Schmuck trug. Die Perlenschnur im Haar und weiße Blüthen in grünem Schilf auf dem hellen Kleide paßten am besten zu ihrer einfachen, edelen Erscheinung. Einen Augenblick schaute sie staunend in den glänzenden Saal, dann senkte sie beschämt die Wimpern. Herr Elisohn reichte Marjun herablassend zwei Finger und machte Judith mit den Worten: „Die schönste Zierde der Salons" unwillkürlich eine tiefe Verbeugung. Frau Elisohn gab ihr die Hand und überwies sie der Gesellschafterin, welche sie einigen Damen vorstellte, nur denen in der Nähe, denn sie selbst mußte auf dem Platze links hinter ihrer Herrin bleiben, weil der vornehmste Gast, Fürst Peter, noch erwartet wurde.

Jetzt kam dieser. Die Wirthe gingen ihm entgegen. Ihre Verneigungen erwiderte er mit Nicken des Kopfes

von unten nach oben. Dann schritt er, letzteren rechts und links wendend und den prächtigen Saal rühmend, von Elisohn begleitet, vorwärts.

Zu der Schwester des Juden Marjun drängten die Herren. Die älteren hatten den Vortritt. Ein paar junge Offiziere warteten ungeduldig.

Der Maler Prätorius zog sich hinter die Palmen des Ausbaus zurück und nahm, Judith unbemerkt betrachtend, ein Skizzenbuch aus der Tasche, um ihr Bild zu zeichnen. „Für mich ist alles an ihr Freude," sagte er sich, „und sie hat kein Lächeln! Aber welche Hoheit, trotz ihrer Bescheidenheit! Natur, Natur! Nichts Anerzogenes. Der angeborene, sich frei entfaltende Geist." — Jetzt näherte sich der alte Rüsterstein. „Sie wundert sich. Immer wieder sieht sie nach ihm, sie muß ihn kennen. Doch nicht, ihr Blick ist eine Frage." So im Selbstgespräch zeichnete er eifriger.

Elisohn benutzte die Zeit, sich den Gästen zu widmen. „Haben Sie sich bedient an den kleinen Büffets? Nur ein Goûter vor dem Souper," sagte er mehreremal. Dann nach einer Weile lauter: „Der Fürst Peter reicht meiner Frau den Arm. In den Concertsaal, wenn ich bitten darf. Die ersten Künstler."

Die Gesellschaft bewegte sich dahin. Der alte Rüsterstein führte Judith.

Als die Zimmer leer geworden, trat Prätorius aus seinem Versteck und sah nur noch den Grafen Verstal, der im Begriff sich zu entfernen sprach: „Ich will weggehen, ich verliebe mich sonst auf meine alten Tage in die schöne Jüdin."

„Kein Zug von einer Jüdin," entgegnete der Maler, indem er abermals das Skizzenbuch herauszog und das Blatt aufschlug. „Sehen Sie —"

„Vortrefflich!" unterbrach ihn der Graf.

„Finden Sie einen Zug, der israelitisch ist? Freilich, der Gesammtausdruck ist so eigenthümlich, daß ich das merkwürdige Gesicht nicht hinzubringen weiß."

„Ein wunderbares Mädchen! — Und sonderbar ist dieses Haus."

„Das ist es," äußerte der andere, indem sie sich den Salons und Kabinets des entgegengesetzten Flügels zuwandten, die ebenfalls leer waren, bis auf die Diener, welche hindurch nach dem Speisesaale gingen, um das Letzte für das Souper herzurichten. „An diesen Bildern, Stillleben und Modebildern, ist ja einiges gut gemalt, aber keins hat einen Kunstwerth und viele sind geschmacklos. Sehen Sie diese sieben oder acht Köpfe lange Dame, die sich in der reichsten und unbequemsten Toilette auf der Chaiselongue räkelt in dem Boudoir, welches von Firlefanz so voll, wie ihr Kopf leer."

„Ich habe nur die Sportbilder in Elisohns Arbeitskabinet angesehen."

„Er hat so wenig auf einem Pferde gesessen, wie einen Schuß gethan. Haben Sie seine Ahnenbilder gesehen?"

Unwillig lachend kehrte der Graf um. „Gute Nacht! Sie haben mich wieder aufgehalten."

Die Beiden waren nach dem Empfangssaal zurückgelangt und wollten sich trennen, als von der anderen Seite allein, blaß, wankend und anscheinend einer Ohn-

macht nahe, Judith kam. Der Graf eilte auf sie zu: „Sind Sie krank, mein Fräulein?"

Das Taschentuch gegen die Stirn drückend, antwortete sie zitternd: „Ich möchte nach Hause."

„Soll ich Herrn Marjun rufen?" fragte Prätorius.

Sich beherrschend bat sie: „Nein, nein! Stören Sie ihn nicht."

„Haben Sie einen Wagen?" sprach der Graf. „Meiner wartet, ich wollte wegfahren. Darf ich Sie nach Hause bringen?"

Sie zögerte mit der Antwort, richtete ihre thränenfeuchten Augen scheu auf den einen, auf den anderen und bat ängstlich: „Lassen Sie eine Droschke für mich kommen." Dann ging sie der Thür zu. Jene folgten.

Als Judith sich so plötzlich in diese bunte, ihr ganz fremde Menschenmenge versetzt fand, zagte sie doch etwas. Sie wünschte sich den Damen anzuschließen, aber die Herren drängten heran. Das Gesicht des alten Rüsterstein erinnerte sie an den, welchem sie so gern begegnet wäre, und in ihrer Scheu nahm sie den Arm eines alten Mannes auch lieber an, ahnungslos, daß er ihren freundlichen Blick mißdeuten könne. Er dagegen in seiner Eitelkeit und Frivolität, von dem heutigen Börsengewinn in übermüthige Laune versetzt, glaubte nach seinen Erfahrungen sich mit dem reizenden Mädchen, welches in keiner anderen Begleitung als der des Juden gekommen war, viel erlauben zu dürfen. Auf dem Wege nach dem Concertsaale lenkte er ihre Schritte in ein Boudoir ab, angeblich um die Bilder in demselben zu betrachten. In diesem Augenblick trat ein Herr grüßend näher.

„Verzeihen Sie, mein Fräulein. Nur eine Frage an Herrn von Rüsterstein. Ich hörte, Ihr Sohn habe sich mit dem jungen Nichtsnutz, dem Erben von Malikowo, geschossen. Weshalb? Wie geht es ihm?"

„Der Windbeutel!" antwortete, ungehalten über die Störung, der Gefragte. „Erst kompromittirt er mich um Dienhaupts Schwester willen und dann streitet er mit Stolawski über ein Mädchen, das sich dort im Walde umhertreibt. Die Wunde heilt gut, er ist besser," schloß er mit dem Tone, welcher ein Gespräch abbricht. Der andere ging.

Der alte Herr wandte sich wieder Judith zu, die erblassend, zitternd ihn anstarrte. Sie waren allein. Aus dem Concertsaale schallte die Musik. „Mein schönes Kind," sprach er. „Interessiren Sie sich für meinen Sohn? Ein schöner Mensch! Nicht wahr? Beruhigen Sie sich, die Reconvalescenz läßt ja nichts zu wünschen. Enfin, trösten Sie sich inzwischen mit dem Vater." Er wollte sie umarmen. Entsetzt schlug sie die Hände vors Gesicht und floh.

## Zweites Kapitel.

„Ach, guten Morgen, Frau von Flieden!" sagte die alte Frau, welche Herrn Celerotius' Flurthür öffnete.

„Ist Ihr Herr zu sprechen?"

„Hat Besuch, wird aber bald kommen. Bitte, treten Sie in die Bibliothek."

Hier setzte die Dame, die angegriffen und betrübt aussah, sich gleich in einen Lehnstuhl. Sie wäre wohl lieber allein gewesen, mochte indeß die treue Dienerin nicht wegschicken. Diese führte die Unterhaltung, bis ein Geräusch an der Nebenthür sie vertrieb.

Celerotius trat ein. „Klärchen!“ rief er, die Dame erblickend, die aufgestanden war und dem alten Freunde ihres väterlichen Hauses die Hand reichte. „Karls Versetzung ist heraus — nach Königsberg!“ sagte sie traurig.

„Die Entfernung schadet nicht,“ tröstete er, indem er sie zum Sitzen nöthigte und neben ihr Platz nahm. „Freuen wir uns, daß er den hiesigen Versuchungen entzogen wird. Er kann noch ein so tüchtiger Mann werden, wie sein Vater war und seine gute Mutter es verdient.“

Sie entgegnete mit einem dankbaren Blick ihrer verständigen Augen: „Ich bin thöricht gewesen, Ihren Rath nicht hören zu wollen, Celerotius. Sie wollten Karl von Anfang an nicht in die Garde haben, aber Flieden hatte darin gestanden und —“

„Das sind vergangene Dinge. Viel Geld hat er verbraucht, übrigens kann noch alles gut werden. Soll ich Ihnen bei Regulirung seiner Schulden helfen?“

„Er hat mir alle genannt. Es ist kein Posten darunter, den ich nicht selbst ordnen könnte. Bis auf einen —.“ Sie stockte.

„Und der ist?“

„Er hat vor kurzem ein schönes Judenmädchen gesehen; er behauptet, nur einmal,“ fuhr sie, die Augen

niederschlagend, fort. „Die hat ihn zu einem Wucherer, Namens Marjun, gelockt, bei dem sie wohnt. — Karl versichert mich, es sei nichts Böses vorgefallen, — aber ein paar hundert Thaler ist er dem Juden schuldig. Dahin mag ich nicht gehen."

Celerotius nickte zustimmend und erwiderte: „Ich bringe das in Ordnung. Schicken Sie mir Ihren Sohn, ich will erst mit ihm selbst sprechen." Er schwieg und sie nahm Abschied, weil sie wußte, daß er in seinen Geschäftsstunden unnöthigen Aufenthalt am wenigsten liebte. Als er die Flurthür hinter ihr geschlossen hatte, dachte er: „Eine brave Frau! Nur etwas eitel auf das von, das sie erheirathet hat. Auf ihren Verstand könnte sie es mehr sein und doch ist sie als Mutter zu schwach. Die Arme, jetzt bleibt sie ganz allein."

Die Unterredung, welche er am folgenden Tage mit dem Lieutenant von Flieden hatte, erregte eine Theilnahme in ihm, die mehr als Neugierde war. Der junge Offizier sprach von Judith mit ungewöhnlicher Begeisterung. Alle, welche sie gesehen, wären von ihrem vornehmen, selbstbewußten und doch so anspruchslosen Wesen entzückt und keiner wolle glauben, daß sie die Schwester des häßlichen Juden sei. Er selbst hatte sie nur einmal, am Abend bei dem reichen Elisohn, gesehen. Freilich hatte ihr Anblick ihn verleitet, von Marjun zu borgen. Mehreremal war er da gewesen, aber nicht einmal war das schöne Mädchen erschienen.

Celerotius that der ungerechte Verdacht, so natürlich er war, leid. Er beklagte Judiths verführerische Schönheit, sein Gemüth hätte sie gern von jeglichem Antheil

an den Geschäften des Geldleihers frei gesprochen. Er wünschte von ihr und Marjun mehr zu wissen. Wenn er einer Klage des letzteren vorbeugte, so eilte Frau von Fliedens Auftrag nicht. Deshalb wollte er gleich nach dem Juden gehen, dann aber die Erledigung der Sache aufschieben, bis er mittelst seiner Verbindungen Näheres über diese Menschen in Erfahrung gebracht haben werde.

Er klingelte in der Etage, welche Marjun bewohnte, an der Thür mit der Aufschrift: Bankgeschäft. Man führte ihn über einen Gang in das Comptoir, wo hinter einer als Zahltisch eingerichteten Barre fünf oder sechs Männer an Pulten arbeiteten. Einer derselben öffnete, als der Eintretende Herrn Marjun persönlich zu sprechen wünschte, eine Seitenthür und zeigte auf die nächste. „Gehen Sie gefälligst hier durch.“ Celerotius durchschritt diesen, nur mit Schränken ausgestatteten Raum, klopfte an und trat in das Arbeitskabinet des Bankiers. „Herr Marjun?“

Dieser erhob seine lange, wohlgekleidete Figur, verneigte sich und fragte: „Wen habe ich die Ehre?“

„Partikulier Celerotius. Ich wohne hier In den Zelten 25. Ich bin beauftragt, den Posten zu decken, welchen der Lieutenant von Flieden Ihnen schuldet. Heute komme ich nur, Sie hiervon in Kenntniß zu setzen; nächstens bringe ich das Geld. Wie viel ist es?“

Der Bankier, welcher seine scharfen Augen nicht von dem kleinen, ihm unbekannten Herrn gelassen hatte, machte abermals eine Verneigung, ging noch ein Zimmer weiter, kam mit einem Buche wieder und antwortete hinein=

blickend: „Herr Lieutenant von Flieden hat einmal hundert Thaler und noch zweimal fünfzig Thaler von mir geborgt."

„Und die Zinsen?"

„Was kann es sein? Acht Procent aufs Jahr. Der letzte Posten ist etwas über eine Woche alt. Ich werde die Rechnung machen, wenn Sie das Geld bringen."

Celerotius hätte das schöne Mädchen gern gesehen. Uebrigens ging er zufrieden weg. In diesem Falle handelte der Jude, dessen verdrossenes und finsteres Gesicht ihm freilich mißfiel, nicht unredlich.

Einige Tage später erzählte Marjun, der in seiner Besorgniß um Judith bemüht war, Angenehmes ihr mitzutheilen: „In Berlin leben merkwürdige Leute. Habe ich die Bekannschaft eines sonderbaren Mannes gemacht wie noch nie! Nichts ist er bis in sein hohes Alter gewesen als ein großer Menschenfreund. Er könnte in dieser Zeit viel Geld verdienen und thut alles umsonst. Wer in Noth ist, geht zu ihm."

Bei den letzten Worten hob Judith, die bis dahin wenig Theilnahme gezeigt hatte, ihr blasses Gesicht und fragte: „Wie heißt der Mann?"

„Sein Name ist Celerotius und er wohnt in einem sehr schönen Hause In den Zelten 25, mit einer alten Magd, die viele Jahre bei ihm gewesen ist."

Sie hatte das Haupt wieder gesenkt und schwieg eine Weile, bis sie mit dem wehmüthigen Klange ihrer Stimme fragte: „Wer sagt Dir, daß der Mann gut ist?"

„Habe ich mich doch erkundigt, ob er gut ist. Für

einen andern bürgt er. Ich glaubte wohl, daß er es aus Freundschaft thue, als ich ihn sah."

„War er bei Dir?"

„Einmal, und er kommt wieder. Ich irre mich nicht in den Menschengesichtern und sehe, daß Du traurig bist und keine Freude hast, da es uns gut geht. Und Du verschweigst, weshalb Du nicht willst ausgehen in die Gesellschaften und nicht mehr kommen in mein Kabinet, höflich zu sein gegen die Herren."

„Laß das, Marjun! Das ist vorbei. Aber den guten alten Mann will ich sehen. Sage mir, wenn er da ist."

Als er sie verlassen hatte, ging sie, wie jetzt oft, von Unruhe und Angst getrieben, in der Stube auf und ab. Seit jenem schrecklichen Abend wurde sie von der Furcht, daß man sie verächtlich ansehe, und mehr noch von Zweifeln, mit welchen der abscheuliche alte Herr ihr reines Gemüth erfüllt hatte, unaufhörlich gequält. Ihr unschuldiger Glaube war dahin. An dem Manne, welchen sie nur einmal gesehen und den wiederzufinden sie alles gethan hatte, erlebte sie die bitterste Täuschung. Der eigene Vater hatte ihn angeklagt. Nichts mehr hatte Werth für sie. Allein, allein war sie immer gewesen seit dem Tode des guten, lieben Vaters Abraham; nun kam sie sich ganz verlassen vor. In solcher Vereinsamung, in der Verzweiflung an den Menschen hörte sie die Erzählung von dem merkwürdig freundlichen Celerotius wie eine Mahnung, wie einen Trost. —

Dieser ermittelte inzwischen, daß der Jude Marjun

sich durch einen in Warschau ausgestellten, auf ihn, seine Schwester und eine Dienerin lautenden Paß ordnungsmäßig legitimirt und in Preußen zu Klagen keinerlei Veranlassung gegeben hatte. Die Schwester war selten gesehen worden. Die, welche sie kannten, priesen ihre Tugend ebenso wie ihre Schönheit. Trotzdem nahm man in Posen an, daß sie die des Geldes oft benöthigenden polnischen Edelleute nach dem Hause ihres Bruders lockte. Derselbe hatte richtig spekulirt. Mehrere Güter waren in seinen Besitz gekommen und von ihm vortheilhaft wieder verkauft. Daß er eigentliche Wuchergeschäfte treibe, darüber verlautete nichts.

Diese Nachrichten enthielten nur Gewöhnliches und verminderten Celerotius' Neugierde. Karl von Flieden, der schon nach Königsberg abgereist war, hatte das Judenmädchen wohl mit zu schwärmerischen Augen angesehen und mit jugendlicher Uebertreibung geschildert. Um der einfachen Sache ein Ende zu machen, trat er zum zweitenmale in das Arbeitskabinet Marjuns, der, seine Absicht vernehmend, in das folgende Zimmer ging, um die Scheine zu holen.

Bald darauf erschien in der Thür Judith. Celerotius blickte dahin und stand betroffen. Sie richtete, ohne sich vorzubewegen, ihre Augen beobachtend auf ihn. Dann kreuzte sie die Arme auf der Brust und verneigte sich.

„Sie sind es!" rief der alte Mann und fuhr in seiner gutmüthigen Weise fort: „O, Sie liebes, schönes Mädchen, Sie wissen gar nicht, daß Sie die jungen Männer zum Leichtsinn verführen."

Erschrocken richtete sie sich stolz auf; doch als begreife sie ihre Schuld und suche die Rechtfertigung bei dem, welcher sie ihr vorwarf, sank sie in eine demüthige Haltung zurück und ging, die linke Hand wieder gegen die Brust pressend, die rechte vorstreckend, auf ihn zu. Da hörte sie Marjun, ließ die Arme fallen und eilte hinaus.

Celerotius hatte ihren kummervollen Blick gesehen. Gerührt beendigte er mit wenig Worten das Geschäft.

Judith, als sie in ihrer Kammer allein war, fiel in die Kniee, hob die Hände gen Himmel und betete aus den Psalmen, die ihr einfielen: „Herr, meine Seele ist sehr erschrocken. Ach, Du Herr, wie so lange! Meine Augen waren geöffnet und erblindeten in meiner Liebe. Auf Dich, Herr, traue ich, mein Gott. Erleuchte, errette mich.“

Sie stand auf, setzte sich und versuchte, ruhig zu überlegen. Welche Pflichten banden sie an Marjun? Er war gut gegen sie, aber er hatte sie mißbraucht. Wohin sollte sie, die Fremde, fliehen? Der schöne junge Freund, wo war er? Hatte sie Unrecht gethan, indem sie ihn dem Vater gleich achtete? War sie wirklich die Ursache des Zweikampfes, an den sie jetzt mit Schrecken dachte? Gab es denn niemand, dem sie, die Rathlose, vertrauen konnte? Ja, es gab gute Menschen. Das hatte sie vorhin erfahren an dem alten Manne, der ihr so herzlich die Augen aufthat.

Der Nachmittag dämmerte, als Marjun zu ihr kam. „Es wird Sabbat. Willst Du mit mir fahren, Judith, nach der Synagoge in der Oranienburger Straße?“

Die Schönheit dieses Tempels und die Kunst seiner Sänger lud sie auch heute ein. Sie neigte das Haupt und machte sich bereit.

In der Vorhalle des Gotteshauses trennten sie sich. Marjun blieb unten bei den Männern, sie begab sich zu den Frauen oben.

Die feierlichen Klänge ergriffen sie. Das israelitische Gebet schreckte sie auf. Sie sah unten die dunkelen, bärtigen, hutbedeckten Männer, und die Gestalten fielen ihr ein, denen sie oft scheu ausgewichen war. Viele mochten reich werden an dem Gelde der Christen, wie Marjun, dem sie geholfen hatte. —

Es trieb sie fort. Sobald sie konnte, schlich sie auf die Straße. Sie stieg in die nächste Droschke und gab dem Kutscher die Anweisung: „In den Zelten 25.“

## Drittes Kapitel.

Felix von Rüsterstein hatte seine Wohnung in Berlin wieder bezogen. Es war Abend, als er ankam, zu spät, seinen Vater im Hotel aufzusuchen, wollte er ihn, wenn überhaupt, nicht in Gesellschaft von Männern wie Dienhaupt treffen, die er zu meiden gedachte.

Wie viel hatte er seit dem vorigen Winter erlebt! Er war freieren Geistes, selbständiger im Urtheil geworden, aber nicht glücklicher. Das Bedürfniß, sein Wissen zu vermehren, besaß er noch; aber sein Leben hatte weder Ziel noch Zweck. Und aus seinem Herzen

wollte das Bild des Mädchens, welches er nur einmal gesehen hatte, nicht weichen. Wie ein Zauber, lieblich, unentrinnbar, hielt es ihn fest. Vergeblich klagte er sich dieser Schwäche an. Daß Judith die Schwester eines Wucherers sein sollte, war äußerst peinlich; daß sie eine Jüdin, schreckte ihn weniger ab. Seine Ehrfurcht vor der äußeren Religionsübung war verblichen. Nur der unglaubliche Gedanke, unter der unvergleichlich schönen Hülle könne eine Seele ohne Liebeswerth leben, erschreckte ihn. Jetzt war er mit ihr in derselben Stadt, hoffte sie bald zu finden und wollte sie kennen lernen.

Er ging auf die Straße. Unter den Linden, in dem Menschengewoge, welches bei gutem Wetter um diese Tageszeit noch nicht aufhört, bei dem Lichte der Laternen und strahlenden Läden suchte er Judith. Konnte doch ein glücklicher Zufall sie des Weges führen. Lange ging er auf und nieder, und sie begegnete ihm nicht.

Endlich trat er in ein Restaurant, unten in das ihm vom vorigen Winter bekannte Zimmer. Ein Gast war da, der von einem Taschenbuche aufblickte und den er grüßte. Das Zimmer sah anders aus als damals, was er indeß so wenig beachtete wie jenen Gast, der ihn überrascht ansah und dem Kellner, welcher auf ihn zuschreiten wollte, einen Wink gab. Er bestellte ein Abendessen, setzte sich ans Fenster, sah hinaus und bemerkte nicht, daß der andere Herr ihn, sobald er das Gesicht wandte, betrachtete und eifrig zeichnete.

So hatten sie wohl eine Viertelstunde zugebracht, als die Eingangsthür sich wieder öffnete und ein großer, stattlicher Mann hereinkam, der, Felix wahrnehmend,

zornig zu werden schien und mit dem Kellner, welcher ihm Hut und Mantel abnahm, Zeichen wechselte. Er setzte sich in die Sofaecke und legte die Hand dermaßen unsanft auf den Tisch, daß der andere sich ärgerlich aufrichtete. Felix bezahlte, ein reichliches Trinkgeld zulegend, seine Rechnung und ging, die Herren grüßend, weg. Draußen fragte er den Kellner, der ihn begleitet hatte: „Wohl eine geschlossene Gesellschaft?“ — „Ja, mein Herr.“ — „Wie heißt sie?“ — „Die Herren nennen sie scherzweise den Klub zur Entzweiung.“

Drinnen begann der Maler Prätorius das Gespräch mit dem Professor der Rechtswissenschaft Sonder: „Mir eine so seltene männliche Schönheit rauben, ist ein Verbrechen!“

„Gestatteten Sie seine Anwesenheit, so haben Sie unseren Vertrag gebrochen.“

„Wir vertragen uns doch nicht,“ entgegnete ersterer lachend.

„Wer ist er?“

„Ich kenne ihn und weiß es nicht.“

Wieder öffnete sich die Thür, und der Rechtsanwalt Justizrath Hafter, ein schmächtiger Mann, trat mit lebhafter Bewegung ein. Er setzte sich in die andere Sofaecke, während jener, das von Prätorius gezeichnete Porträt besehend, unwirsch sprach: „Interessirt mich nicht.“

„Was haben Sie?“ fragte Hafter und nahm das Skizzenbuch. „Ei der Tausend, ein schönes, interessantes Gesicht!“

„Ich habe es eben gestohlen,“ erklärte Prätorius.

„Ist kein Diebstahl, ist Unfug,“ versetzte der Professor.

Der Mathematiker Lichtwell kam, wie gewöhnlich in der Hand die Zeitungen, welche er auf der Straße gekauft hatte und in denen er blätterte, sobald er Platz genommen.

„Was giebt es Neues?“ fragte Haster.

„Windthorst hat wieder gesprochen.“

„Ist nichts Neues, spricht alle Tage und immer dasselbe,“ warf der Professor ein.

„Von allen Geistern, die verneinen, ist mir der Schalk am wenigsten zur Last,“ meinte der Maler, worauf der Justizrath rief: „Das paßt nicht! Windthorst ist sehr lästig. Er ist ein alter Advokat. Ich kenne die Manier.“

Hierzu äußerte der Professor: „Ich begreife nicht, wie ein Feind Preußens den Eid der Abgeordneten leisten konnte.“

„Weil Sie nicht im schwarzen Centrum sitzen,“ sagte der Justizrath.

Der Mathematiker legte die Zeitung weg und sprach: „Da sind wir einmal einig und werden es heute noch einmal sein. — Kellner, Schreibzeug. — Es muß noch viel zusammen kommen für die Unglücklichen an der Ostsee.“ Der Professor las den neuen Aufruf vor, und wieder sprach man von der schrecklichen Sturmfluth, die so viel Leben und Gut verschlungen. Prätorius hatte einen Papierbogen ergriffen und zeichnete mit flüchtigen Umrissen einbrechende Wogen, einstürzende Häuser, Ertrinkende, angstvoll Fliehende. „Für unsere Noth-

leidenden an der Ostsee", schrieb er darunter. Dann ging das Blatt von einer mildthätigen Hand in die andere.

Mehr Klubmitglieder kamen, ein Kommerzienrath, ein Schriftsteller, ein Philologe, zuletzt zwei jüngere Männer, ein Architekt und ein Bildhauer. Der Professor hatte den Gegenstand des vorigen Gesprächs wieder aufgenommen. „Schützt der Eid der Abgeordneten auch nicht vollkommen, so hätte man ihn doch für den Reichstag wie für den Landtag fordern sollen. Der größte Fehler der Reichsverfassung ist freilich das allgemeine Wahlrecht."

„Das allgemeine Wahlrecht ist das einzig richtige," entgegnete scharf der Justizrath.

„Was besteht, ist werth daß es zu Grunde geht," warf der Maler ein, und der Professor redete lebhafter: „Ich gestehe meinem Schuhputzer nicht dasselbe Recht zu, das ich in Anspruch nehme. Keinen Posten vergiebt der Staat ohne Prüfung, nur wählen kann ungefähr jeder. Da bekommen die Schreier die Oberhand und das Parlament wird immer gemeiner."

„Nicht zu eifrig!" unterbrach ihn der Mathematiker. „Schüttelt die Elemente durch einander, sie ordnen sich schließlich nach dem Gesetze und dieses heißt bei uns: die starke Monarchie."

„Sie mit Ihren ewigen Gesetzen!" rief der Justizrath. „Kennten Sie die Socialdemokraten wie ich! Sie wuchern im Stillen schneller als man glaubt. Und die katholischen Bischöfe arbeiten ihnen in die Hand,

indem sie zu der Verachtung der Gesetze auffordern. Die schlimmsten Thaten können daraus entstehen."

„Vorläufig leben die Leute besser als je," sagte der Architekt. „Ich muß nächstens meine Anschläge auf das Doppelte setzen, so steigen die Preise und Löhne."

„Bis zum Krach," meinte der Kommerzienrath.

„Der wird nicht ausbleiben," fügte der Mathematiker hinzu. „Indeß hat unsere Zeit noch viel Arbeit zu vergeben."

„Gewiß!" erwiderte ersterer. „Alles bei uns ist im Aufschwunge, am meisten die Industrie. Aber das eben verlockt zu ungesunden Spekulationen und Gründungen."

„Der deutschen Kunst ist der Aufschwung wahrhaftig zu gönnen," sprach der Maler hierauf. „In die große Ausstellung ging ich nur, weil ich mußte. In kahle, unendliche Säle ein Bild neben das andere hängen, heißt das, den Geschmack bilden?"

„Von Anfang an, vom Grunde auf, müssen die Künste zusammenwirken. Sonst schmückt sich die Reichshauptstadt mit theueren Unzierden," sprach der Bildhauer.

An diesen und den Architekten wandte sich Prätorius jetzt: „Haben Sie Unzertrennliche auch an der Brüderstraße einen Neubau vor? Da standen Sie gestern in die Betrachtung eines Hauses so versunken, daß Sie mich nicht sahen."

„Einen Neubau!" rief der Architekt. „Wie weit sind wir noch zurück! Ein großer Maler weiß von der Baukunst nichts. Das Haus ist ohne Zweifel von

Schlüter erbaut, in späterer Zeit die Façade von unkundigen Händen verstümmelt und überstrichen. Mit wenigem, in kurzer Frist stellen wir beide das Ursprüngliche her."

„Wem gehört das Haus?" fragte der Justizrath.

„Einer verwittweten Hauptmannin von Flieden."

„So, das? Sie hat es von ihrem Vater. Ein altes Bürgerhaus."

„Es lag mir schon lange im Sinn. Mit Dreistigkeit und Geduld kommt man ans Ziel. Ich besuchte die Eigenthümerin, obgleich ich sie nicht kannte, und holte mir einen Korb. Im vorigen Jahre nach dem Friedensschluß — ich glaubte, das wäre bei der ehemaligen Soldatenfrau ein günstiger Moment — ging ich mit Zeichnung und Kostenanschlag wieder hin und hatte wirklich besseren Erfolg; denn jetzt stimmte sie der Sache zu. Dem unvermeidlichen Baugerüste vor ihren Fenstern wollte sie aber entgehen, weshalb sie mich auf eine Zeit vertröstete, wenn sie abwesend wäre. Nun mußte ich wieder lange warten, bis vor acht Tagen. Da lud sie mich ein. Und den Besuch vergesse ich nie. Sie hatte eine junge Dame zu sich genommen, eine größere Schönheit gab es nie."

„Na, na!" rief der Philologe.

„Vollkommener als irgend eines Ihrer antiken Bildwerke, mit lebendiger Hoheit, Anmuth und leider schmerzlicher Wehmuth."

„Sie machen mich neugierig," unterbrach ihn Prätorius. „Führen Sie mich bei Frau von Flieden ein."

„Die Damen sind nach Italien gereist. Ich ver-

sichere Sie, bei dem Anblick dieses Mädchens würden alle Klubmitglieder einig."

„Ist es eine Verwandte der Flieden?" fragte der Justizrath.

„Das glaube ich nicht. Die Hauptmannin nannte sie Fräulein Judith und Sie."

Der Maler hatte sein Skizzenbuch zur Hand genommen, jetzt schlug er ein Blatt auf und zeigte es dem Architekten. „Ist es diese?"

„Sehr gut, sehr ähnlich!"

## Viertes Kapitel.

Wieder nahte das Weihnachtsfest. Diesmal war es traurig in dem Hause des Geheimraths Mellno. Zwar, die drei Kinder waren gekommen mit dem Großkindchen; aber der Gram des Wittwers, die Verstimmung der Geheimräthin lasteten schwer auf der Familie. Das Kind war in der Kirche des Geheimraths getauft worden; ohne die Großmutter, welche sich leidend zu Bett gelegt hatte. Nur Glandys waren zugezogen.

„Das wird ein trüber Christabend," sagte der Geheimrath zu Wilhelm. „Kannst Du nicht ein paar Gäste schaffen, die uns zerstreuen? Glandys erwarten leider selbst Besuch."

„Ich wollte zu Felix von Rüsterstein gehen. Er schrieb mir, daß sein Vater und er in Berlin blieben. Vielleicht käme er gern zu uns."

„Bitte ihn. Er wäre Deiner Mutter angenehm.“

„Auch den guten Herrn Celerotius will ich besuchen. Was meinst Du? Wage ich, ihn einzuladen?“

„Warum nicht? Ich lernte ihn gern kennen. Und je fremder, desto besser.“

Felix äußerte die lebhafteste Freude, als Wilhelm Mellno zu ihm kam, und sagte nach dem ersten Gruße: „Ich bin ganz einsam in der großen Stadt und habe so nach Ihnen verlangt!“

Wilhelm betrachtete die unruhigen, sorgenschweren Züge des jungen Freundes und erwiderte: „Sie sehen nicht heiter aus. Ist etwas Besonderes vorgefallen?“

„Ich will es Ihnen sagen,“ antwortete er und scheute sich dennoch, mit dem nächsten zu beginnen. Er fing damit an, daß er sich in die Politik gestürzt habe, die ihn fessele. Er denke ernstlich daran, sich wählen zu lassen, sobald er das Alter habe. Den entscheidenden Berathungen über die Kreisordnung, welche im Herrenhause ungewöhnliche Aufregung erzeugten, hatte er zugehört. Auf die kirchenpolitischen Vorlagen war er äußerst gespannt. Dem Boden, auf welchem sein Vater stand, war er weit entrückt. „Endlich soll der Gebrauch kirchlicher Strafmittel eingeschränkt werden!“ rief er aus. „Könnte ich mitreden, mit krassen Farben würde ich schildern, was ich erlebte.“ Von einem kam er auf das andere. „Ich will das Volksleben studiren, die Socialdemokratie,“ und zögernd, etwas erröthend, setzte er hinzu: „Ich habe einen Polizeilieutenant kennen gelernt, einen angenehmen Mann; der will mir behülflich sein.“

„Wie kamen Sie zu der Bekanntschaft?“

„Ich war in den Borsig'schen Maschinenwerkstätten gewesen, ging erschöpft durch Alt-Moabit, trat in eine Restauration, wo nur der Polizeioffizier war, und setzte mich an seinen Tisch. — Aber wahrhaftig nicht in der Absicht, von dem verschwundenen Mädchen zu sprechen.“ Er stand auf, um die Hand des erstaunten Zuhörers zu drücken. „Weß das Herz voll ist, fließt der Mund über.“ Er setzte sich wieder und sprach schnell weiter: „Schelten Sie mich einen Thor! Ich kann das Mädchen, welches der junge Czarlozno Judith Marjun nannte, nicht vergessen. Nur die Zeit vermag zu helfen. Ich ging zu dem Bankier dieses Namens in der Hoffnung, sie wiederzusehen. Geld wollte ich leihen, obgleich ich keins brauchte. Ein langer, kummervoll aussehender jüdischer Herr empfing mich. Ich glaubte, es wäre ein anderer; aber es ist derselbe. Ich nannte mich und er wurde sehr höflich, blieb dies jedoch nicht lange; denn als ich mein Anliegen vorgebracht, versetzte er kurz und finster: Ich mache solch' kleine Geschäfte nicht mehr, würd' es mit Ihnen auch früher nicht gethan haben, seitdem ich mit ihrem Herrn Vater comptire.“ — Der Erzählende sah bei diesen Worten des anderen scharfen Blick und fuhr aufgeregter fort: „Das wußte ich nicht und es erschreckte mich, weil ich mit der Besorgniß von Wohlsitz gekommen war, daß Vaters Angelegenheiten nicht gut ständen. Doch war ich in der Hinsicht wieder guten Muths geworden, weil ich ihn viel heiterer fand, was er bis vor Kurzem blieb, bis er die Weihnachtsreise nach dem Gute aufgab.“

Er saß nachdenklich schweigend. Wilhelm fragte: „Wie verlief Ihr Besuch bei dem Bankier weiter?“

„Ich suchte meine Verlegenheit zu beherrschen und erinnerte an unsere Begegnung im Walde von Malikowo. „Ich weiß,“ mehr sagte er nicht. Jetzt nahm ich meinen Muth zusammen. „Wie geht es Ihrer Schwester?“ Da runzelten sich die Falten seines Gesichts und er antwortete, ob zornig, ob schmerzlich, mir klang es zugleich wie eine Enttäuschung und Befreiung: „Ich habe keine Schwester.“ Betroffen, einige entschuldigende Worte herausstoßend, ging ich weg. — Wo war sie? Wie sollte ich sie entdecken? Bei meinem Vater brachte ich die Rede auf den Bankier, er brach verdrießlich ab. Keine anderen Menschen kannte ich, die mit Marjun wahrscheinlich noch in Verbindung stehen, als die Beiden, Stolawski und Czarlozno. Ersterer verbüßt seine Festungshaft, und wo der andere ist, weiß ich nicht. Sie hätte ich auch nicht fragen mögen. Da mich nun derselbe Gedanke überall verfolgte, so entlockte er mir in der Unterhaltung mit dem Polizeilieutenant die Bemerkung: „In der großen Stadt ereignet sich viel. Ich hörte von einem verschwundenen Judenmädchen.“ Er richtete einen prüfenden Blick auf mich und entgegnete: „Davon hörte ich nichts,“ worauf ich gleichgültig und die Wahrheit weiter verletzend, sagte: „Ja, die Schwester eines Bankiers Marjun.“ Dann sprach ich von anderen Dingen. Er zeigte sich als ein Mann von guter Erziehung, begleitete mich auf meinem Heimwege, nannte seinen Namen und ich gab ihm meine Visitenkarte. Nach wenigen Tagen überraschte mich sein Besuch. Er

betrug sich sehr artig und erklärte, daß er mir mittheilen wolle, was mich vielleicht interessire. Das junge Mädchen, welches früher bei dem Bankier Marjun gewohnt habe, sei mit einer hochachtbaren Dame, einer Frau von Flieden, nach Italien gereist.“ —

Als Felix schwieg, sagte Wilhelm: „Nun kommt Ihr Gemüth hoffentlich zur Ruhe. So anhaltende Schwärmerei muß schädlich sein. Ich wünschte, Sie hätten eine ordentliche Beschäftigung. Dann überließen Sie auch die Politik älteren, selbständigen Männern.“

Verletzt rief der unerwartet Ermahnte: „Ich bin kein Knabe. Zwängen mich nicht die Rücksichten auf meinen Vater, so reiste ich nach Italien.“

„Ich wäre kein wahrer Freund, wenn ich aus Mitleid verschwiege, was zu sagen ich jetzt für Pflicht halte. Ich weiß, daß Ihre Gutswirthschaft zurückgeht. Ihr Vater muß schwere Verluste erlitten haben.“ Der andere sprang auf und ging unruhig umher. „Sprechen Sie ihm noch einmal Ihre Absicht aus, eine passende Administration übernehmen zu wollen. Ich könnte sie Ihnen verschaffen.“

Felix blieb vor dem Freunde stehen, legte die Hände auf dessen Schultern und sagte: „Helfen Sie mir!“

Wilhelm ergriff die Hände des Erschütterten und sprach: „Selbst ist der Mann! Hören Sie ruhig zu, nachher haben Sie Zeit zur Ueberlegung. Die Stelle ist in Malikowo.“

„Ach!“

„Frau von Stolawska hatte ihr Schloß verlassen,

und bald darauf erhielt ich einen Brief von ihr aus Berlin, worin sie, des Umstandes gedenkend, daß ich hier bei Abschluß meines Pachtkontraktes eine bessere Verwaltung ihres Besitzes empfohlen hatte, meine Hülfe in Anspruch nahm. Sie habe zu ihrem Schrecken erfahren, daß nicht richtig gewirthschaftet, eine gründliche Aenderung nothwendig sei. Deshalb wünsche sie einen Administrator anzunehmen, den ich ihr verschaffen möge. Sie wolle sich auf ein mäßiges Jahrgeld beschränken und das für die Verbesserung der Gebäude und des Bodens erforderliche Kapital zur Verfügung stellen. — Der Brief war ersichtlich in großer Aufregung geschrieben, klang aber so achtbar, daß ich meinen Beistand nicht versagen mochte. Meine Bitte um eine Zusammenkunft lehnte sie ab, sie wies mich an ihren Sachwalter im Schlosse und ihren Anwalt in Berlin. Letzterer hat das Kapital aufgenommen und deponirt, die Bedingungen sind notariell festgestellt. Vorläufig habe ich die Arbeiten begonnen, kann sie aber neben dem eigenen Geschäfte nicht durchführen. Werden Sie der Administrator!"

In Felix rührte sich, obgleich er nach einer solchen Thätigkeit wirklich verlangte, in diesem Augenblick das Bischen Hochmuth, von dem auch er nicht frei war. Ein Herr von Rüsterstein, künftiger Gutsbesitzer, im Dienste einer Polin, auf die er herabsah! Aber diese Vorstellung verdrängte der Gedanke an die mißliche Lage, in welcher sein Vater sich zu befinden schien, an die Umstände, welche nicht günstiger sein konnten: die Hülfe des thatkräftigen, sachkundigen Freundes, die Nähe

von Wohlsitz. Er drückte seinen Dank und die Bereitwilligkeit aus, die Stelle anzunehmen; aber erst müsse er mit seinem Vater sprechen. —

Am anderen Vormittage fand er sich in dem Zimmer des letzteren ein und wartete, bis derselbe nach beendigter Toilette erschien. Der alte Herr begrüßte ihn mit einem freundlichen „Guten Morgen!" und war sehr guter Laune, weil er nach mehreren Fehlschlägen einmal wieder glücklich spekulirt und sich an einem Unternehmen betheiligt hatte, welches einen großen Gewinn in Aussicht stellte. „Ich lüde Dich gern zum heiligen Abend in unseren Kreis ein," begann er, „aber Du paßt nicht zu uns." Er lachte. „Enfin, ich lasse wie der große König jeden nach seiner Façon selig werden. Was wirst Du beginnen?"

„Mellnos haben mich eingeladen."

„Ha ha. Na, verliebe Dich nur nicht; das Mädchen ist charmant."

„Daran denke ich gar nicht, Vater. Wilhelm Mellno hat mir die Administratorstelle in Malikowo angeboten. Ich möchte sie annehmen."

Auf der künstlich geglätteten Stirn des Alten wurden die Runzeln sichtbar und er rief: „Eine inferieure, mediocre Stellung? Was fällt Dir ein? Weshalb?"

Des jungen Mannes Gesicht röthete sich in edeler Aufwallung, doch antwortete er bescheiden: „Ich sehne mich immer mehr nach Thätigkeit und will auch nicht gern Deine Kasse noch länger belasten."

Der Vater stierte ihn aus seinen matten Augen an

und versetzte scharf: „Meine Kasse genügt für uns beide zu einer standesmäßigen Existenz."

„Ich vermuthe, daß Du Verluste gehabt hast."

„Ist schon wieder in Ordnung. Uebrigens bitte ich meinen Herrn Sohn, sich in meine Affairen nicht zu mischen." Er stand, die zitternden Hände auf den Tisch stützend, auf. „Adieu, ich habe zu thun," und wankte nach dem Schreibtische, als wolle er arbeiten.

In Felix kämpfte die Sohnespflicht mit der eigenen Selbständigkeit. Aber die Furcht, daß er vielleicht abwesend sein würde, wenn der alte Vater, dessen Kräfte unverkennbar abnahmen, seiner bedürfe, überwog.

Traurig machte er den Freund mit seinem Entschlusse bekannt.

„Es eilt ja nicht. Wenn man seine Pflicht thut, soll man sich beruhigen," sprach Wilhelm und erzählte, um ihn zu erheitern, so lustig wie möglich seinen Besuch bei dem sonderbaren, guten Herrn Celerotius, der auf die Einladung mit verwunderten, verlegenen Blicken geschwiegen, dann aber, nachdem er gehört, daß Mellnos in Trauer seien, geantwortet hatte: „Ich komme."

Ohne Celerotius wäre der Weihnachtsabend wohl äußerst trübe verlaufen. Wer die Geheimräthin seit einem Jahre nicht gesehen, hätte sie vielleicht nicht wieder erkannt. Gebeugt und abgemagert, mit immer zuckendem Gesicht erschien sie als eine leidende, viel ältere Frau. Sie hieß die Gäste höflich willkommen, dann saß sie stumm im Sofa. Cecilia mußte statt ihrer die aufmerksame Wirthin sein und war es in der anmuthigsten Weise; aber auch sie war still. Felix'

Gegenwart beglückte, Zweifel, ob sie ihm so viel sei, wie er ihr, quälten sie. Daneben Fritz, des verlorenen Glückes gedenkend, tief bekümmert, und Felix befangen. In Celerotius fanden der Geheimrath und Wilhelm, deren reger Geist von allem Wissenswerthen gern Kunde nahm, die Stütze der Unterhaltung. Er begrüßte den jungen Rüsterstein wie einen Bekannten, gedachte aber ihrer ersten Begegnung mit keiner Silbe, brachte überhaupt nichts Persönliches, nichts, woran er selbst betheiligt war, vor. In schlichter Weise, klar und mit gründlicher Kenntniß der Dinge führte er aus, was die anderen zur Sprache brachten. Von dem Königshause, von dem alten Berlin sprach er mit Wärme, am eifrigsten von den Heldenthaten, von den Wohlthaten, die man während des letzten Krieges sah, welcher, wie er hervorhob, unserer schnell lebenden Zeit leider schon weit entrückt zu sein scheine.

## Fünftes Kapitel.

In dem Zimmer der Hauptmannin Glandy saß bei dieser Agnes von Dienhaupt in lebhaftem vertraulichem Gespräch. Das Gut ihres Schwagers hatte sie freiwillig verlassen. Die Frömmelei würde sie dort, wie bei ihrer Mutter erduldet haben; aber ein Argwohn, welchen sie lange von sich fern gehalten, war zur betrübendsten Gewißheit, Ludovikas Schlechtigkeit ihr unzweifelhaft geworden. Erschrocken war sie abgereist. Da-

hin konnte, in das elterliche Haus sollte sie nicht zurückkehren. Mit der klugen, treuen Freundin berieth sie die nächsten Schritte. Der Mutter wollte sie die Veränderung ihres Aufenthalts, den Grund verschweigend, mittheilen; auch den Bruder von ihrer Anwesenheit in Berlin benachrichtigen.

„Du bleibst bei uns," sagte Gerda. „Glandy und ich lassen Dich nicht fort. Wie oft schon haben wir gesagt: Wäre doch Agnes hier!"

„Ihr Guten! Mir ist es eine Wohlthat, Euch Glückliche zu sehen. Ja, nur bei Euch komme ich zur Ruhe. O, Du kannst nicht die ganze Schärfe des Unmuths, der Trauer fühlen, denen entfremdet zu sein, auf welche Gott uns angewiesen hat; die Religion nicht allein mißverstanden, sondern mißbraucht zu sehen! Was ist die Kirche! Deine Religion ist meine, ist die aller denkenden, guten Christen. Fanatismus und jämmerliche Priesterherrschsucht verderben das Werk des Heilandes. Mit Euch kann ich Weihnachten im Herzen begehen, mit meiner Mutter, mit meinen Geschwistern könnte ich es nicht." —

„Willst Du mit in unsere Kirche gehen, so wirst Du Predigten hören, welche Dir wohlthun. Zu den Eiferern, die auf der Kanzel dogmatische Streitfragen behandeln, gehen wir nicht."

„Nehmt mich mit! Laßt mich Gottes Wort vernehmen aus dem beredten Munde eines gläubigen, wahrhaftigen Geistlichen, der ein echter Seelenhirt seiner Gemeinde ist. Was ich erlebte, hat mein Vertrauen zu der katholischen Priesterschaft tief erschüttert." Hierauf

sprach sie von dem Pfarrer ihres Kirchdorfes, von dem Kaplan ihrer Mutter und dem nicht besseren ihres Schwagers und erzählte ausführlicher, als sie in den Briefen gethan, das Unrecht und Unglück, welches der Kolon Eikenmeier erlitten.

„Der junge Rüsterstein soll hier sein," sagte Gerda.

„Ein guter Mensch und männlicher, als ich anfangs glaubte," erwiderte Agnes.

Am ersten Festtage, als die beiden Freundinnen wieder allein waren, brachte Glandy die Brüder Mellno zu ihnen. Er stellte dieselben der neuen Hausgenossin vor, und nach einigen Worten, mit welchen Gerda schonend auf die Trauer im Mellnoschen Hause hinwies, fand Wilhelm in seiner Bekanntschaft mit Felix von Rüsterstein den Anknüpfungspunkt zu einem Gespräch mit Agnes. Da er hierbei, von ihrem schlichten Wesen ermuthigt, andeutete, daß ihm das Schicksal des Eikenmeiers bekannt sei, so hörte er aus ihrem Munde ein Lob des Freundes, welches in ihm etwas wie Eifersucht hervorrief. Agnes zog die anderen in ihre Unterhaltung, indem sie von den westphälischen Kolonaten sprach; denn alle kannten Immermanns Hofschulzen und hörten mit um so lebhafterer Theilnahme der einsichtigen Darstellung zu, welche sie von diesen, in eigenthümlicher Selbständigkeit gebliebenen Bauerngütern nach und nach, von Wilhelms sachkundigen Bemerkungen unterstützt, entwickelte. Als sie geendet, sagte Glandy: „Das war eine hübsche und lehrreiche Ergänzung dessen, was Gerda mir aus Münster geschrieben hat."

„Gern hätte ich mehr davon gesehen, als zu er=

reichen war," äußerte diese, „wenn ich es auch nicht beurtheilen konnte, wie Agnes."

Letztere warf ihr einen bescheiden vorwurfsvollen Blick zu und schwieg.

„Nun erzählen Sie von Ihrem Pachtgute," wandte Glandy sich an Wilhelm. „Das sollen Sie ja schon ganz vortrefflich in Stand gebracht haben."

„Noch vieles bleibt zu wünschen; aber guter Boden, geräumige Häuser, ein großer Garten und schöner Wald, daraus kann etwas werden."

„Wie kommen Sie mit den katholischen Polen aus?"

„Ich habe auch deutsch redende, protestantische Arbeiter, behandele die einen wie die anderen und lasse mir nichts gefallen. Da geht es leidlich."

„Weil Du selbst das Beispiel der Kraft und Thätigkeit und militärischen Ordnung giebst," warf Fritz hin.

„Sie haben auch wohl der Arbeit die Fülle?" fragte Wilhelm den Hauptmann Glandy.

Dieser antwortete: „An der Armee wird gearbeitet. Die Aufgabe ist schwerer geworden, seit aus der preußischen die große deutsche wurde. Jeder Zweig des Riesenbaumes, welcher das Reich beschützt, muß den gesunden Saft der alten Wurzeln aufnehmen. Und manches ist im Wege. Was die Demokraten auch sagen mögen, nirgends wird behutsamer, sparsamer gewirthschaftet. Das Gebäude des Kriegsministeriums an der Leipziger Straße erinnert mich immer an den Aufbau des deutschen Heeres. Ein Stück nach dem anderen ist hinzugekommen, jeder Fleck wird ausgenutzt, und wir behelfen uns, wie

es eben geht. Das Bürgerhaus, das die Front theilt, vertritt so zu sagen die Reservatrechte, welche die vollkommene Einheit verhindern."

Die Damen hörten dem Gespräche der Männer aufmerksam zu. Einigemal ließ Agnes ihre Augen über Wilhelms Gestalt gleiten. Er betrachtete das Fräulein, so oft es unbemerkt geschehen konnte. Als die Herren weggegangen waren, dachte sie: „Das ist ein Mann!" Und er nahm die Vorstellung mit sich, daß er ein geistig, wie körperlich gesunderes Mädchen noch nicht gesehen habe.

Lebhafter Verkehr zwischen Glandys und Mellnos, an welchem auch Felix von Rüsterstein theilnahm, machte sich nun von selbst. Der Geheimrath freute sich, daß seine Kinder Gesellschaft hatten. Die Geheimräthin, von allen mit liebevoller Rücksicht getragen, wünschte sich den jungen Rüsterstein zum Schwiegersohn, besaß übrigens die Kraft des Widerstandes nicht mehr und war viel allein, oft mit ihrem Pfarrer. Um ihr protestantisches Großkind, welches sie statt mit dem Namen Elisabeth, auf den es getauft war, Else nannte, weil jener einer Heiligen angehörte, bekümmerte sie sich wenig. Die Mutterstelle vertrat mit der rührendsten Sorgfalt Cecilia. Stundenlang saß sie mit ihrer Arbeit an der Wiege und dachte nach. Oft wurde sie von Eifersucht auf Agnes gequält. Wie lebhaft hatte Felix den thatkräftigen, festen Charakter dieses Mädchens bewundert. Bei manchem ernsten Gespräche hörte sie jetzt, wie jene auch in den Ansichten über Religion sich begegneten, denen sie selbst innerlich mehr und mehr zuneigte. Daß

Agnes und Felix ihr gegenseitiges Vertrauen nicht so unbefangen geäußert hätten, wenn sie von einem wärmeren Gefühle für einander beseelt gewesen wären, begriff Cecilia noch nicht.

Der junge Mann lebte in diesem Freundeskreise auf, so daß sein freimüthiges, ritterliches Wesen, sein Geist und Wissen voller zu Ausdruck und Geltung kamen. Und da er gegen Cecilia nicht minder freundlich und aufmerksam war, so wuchs zwischen Furcht und Hoffnung ihre Liebe.

Agnes konnte zum ungetrübten Genusse ihrer besseren Lage nicht kommen. Die Nachrichten von Mutter und Bruder, denen sie geschrieben hatte, blieben lange aus. Endlich kamen von ersterer ein paar unverständliche Zeilen. Und dann erhielt sie einen förmlichen Besuch ihres Bruders, der, über alles Vorgefallene hinweggehend, sich in dem Wunsche ereiferte, daß sie ihren religiösen Irrweg endlich erkennen möge. In dem ihm fremden Hause eines protestantischen preußischen Offiziers könne er sie nicht wiedersehen. Er bleibe jedoch ihr Bruder und werde für sie beten; denn Gott habe sie zu Geschwistern gemacht.

So stark Agnes' Seele war, sie mußte bitterlich weinen. — Und zu diesem Schmerze gesellte sich eine Beklemmung, mit der sie kämpfte, seitdem sie Wilhelm Mellno gesehen. Zum erstenmal empfand, begriff sie, was Liebe sei. Aber dieser fertige Mann, wie mochte er auf das in enger Umgebung erwachsene, heimathlose Fräulein hinab blicken! Wie viele Mädchen mußten ihm freundlich begegnet sein! Gewiß hat er seine

Lebensgefährtin längst gewählt und führt sie bald in sein wohlbegründetes Haus. Da sollte er wenigstens ihre Neigung nicht merken, die sie kaum sich selbst gestand. Stolz wollte sie sein, bis zur Grenze der Höflichkeit stolz.

Jetzt beneidete sie Gerda um ihr Glück. Doch nicht. Wie häßlich! Heiterer wollte sie sich der einzigen Freundin zeigen, der sie bis jetzt alles vertraut hatte und nur dieses nicht vertrauen konnte. Und liebevoll durfte sie gegen Wilhelms Schwester sein, die auch nicht im Einklang mit der Mutter lebte und darunter litt, und in deren Herzen es ähnlich aussehen mochte, wie in ihrem. —

Eines Mittags trat Felix in Wilhelms Zimmer. „Ich bin quer durch die ganze Stadt gewandert."

„Zu Fuß?"

„Zu Fuß. Ich spare."

„Dies ist brav, jenes aber Zeitverlust."

„Für mich nicht. Ich betrachte die Häuser und Menschen. Jeder Stadttheil hat einen anderen Charakter."

„Wo kommen Sie her?"

„Aus dem Osten, aus dem neuen Revier meines Polizeilieutenants."

„Hatten Sie dort zu thun?"

„Zweierlei. Erstens will ich da wohnen, ich komme in mir unbekannte Gegenden und es ist billiger."

„Daß Sie sich einschränken wollen, ist achtungswerth. Uebertreiben Sie es nur nicht."

„Nein. Und zweitens habe ich mich für Agnes

von Dienhaupt nach Christian Eikenmeier erkundigt. Sie hat den Kolon gefragt und keine Antwort erhalten. Mein Polizeilieutenant will mir Nachricht geben."

„Fräulein von Dienhaupt ist ein ausgezeichnetes Mädchen."

„Das ist sie."

Fritz kam, um seinen Bruder abzuholen. Sie wollten versuchen, ob der berühmte und viel beschäftigte Porträtmaler Prätorius es übernehme, nach vorhandenen Photographien und den Beschreibungen der Familie ein Bild der verstorbenen Elisabeth zu malen. Felix wollte sich entfernen. „Kommen Sie mit, Sie stören uns gar nicht," sagte Fritz. „Wir treffen ihn zu Hause, denn er hat uns auf diese Zeit bestellt. Es wird Sie interessiren, ihn kennen zu lernen und sein Atelier zu sehen." Sie fuhren nach Prätorius' schöner Villa, deren Treppenhaus mit Rüstungen und Kostümfiguren geziert war. Oben öffnete ein Diener die mit zwei Landsknechten in Lebensgröße bemalten Flügelthüren des weiten, mit mehreren Staffeleien, Tischen, Ruhebetten und Lehnstühlen ausgestatteten Ateliers. Halb oder fast vollendete Bilder, Skizzen in Farben und Kreiden, Folianten und andere Bücher, Kleiderstoffe, Draperien und Waffen standen, lagen und hingen, wo eben Platz war. Der Maler, in einem eleganten Arbeitsanzuge, erhob sich etwas mürrisch vor einer Staffelei, zeigte aber ein überraschtes und sehr freundliches Gesicht, als er den jungen Rüsterstein erblickte. Auch Wilhelm sah er mit Vergnügen an und begrüßte, wohl um dieser beiden willen, den an Schönheit ärmsten Fritz sehr entgegenkommend.

„Wir kennen uns," redete er dann Felix an, der sich nicht besinnen konnte. Prätorius griff nach dem neuesten seiner Skizzenbücher und zeigte das im Klub angefertigte Bild. „Ausgezeichnet!" riefen die Brüder. Man scherzte hierüber, besah das Atelier und mehrere Staffeleibilder und Wilhelm sprach von den großen Porträts im Schlosse von Malikowo, die er bewundere. Da er den Meister nennen konnte, wurde Prätorius' Aufmerksamkeit rege.

„Besuchen Sie mich!" bat Wilhelm.

„Sie sind nicht sicher vor mir, Herr Mellno."

Während nun die Brüder ihre Angelegenheit mit dem Maler besprachen, griff Felix, um sich selbst noch einmal zu betrachten, nach dem Skizzenbuche und fragte: „Ist es erlaubt?"

„Bitte, nach Gefallen."

Nun blätterte er, zuckte plötzlich zusammen und starrte auf das Bild, welches er aufgeschlagen. Er konnte seine Augen nicht davon abwenden und stand regungslos, bis die Brüder sich zum Weggehen bereiteten. Da schlug er das Buch zu, legte es auf den Tisch und empfahl sich mit ihnen.

Er begleitete die noch mit dem Bilde der Verstorbenen Beschäftigten eine Strecke und kehrte, seinen Vorsatz, sparsam zu werden, vergessend, nach dem Maler zurück, um Judiths Porträt zu bekommen und mehr über sie zu erfahren.

## Sechstes Kapitel.

Frau von Stolawska war im ersten Schrecken nach Berlin gefahren. Sie wußte nicht, war jenes nächtliche Wesen ein Gespenst oder ein Mensch. Beides war gleich fürchterlich. Ein Pole? Die Stimme erinnerte an Calixt's, aber der konnte es nicht sein. Ihre Bekannten in der Nachbarschaft mied sie aus Argwohn. Der einzige, nach dem sie verlangte, Jagello, war gerade jetzt, da sie seiner bedurfte, unerreichbar fern, und ihr schreckliches Erlebniß ihm schriftlich mitzutheilen, wagte sie nicht, obgleich es auch ihn bedrohte. In ihrer von Aberglauben vergrößerten Furcht faßte sie den Entschluß, sparsam zu leben. In ihrer Hülflosigkeit wandte sie sich an ihren Pächter, dessen Geschäftskunde und Thatkraft sie nunmehr benutzen wollte, trotzdem sie ihn haßte. Ihre Angst verminderte sich erst, als die Gutsverwaltung in Mellnos Händen war.

Jagello fand sie auf seiner Heimreise vergrämt, nachlässig gekleidet, in einer bescheidenen Wohnung eines entlegenen Theils von Berlin und erfuhr jetzt, wie das gekommen. In einem Augenblicke wechselte die Bläße des Schreckens und die Röthe des Zorns auf seinem Gesichte, und gefaßt sprach er: „Wäre ich früher gekommen, so hätte ich diesen Vertrag mit einem deutschen Ketzer verhindert. Du hast Dich gefürchtet, ich fürchte mich nicht. Die Kirche hat Mittel, den Geist zu bannen oder den verrätherischen Polen zu finden und zu strafen. Beruhige

Dich!“ — Nach einer Weile des Nachdenkens fuhr er fort: „In dieser unpassenden Lage sollst Du nicht bleiben. Geldmittel habe ich.“ —

Großer Ueberredungskunst bedurfte es nicht, die leichtsinnige Frau zu ermuthigen. Alsbald hielt sie ihre Furcht für Thorheit, bereute, was sie, von derselben verleitet, gethan hatte und wünschte, die frühere Lebensweise wieder zu beginnen, wenn es nur geschehen konnte, ohne das Gebot des nächtlichen Warners zu verletzen. Dazu wollte Jagello ihr helfen.

Die Jesuiten suchten die Kampfmittel gegen Preußen und das protestantische Kaiserthum auf alle Weise zu mehren, um die Maßregeln zu verhindern oder unwirksam zu machen, mit welchen die Regierung ihren Uebergriffen begegnen wollte. Die hierauf gerichteten Kirchengesetze waren dem preußischen Landtage vorgelegt, und im Reiche sollte der weltliche Einfluß der Geistlichkeit durch Einführung der Civilehe beschränkt werden. Auf ultramontaner Seite vermehrte man die Sammelpunkte für die zusammenwirkenden Kräfte. An vielen Stellen wollte man weiter reichende Fäden spinnen. Nach Verbindungen trachtete man nicht allein mit den höchsten Kreisen der Hauptstadt, sondern auch mit den dunkelen Schichten des Volks. Man bedurfte großer Ereignisse. Was half es sonst, daß der Erzbischof in Posen sich als den Stellvertreter des fehlenden Polenkönigs darstellte; daß er das vorgeschriebene Kirchengebet für das Reich so abfassen ließ, als beziehe es sich auf das polnische Reich; daß er seiner Geistlichkeit Befehle gab, welche im geraden Gegensatz zu der staatlichen Ordnung standen?

Einem solchen Verhalten und dem ähnlichen anderer Bischöfe mußten innere Unruhen oder ein Krieg zu Hülfe kommen. Man hoffte, den Präsidenten Thiers durch einen Marschall mit einer klerikalen Regierung zu ersetzen und hierdurch den französischen Revanchekrieg näher zu rücken. Man behauptete, der Katholizismus sei eine Stütze des Staates und förderte eine anarchistische Revolution.

Frau von Stolawska war durch Schönheit und einnehmendes Wesen befähigt, in ihrem Salon die Männer der Partei zu versammeln. Jagello hatte sich ihrer versichert, nicht in Bezug auf Liebestreue, die war ihm gleichgültig; aber in Bezug auf ihr politisches Verhalten. Sie mußte seinen Weisungen folgen. Er blieb in Berlin, bis er ihr die Wege gebahnt hatte. Sie bezog ein elegantes Quartier, fuhr Visiten und empfing Besuche.

Nicht allein Polen, mehr Deutsche, auch Franzosen und solche Elsaß-Lothringer, welche mit ihnen im Hasse gegen Preußen übereinstimmten, fanden sich ein. Man sprach bei Frau von Stolawska gewöhnlich deutsch. Sogar die Franzosen thaten es, um sich zu üben. Paris schickte nach Berlin jetzt Personen, welche dieser Sprache einigermaßen mächtig waren. Die Elsasser, auch einige Berliner, unter anderen der Baron und Clementine von Harberg, zogen die französische Conversation vor.

Herr von Dienhaupt gehörte zu den regelmäßigen Gästen. Ihm machte Clementine von Harberg den Hof. Der alte Herr von Rüsterstein wurde ebenfalls bei Frau von Stolawska gesehen. Er ging nicht gern, nur der Mode wegen, hin. Es kam ihm sonderbar vor,

daß er in Berlin seine Gutsnachbarin besuchte, welche er in Wohlsitz und Malikowo nie gesehen. Sie bezeigte ihm eine graziöse Höflichkeit mit einem moquanten Lächeln und weiter keine Aufmerksamkeit.

Sie bemühte sich nur um Personen, welche Jagello und seine Vertrauensmänner ihr als wichtig bezeichneten; außerdem auch um solche Herren, welche ihr gefielen. Trafen beide Umstände zusammen, so wandte sie alle Verführungskünste an, um Eroberungen zu machen, die zugleich politisch nützlich und ihr persönlich angenehm waren. Wie weit solche Intimität ging, suchte sie möglichst zu verbergen. Gesprochen wurde manches davon.

Sie gründete einen Bund der katholischen Frauen und Mädchen; wahrscheinlich nur einen Strauß oder gar nur eine Blume einer weit verzweigten geheimen Gesellschaft, worin sich die Angehörigen als solche nicht über ihre Gruppe hinaus kannten und zu deren Wissen Familienereignisse gelangten, von welchen selbst die Nahestehenden nichts erfuhren. Clementine von Harberg wurde ein Blatt dieser Genossenschaft.

Jetzt war Calixt der Rest seiner Strafe auf dem Gnadenwege erlassen und er kam nach Berlin, wo er in die Gesellschaft seiner Mutter sehr wenig paßte. Gleich am ersten Abend gerieth er mit dem alten Herrn von Rüsterstein in einen Streit, wobei er sich höchst unschicklich betrug. Frau von Stolawska bat ihn, eine Wohnung außer ihrem Hause zu nehmen, was er gern that, denn er liebte die lange entbehrte Freiheit. Das Geld, das sie ihm gab, reichte nicht aus; aber Marjun lieh weiter. —

Bei dem Abendtische, an welchem sich täglich nach Theaterschluß mehrere Mitglieder der Centrumspartei, geistvolle, herrische, auch flache, subalterne Gesichter, im Hotel versammelten, wurde gewöhnlich die Politik nur gestreift, höchstens eine sarkastische Bemerkung gegen die Regierung gemacht oder die neueste Nummer der Germania durchflogen, deren Hauptartikel von den Chefs der Partei herrührten und wie diese selbst mit hohem Respekt angesehen wurden. Jetzt aber bewegte sich die Konversation bis in die Mitternacht mit Heftigkeit um die Vorlagen, welche im Landtage zur Berathung standen: über die kirchlichen Strafmittel, die Vorbildung und Anstellung der Geistlichen, den Gerichtshof für kirchliche Angelegenheiten und den Austritt aus der Kirche. Was diese Gesetzentwürfe für die Verhütung priesterlicher Uebergriffe, die Bildung eines national gesinnten Klerus, die Befreiung der Gemüther von geistlicher Knechtung forderten, bestand in süddeutschen Staaten bereits zu Recht, war theilweise auch in Preußen früher Rechtens gewesen, wurde außerhalb des Centrums von allen Parteien, mit Ausnahme einiger orthodoxer Reaktionäre und doktrinärer Freisinniger, für zweckmäßig gehalten und überall sonst, wo man sich der traurigen Folgen ungezügelter jesuitischer Herrschsucht erinnerte, als eine nothwendige Abwehr empfunden. Aber eben den preußischen Staat wollten die Ultramontanen schwächen, weil er ihnen zu mächtig geworden war. Rücksichtslos gegen die weltliche Ordnung, unbekümmert um das Wohl der Katholiken kämpften sie für ihre Hierarchie. Der deutsche Episkopat protestirte in Denkschriften und Adressen und

erklärte, daß es die Pflicht aller Gläubigen sei, unbekümmert um die Staatsgesetze zu thun, was die Kirche gebiete, und zu unterlassen, was sie verbiete.

Dies schmeckte einigen Centrumsmitgliedern doch gar zu sehr nach Rebellion, und weil die Führer der Partei und ihr Gefolge keinen Widerspruch duldeten, so kam es auch während des geselligen Beisammenseins zu hitzigem Gefecht. Ein protestantischer Welfe stritt auf Windthorsts Seite mit einem katholischen Altpreußen, welcher behauptete, daß die neuen Gesetze mit der Religion nichts zu thun hätten. Ein Rheinländer wollte für die wissenschaftliche Bildung der Geistlichen auf deutschen Schulen und Universitäten sprechen, wurde aber durch die von allen Enden der Tafel herschallenden Gegenreden zum Schweigen gebracht. Und dieser Lärm steigerte sich fast zum Tumult, als ein Gutsbesitzer aus Schlesien die Absetzung eines Kirchendieners durch richterlichen Spruch unter Umständen für gerechtfertigt erklärte.

Der alte Rüsterstein hatte schweigend dagesessen, seine Theilnahme nur durch ein Nicken des Kopfes oder ein „C'est ça!“ ausgedrückt, wenn einer der Führer gesprochen. Er war müde und zog sich zurück. Als er hinaus war, sagte der andere Schlesier, welchen die Mehrheit eben verurtheilte: „Er hätte in Wohlsitz bleiben sollen. Hier verliert er Vermögen und Leben. Ich sehe jetzt ein, daß die meisten Gutsbesitzer dem Staate besser nutzen, wenn sie bei ihrem Berufe bleiben.“

„Das verwehren wir Ihnen nicht,“ rief wegwerfend ein hervorragender Mann.

„Dienhaupt läßt sich ja gar nicht mehr sehen, wo steckt er?“ fragte einer.

„Er wird geheirathet,“ antwortete ein lustiger Priester. Man lachte.

„Eine sehr zweckmäßige Partie,“ sprach ein anderer.

„Wer heirathet ihn denn?“ fragte der erste.

„Die Tochter des Barons von Harberg.“

„Die schlaue Buckelige,“ setzte der lustige Priester hinzu. „Da ist das Cölibat doch besser.“

## Siebentes Kapitel.

Der gute Celerotius hatte Judith aus ihrer sie schwer bedrückenden Lage befreit. War doch sein Ausruf in Marjuns Hause die Veranlassung ihrer Flucht geworden. Auch wenn ihre Erscheinung ihn nicht gerührt hätte, würde er sich für verpflichtet gehalten haben, ihr beizustehen. Aber schwerer, als ihr äußeres Leben passend zu gestalten, wurde es, ihr Gemüth von dem Vorwurf der Undankbarkeit gegen Marjun zu befreien. Sie wollte ihn besuchen, sie ließ ihn zu sich bitten, beides lehnte er ab. Sie schrieb ihm und er antwortete nicht. Celerotius hatte große Mühe, bis er den Gekränkten zu einer freundlichen Erwiderung ihrer Grüße bewegte. Darauf entspann sich nach und nach ein regelmäßiger Briefwechsel zwischen dem Bankier und seiner Pflegeschwester. Auf jede ihrer ausführlichen Mittheilungen erhielt sie nun pünktlich einige Zeilen von Marjuns

Hand. Sie hörte, daß es ihm wohlerging und sein, alles andere überwiegendes Lebenselement, das Geschäft, gedieh. Obgleich sie ihn zu einem Wiedersehen nicht bewegen konnte, kam hinsichtlich seiner ihr Gemüth doch allmählich zur Ruhe. Wie anders war auch ihr jetziger Zustand bei einer warmherzigen, gebildeten, klugen Dame, welche sie bald lieb gewann und ihrer anmuthigen Nähe, ihrer hohen geistigen Begabung sich freute. Ohne Judith würde Frau von Flieden schwerlich die lange beabsichtigte Reise nach Italien ausgeführt haben, zu der Celerotius sie jetzt leicht überredete.

Eine reizendere Gesellschaft hätte sie nicht finden können, als dieses feinfühlende, lernbegierige Mädchen, dem eine neue Welt sich erschloß. Jede Schönheit der Natur und Kunst wirkte mächtig auf Judith ein, gewann Leben durch sie. Ihr Entzücken theilte sich mit, als der Süden seine Pracht und Lieblichkeit vor den Reisenden entfaltete; ihr ernstes Sinnen, als sie zwischen Roms Denkmälern von der Vergangenheit ergriffen wurden. Unbewußt, wie viel sie gab, war sie von inniger Dankbarkeit erfüllt, wenn auch zuweilen Thränen der Erinnerung ihre beredten Augen feuchteten. Ihr Vertrauen zu Frau von Flieden war fast unbegrenzt geworden. Nur was sie trotz aller überwältigenden Eindrücke immer beschäftigte, verschwieg sie. Jene Begegnung im Walde von Malikowo und was sie von dem Duell des jungen Rüsterstein wußte, erzählte sie; mehr vermochte sie nicht über die Lippen zu bringen.

Hätte sie den kummervollen Ausdruck gesehen, den sein Gesicht während dieser Zeit oft annahm, so würde

das Schönste ihr gleichgültig geworden sein. Er hatte wirklich in einem Stadttheil weitab von seinen Freunden Wohnung genommen und suchte in unruhiger Geschäftigkeit den Kummer zu vergessen. Nicht einmal das Bild Judiths sollte er haben; Prätorius hatte es höflich, aber bestimmt verweigert, von ihr auch nicht mehr gewußt, als er selbst wußte.

Durch die Brüderstraße ging er oft, um zu sehen, ob die todten Fenster des kleinen Hauses der Frau von Flieden sich nicht endlich belebten, und da er annehmen mußte, daß dieses erst geschehen werde, wenn das Baugerüst abgebrochen sei, so fragte er die Arbeiter, wie lange sie noch zu thun hätten. Die Antworten machten ihn nur unlustiger.

Als Vorwand des Wiederkommens gab er sein Interesse für die Steinornamente der Wandflächen und Fensterumrahmungen an, die ergänzt oder neu eingesetzt wurden und, da man ihm gestattete, das Gerüst zu besteigen, sich als gefällige Kunstwerke darstellten. Hierbei machte einer der Steinhauer, der als Landwehrmann mit im Kriege gewesen war und Theophron genannt wurde, durch sein biederes, etwas schwärmerisches Gesicht und ordentliches Wesen den besten Eindruck, so daß er denselben nach weiterer Beobachtung auf den kommenden Sonntag zum Essen in ein kleinbürgerliches Gasthaus einlud.

Der Mann erschien wohlgekleidet und rechtzeitig in dem reichlich gefüllten Lokale, nahm ohne Ziererei bei dem jungen Herrn an dem Tische Platz, welchen dieser in einer Ecke, von der übrigen Gesellschaft etwas abgeson=

dert, belegt hatte, und verzehrte in ziemlich gesitteter Weise mit seinem Wirthe das aufgesetzte Mahl. Ihr Gespräch richtete sich bald auf die Arbeiterverhältnisse. Der Steinhauer verdiente, da er ledig geblieben, mehr als er gebrauchte und meinte, daß überhaupt die Lage der tüchtigen Arbeiter augenblicklich nicht schlecht sei. Leider zögen immer mehr in die großen Städte, darunter wüste Kerls und Weibsbilder, und so habe die Socialdemokratie, die an sich etwas Gutes wäre, nicht den besten Zuwachs. Auf den Einwurf des anderen, daß ihn das Lob der Socialdemokraten, welche Gottes Ordnung umstürzen wollten, staunen mache, versetzte jener: „Es ist richtig, die wenigsten gehen zum Gottesdienst. Die Kirchen sind zu weit entfernt und zu voll, die Müden finden wohl nicht einmal Platz zum Sitzen, und was viele Pastöre predigen, kann ihnen nicht gefallen.“

„Aber Gebet stärkt zur Arbeit und schützt vor falscher Lehre.“

„Was ist die rechte Lehre, Herr? Wenn ich darüber nachdenke, daß unsereins jetzt doch auch sein Theil lernt und sauerer arbeitet als der Brodherr und daß Christus gesagt hat: Ein Reicher wird schwerlich ins Himmelreich kommen, so glaube ich, daß wir uns der Ausnutzung der Armen durch die Reichen widersetzen dürfen.“

„Das kommt immer auf die Auslegung an,“ entgegnete Felix. „Christus hat auch gesagt: Selig sind die Friedfertigen. Und friedfertig sind die Socialdemokraten bei Gott nicht.“

„Viele wollen es zu schnell machen," sagte Theophron hierauf. „Deshalb habe ich ihre Sitzungen verweigert. Denn ich bin als Soldat gegen die Unordnung."

„Wohin sie führt, haben wir ja an den Greueln von Paris erlebt," rief der andere, die Gläser wieder füllend. Jener blickte ihn zustimmend an und sprach: „Auf die Manier kommt es immer wieder zum Alten. Durch ihre Lehre müssen die Socialdemokraten wirken."

„Welche Sitzungen meinten Sie eben?"

„Wo der Schriftsteller die Artikel vorliest, die er für die Zeitung gemacht hat. Er schimpft sogar auf die Armee, und das ist Unrecht."

„Da möchte ich wohl einmal zuhören."

„Das geht nicht."

„Oder die Leute sehen."

„Das kann wohl angehen, in dem Vorderzimmer, wo sie durchgehen." —

Auch bei dieser Gelegenheit erkundigte Felix sich, abermals vergeblich, nach Christian Eikenmeier, über welchen der Polizeilieutenant bisher nichts erfahren hatte. Da er Agnes von Dienhaupt die gewünschte Nachricht noch immer nicht bringen konnte, so hatte er seine Besuche bei den Freunden in jener Gegend von Woche zu Woche verschoben und würde auch noch nicht dahin gekommen sein, hätte der Hauptmann Glandy ihn nicht auf den folgenden Sonntag eingeladen, an dem, wie auf der Karte stand, Wilhelm Mellno da sein würde.

Es war nicht das erste-, sondern schon das drittemal seit Weihnachten, daß Wilhelm für einige Stunden

nach Berlin kam. In seinem leer gewordenen Hause war er gar zu einsam, ohne einen Menschen, mit dem er sich aussprechen konnte, ohne die frühere Lust zu lesen. Lieber dachte er an Agnes von Dienhaupt, wenn auch widerwillig, denn sie war stolz. Wenn er zu den Seinigen fuhr, so hoffte er ihr zu begegnen; hatte sie sich doch mit Cecilia nahe befreundet. Aber wenn er da war, kam sie nicht. Er scheute sich, in so kurzer Zeit Glandys zu besuchen, und blieb meistens bei der immer klagenden Mutter und der Schwester allein. Der vortreffliche Vater gönnte sich sogar am Sonntage nicht völlige Ruhe.

Wie liebenswürdig war Cecilia! Heiter wollte sie scheinen und war traurig; denn Felix blieb, trotz der fast zu freundlichen Einladung der Mutter, fern. Daß sie auf Agnes ohne Grund eifersüchtig gewesen, wußte sie jetzt; um so inniger schloß sie sich ihr an. Und die Aeltere, Stärkere richtete sie auf, auch in den wiederkehrenden religiösen Zweifeln. Der Pfarrer, welcher fast täglich kam, bemerkte, daß ein Kummer auf dem jungen Mädchenherzen lastete, und redete eindringlicher von der allein heilenden Kraft der Kirche.

Da Agnes nun öfter mit Cecilia von der wahren Frömmigkeit und demüthigen Unterwerfung unter Gottes Willen sprach, wurde sie nachdenklich in Bezug auf die eigene Pflicht. Zwar versäumte sie nicht, der Mutter liebevolle Briefe zu schreiben, und würde deren leisestem Winke, nach Hause zu kommen, sogleich gefolgt sein. Auch hätte sie sich dem Bruder gern genähert, der ebenso wenig nach ihr verlangte. Aber indem sie an Wil=

helm, an die Möglichkeit seiner Liebe dachte, schreckte sie in dem Jubel ihres Herzens zusammen. Dürfte sie wider den Willen von Mutter und Bruder einem Protestanten die Hand reichen? — Noch zurückhaltender wollte sie deshalb gegen den Mann sein, dessen Besitz sie glückselig machen würde. Aber darüber war sie sich klar und bestärkte auch Cecilia in der Ansicht, daß die Pflicht gegen die Nächsten das Opfer der Ueberzeugung, die Unterwerfung unter Priesterheuchelei, die unnatürliche Abneigung gegen Andersgläubige nicht verlange.

Von neuem wurde Agnes' Gemüth schmerzlich getroffen. Dienhaupt zeigte ihr durch ein kurzes Billet seine Verlobung mit Clementine von Harberg an. Gleich darauf kam Cecilia. Sie hatte die Anzeige gedruckt erhalten. Die frühere Mädchenfreundschaft zwischen ihr und Clementine bestand nicht mehr; doch äußerte Cecilia sich immer und besonders heute milde über letztere. Aber Agnes begriff, daß diese Verlobung kein Glück sei, auch wenn die Braut statt häßlich schön wäre. Sie schrieb ihrem Bruder und sprach die Hoffnung aus, Fräulein von Harberg bald kennen zu lernen.

Die glückliche Gerda und ihr guter, immer fröhlicher Mann waren die erfrischenden Elemente in dem Kreise der eng Verbundenen. Sie vermutheten, was die Herzen der Freundinnen am innerlichsten bekümmerte, rührten zwar nicht daran, wollten indeß die Freunde nicht fern halten und luden Wilhelm und Felix ein. —

Dem Tischgespräche merkte man nicht an, wie viel Zagen und Hoffen in den Herzen der jungen Mädchen kämpften, welch' tiefes Gefühl Wilhelm bewegte.

Nach Tisch saß die kleine Gesellschaft in Gerdas Zimmer, die zutrauliche Unterhaltung war freimüthig belebt, Glandys Scherze lockten andere hervor. Da wurden Herr von Dienhaupt und Fräulein von Harberg bei Agnes angemeldet, die in ihre Stube eilte, das Brautpaar zu empfangen.

Sie erschrak bei dem Anblick des verwachsenen Mädchens, welches ihr entgegensprang und gleich das schwesterliche Du gab, während der Verlobte feierlichen Schrittes nachfolgte. Clementine sah mehr befriedigt als glücklich aus und erzählte sehr gesprächig, daß sie nur Agnes und Mellno's ohne Frau von Harbergs Begleitung aufsuchen wollten und bei Mellno's eben vergeblich vorgefahren waren. Die Geheimräthin wäre in der Kirche und Cecilia hier, hatte Dienhaupts Diener Jean gesagt. Ob sie nicht Cecilia sehen könne, auch Agnes' Freunde Glandy's?

Agnes bezwang ihre betrübende Verwunderung und geleitete die beiden nach Gerdas Zimmer. Hier machte die Braut allen eine lustige Verbeugung, sah Felix kokett an und warf sich an Cecilias Brust. Der Bräutigam bemühte sich, ein passendes Gesicht zu machen. Ohne gefragt zu sein, unvorbereitet, befand er sich unter den Ketzern, sogar dem jungen Rüsterstein gegenüber, welchen er noch nicht wieder gesehen hatte. Und dieser stand obendrein so stolz da, als sei er im Recht und Dienhaupt im Unrecht. Mit Verlegenheit drückte letzterer ihm die Hand.

Glandy's wußten als höfliche Wirthe das Gespräch, welches Clementine mehr mit Felix als mit Cecilia be-

gann, ins Allgemeine zu führen, während Agnes schweigend dasaß und auch Wilhelm, innerlich verdrossen, wenig sagte.

Da klingelte es draußen so anhaltend, daß man im Zimmer aufmerksam wurde. Glandys Bursche trat ein. Ein ihm unbekannter Diener wünsche Herrn von Dienhaupt zu sprechen. —

Clementine hatte den Wagen weggeschickt. Der Winterabend war so still und sternklar, daß sie am Arme Dienhaupts nach Hause gehen wollte. Dieser befahl Jean, unten zu warten. Jean stellte sich an der, von dem großen Verkehr nicht berührten, Straße vor das Gitter des Vorgartens unter die Laterne und betrachtete die wenigen Vorübergehenden, besonders Frauen und Mädchen. Festen Trittes nahte ein langer Mensch, der jetzt schneller ging, plötzlich in die Tasche griff und lief. Jean erkannte seinen Feind Christian Eikenmeier, sprang, bleich vor Schrecken, in den Vorgarten, schlug die Gitterthür ins Schloß und hörte, während er an der Hausglocke zog: „Ich kann warten, und ist Dein Herr auch hier, so kriegt Ihr es beide!“ Dabei sah er die drohende Hand mit dem blinkenden Messer.

Sein Herr, der in Berlin die Angst vergessen hatte, welche ihn auf dem Gute seit der Feindschaft mit dem Kolonate immer zur Vorsicht trieb, erschrak bei der schlimmen Kunde heftig, verlor den Kopf und blickte rathlos auf den blassen, zitternden Jean. Dieser flüsterte: „Wenn unser Fräulein ihn bittet, so thut er uns nichts.“ Dienhaupt öffnete, etwas erleichtert, die Zimmerthür und bat: „Agnes!“

Kaum hatte sie den Vorfall gehört, als sie, so wie sie war, die Treppen hinunter lief und ins Freie trat. Da stand auf der Straße im Schatten eines Baumstammes der bis jetzt vergeblich Gesuchte. Sie ging durch das Gitter, auf ihn zu und redete ihn an: „Christian!“ Er starrte in ihr Gesicht, ergriff ihre Hand, drückte sie schmerzlich und sagte fast schluchzend: „Fräulein!“ Ein Dunst von Bier und Branntwein hauchte sie an, sie sah die ordentliche Kleidung, aber ach! auch die verwilderten Züge des Spielkameraden, der sie jetzt los ließ, „Hier nicht!“ herausstieß und weglief. „Christian, hören Sie. Kommen Sie ein andermal, am Morgen!“ rief sie ihm nach.

Erschrocken, betrübt kehrte sie in das Haus zurück und als sie an Jean vorbei ging, wurde der Schmerz durch die Vorstellung, wie jämmerlich ihr Bruder sei, größer. Dennoch trat sie mit so ruhiger, abweisender Miene in das Zimmer, daß keiner fragte. Dienhaupt zögerte, Abschied zu nehmen, und Clementine hatte keine Eile. Agnes bat leise Felix: „Begleiten Sie meinen Bruder, wenn er geht.“ Diese Worte brachten ihn auf die Vermuthung des Geschehenen. Er nahm eine Gelegenheit wahr zu sagen, daß sein Weg an Harbergs Hause vorbei führe. Nun stand das Brautpaar auf und ging mit ihm. Jean folgte, so nahe er durfte.

## Achtes Kapitel.

Judith hatte den Aufenthalt in Rom mit ganzer Seele genossen, ihre Kenntnisse mit dem Edelsten bereichert. Unauslöschliche Erinnerungen nahm sie mit sich. Als die Reisenden auf der Rückkehr die Alpen überstiegen hatten, lag der deutsche Himmel grau und schwer über ihnen. Dennoch freute sich Frau von Flieden, wieder auf deutschem Boden zu sein. Vor Judith aber zog, wie die Wolken, welche die Sonne verhüllten, verdunkelnd das Geheimniß ihres Daseins auf und legte sich schwer auf ihren entwickelteren, nach Klarheit strebenden Geist. Sie hatte Frau von Flieden wie eine Mutter lieb gewonnen und fühlte um so schmerzlicher, daß ihr die Eltern fehlten. Und während jene der geliebten Wohnstätte entgegen reiste, fragte Judith vergeblich: Wo ist Deine Heimath? —

Auch Felix bereicherte seine Kenntnisse. Er arbeitete nicht ohne Ziel und Zweck. Außerdem trieb er sich, seiner Neigung folgend, viel in der Stadt umher. Zu seiner Freude sah er die Gerüste in der Brüderstraße fallen. Nun zeigte sich die schöne Gliederung, welche auf ein geräumiges, behagliches Innere des Hauses hinwies. Die zierlichen Steinarabesken verliehen demselben den Charakter von Wohlhabenheit, die kräftig gezeichneten schmiedeeisernen Gatter vor den unteren Fenstern den von Sicherheit. Nur die Hausthür war noch von Bretterwerk umgeben, zu dem eine Leiter hinauf führte. Oben machte Theophron die letzten Meißelschläge an einer Figurengruppe, welche den Eingang krönte.

Er hörte seinen Namen rufen und bog sich nach der Straße hinaus, wo Felix ihm jetzt zurief: „Sie wollten mich ja abholen.“

„Mittwoch ist Sitzung. Um acht komme ich.“ —

An dem bestimmten Abend gingen die beiden nach der Kellerwirthschaft, in der eine socialdemokratische Zeitungsredaktion Sitzung hielt. Sie stiegen in einen von dicken Dünsten schlechten Tabaks und Petroleums verdunkelten Raum hinab und fanden in der Nähe des Eingangs noch einen freien Tisch, an den sie sich setzten, nachdem Felix Bier und Abendbrod bestellt hatte. Obgleich er seinen einfachsten und ältesten Anzug trug, wurde er von den Wirthsleuten und übrigen Gästen: Männern im Arbeitskleide, mit zum Theil intelligenten, zum größeren Theil stumpfen, ja abschreckenden Köpfen, verwundert angesehen. Man sprach leiser, der eine flüsterte dem anderen eine Bemerkung zu, welche sich offenbar auf den ungewöhnlichen Gast bezog. Theophron, hier eine angesehene Persönlichkeit, ging von einem Tisch zum anderen und gab seinen Bekannten befriedigende Erklärungen.

Die Sitzung hatte noch nicht begonnen, mehrere Mitglieder fehlten bis jetzt. Einigemal öffnete sich der Eingang. Die Ankommenden, dem Aeußeren nach Handwerker oder gewöhnliche Arbeiter, jedoch in sorgfältigerem Anzuge, durchschritten, rechts und links mit Wichtigkeit grüßend, das Vorderzimmer und verschwanden hinter der folgenden Thür. Jetzt kam der Schriftsteller, ein elend blasser, magerer Mensch in abgeschabtem Rocke, eine Mappe unter dem Arm. Auch er ging stolz, hier-

und dorthin ein zuweilen belachtes Wort richtend, vorbei. „Nun sind alle da,“ rief einer. „Nein, Dempwolf fehlt noch,“ ein anderer.

Aus dem hinteren Raum hörte man nichts wegen des lauten Gesprächs im Vorderzimmer. Felix und Theophron aßen und tranken. Ersterer hätte gern von der Unterhaltung an den anderen Tischen etwas verstanden, aber die Stimmen gingen zu sehr durcheinander.

Wieder öffnete sich die äußere Thür, zwei Männer kamen eilig. Felix stutzte, weil der eine Gestalt und Haare wie Dienhaupts Jean hatte; er sah indeß nur seinen Rücken, und schnell verschwanden sie in dem noch undurchsichtiger gewordenen Dunste. „Nun kann es losgehen,“ hörte er und „Stille!“ wurde an mehreren Stellen gerufen. Womöglich wollte man verstehen, was in der zweiten Stube geredet wurde, trotzdem die Thür hinter den beiden letzten geschlossen war.

Aber sofort entstand drinnen ein schrecklicher Lärm. Die Thür ging wieder auf, und heran stürzte mit blutigem Gesicht, dem Ausgange zu, der eine. Es war Jean. Und ihm nach ein zweiter, in der erhobenen Rechten ein großes aufgeklapptes Messer, — es war Christian Eikenmeier. Felix warf sich ihm entgegen und rief erschrocken, gebietend: „Christian!“ Dieser stand, außer sich jetzt mehr von Ueberraschung als von Wuth, und ließ, den jungen Herrn von Rüsterstein erkennend, die Hand sinken. Alle Gäste waren aufgesprungen, der Vorfall indeß so überraschend und schnell, daß bis zu diesem Augenblick kein anderer eingriff. Jean hatte das Weite gesucht. Felix redete die Versammelten an: „Ich bin

hier fremd; aber dieser Mann ist ein guter Bekannter von mir und Herr Theophron bürgt für mich. Ich bitte Sie, lassen Sie mich mit meinem Freunde Eikenmeier in Frieden gehen.“ Er hatte seine Geldtasche herausgenommen und gab sie Theophron zur Bezahlung der Zeche. Seine Rede machte Eindruck, niemand rührte sich, auch Christian nicht. „Kommen Sie!“ sagte Felix und legte seinen Arm in den des willenlos Folgenden.

Auf der Straße fragte er: „Wo wohnen Sie?“

„Bei meinen Freunden.“

„Wer sind die?“

„Verschiedene.“

„Was machen Sie in Berlin?“

„Ich arbeite in Tagelohn und gehe außerdem Bote für unsere Partei. Haben Sie uns auch Geld geschenkt?“

„Ihrer Partei? Wenn Sie die socialdemokratische meinen, gewiß nicht; die ist ein Uebel.“

Der junge Socialdemokrat wollte heftig seinen Arm losmachen, Felix aber hielt ihn fest. „Ich lasse Sie nicht los, bis Sie mir versprochen haben, Fräulein Agnes zu besuchen.“

„Was kann es helfen? Es macht einem bloß das Herz schwer.“

„Sie sollen Ihre Rache gegen den Bedienten Jean aufgeben. Sie können zum Mörder werden.“

„Sterben soll er!“

„Nicht durch Ihre Hand. Sie werden schon in Strafe kommen. Er wird Sie verklagen.“

Der Bauernsohn lachte wild auf. „Das wird er bleiben lassen.“

„Weshalb glauben Sie das?"

„Weil Dienhaupt ihn geschickt hat."

Diese auffallende Bemerkung wollte Felix für jetzt unerörtert lassen. Eindringlich sprach er: „Wenn Sie nicht jedes menschliche Gefühl verloren haben, wenn Sie Ihren alten Vater ehren, an die todte Mutter mit Liebe denken und nicht ganz undankbar geworden sind, so versprechen Sie mir, daß Sie zum Fräulein gehen wollen." Er bot seine Hand. Christian zögerte. Dann liefen Thränen über das wilde Gesicht und er schlug ein. „Auf morgen früh habe ich mich verdungen," sagte er mit freierem Tone.

„Morgen Abend?"

„Ja, ich verspreche es."

„Dann gehen Sie. Gute Nacht."

In früher Stunde kam Theophron, um die Geldtasche abzuliefern. „Das war schön von Ihnen, daß Sie den Menschen wegbrachten," fing er an. „Er hätte sonst noch mehr Streit gekriegt, denn viele waren böse, weil unsere Kasse das Geld nicht hat."

„Den Zusammenhang kenne ich nicht."

„Der Dempwolf hatte schon in der vorigen Sitzung angekündigt, daß er einen mitbringe, der Geld für unsere Zeitung persönlich, ohne 'was Schriftliches, aber gegen Quittung abliefern solle. Und wie nun der Mensch den sieht, schlägt er ihn mit der Faust ins Gesicht und zieht das Messer."

„Wissen Sie, woher das Geld kam?"

Diese Frage brachte ein zufriedenes Lächeln auf das Gesicht des Steinhauers. „Das weiß ich zwar

nicht," antwortete er; „aber nicht alle Vornehme denken über unsere Sache wie Sie. Es giebt welche, die uns helfen."

„Zum Umsturz des Staats!" rief der andere empört. Daß ein Preuße im ultramontanen Eifer sogar zu solchen Mitteln greife, trieb ihm das Blut in die Wangen.

„Für Gewalt bin ich auch nicht," versetzte Theophron im Weggehen.

„Die Guten unter Euch wissen nicht, was sie thun," rief Felix ihm nach.

Er begab sich zu Agnes und mußte ihr den ganzen Hergang erzählen. Die Beschreibung, wie er den jungen Eikenmeier gefunden, und Dienhaupts gedanken- und gewissenlose Handlung vermehrten den Kummer, mit welchem sie zu kämpfen hatte. Traurig dachte sie nach. Dann sagte sie: „Christian muß mir versprechen, daß er dem Diener meines Bruders nicht nach dem Leben trachten will. Und das wird er auch. — Aber was soll ich ihm rathen? Führe er doch nach Hause!"

„Da hätte er den Gegner bald so nahe, daß sein Jähzorn in die größte Versuchung käme. Deshalb ist er weggegangen. Der alte Eikenmeier erwähnte ein Gelöbniß der Art. Gestern Abend sprach ich absichtlich nur das Dringendste. Rathen Sie ihm lieber, daß er zu Wilhelm Mellno geht. Der nimmt ihn auf unsere Empfehlung gleich."

Agnes beugte sich vornüber und schwieg. Der Freund erbot sich, am Abend wiederzukommen; aber sie glaubte mehr zu erreichen, wenn sie den wilden Menschen allein hätte.

Auf dem Rückwege wollte Felix seinen Vater besuchen; es war die günstigste Stunde. Als er in das Hotel trat, kam letzterer die Treppe herunter und befahl eine Droschke. Die Stimme klang unruhig, und so sah der alte Herr auch aus. Seinen Sohn erkennend, sagte er: „Ah, bon jour! Wolltest Du zu mir? Thut mir leid, ich bin okkupirt.“ Die Hand, mit welcher er sich auf den Stock stützte, zitterte.

„Wie geht es Dir?“

„Passabel.“ Er schritt behutsam auf die Straße.

„Darf ich Dich begleiten?“

„Merci.“ Er machte eine ablehnende Bewegung, stieg in die Droschke und gab dem Kutscher ein Zeichen, in welcher Richtung er fahren solle. Das Ziel nannte er nicht.

Felix ging weiter. Sein Vater war wieder einmal sehr aufgeregt, indeß hatte in der letzten Zeit die Stimmung desselben oft gewechselt. Das beruhigte ihn. — Er war der Brüderstraße nahe, dahin lenkte er seine Schritte.

Jetzt bog er um die Ecke und sah das Haus. Im ersten Stock waren einige Fenster offen, vor einem anderen ein Spiegel angebracht, welcher dem im Zimmer Sitzenden das Bild der Straße zuwirft. Nun erkannte Felix auch, daß vor allen Fenstern Gardinen hingen. Gewiß, die Bewohner waren eingezogen! Sein Herz schlug. Vorbeigehen konnte er nicht, gegenüber blieb er stehen.

Bald öffnete sich die Thür, und zum freudigen Erstaunen des Beobachtenden kam Celerotius heraus. „Der

kennt sie," dachte er und eilte ihm entgegen. Celerotius sah ihn bedenklich an, sprach: „Das Haus ist hübsch geworden, nicht wahr?" legte seinen Arm in den des anderen und führte ihn weg.

„Sehr hübsch," sagte Felix verlegen.

„Ganz 'was anderes als die neuen Miethskasernen! Und solche Gebäude hat das alte Berlin manche. Aber wenig Menschen haben den Sinn dafür wie Sie. Mein väterliches, viel größeres Haus in Kölln am Wasser war ähnlich; nicht von Schlüter, aber nach seinen Mustern. Leider mußte es fallen. Für Frau von Flieden ist dieses, was Sie so gern leiden mögen, gerade passend."

Die ziemlich stille Straße war fast zu Ende, sie nahten sich dem störenden Lärm lebhafteren Verkehrs, in welchem sich ein vertrauliches Gespräch nicht wohl führen läßt. Felix faßte sich ein Herz; gab es doch keinen gutmüthigeren und zuverlässigeren Menschen als den Sonderling an seiner Seite. „Sie kommen wohl eben von Frau von Flieden?" fragte er.

„Ja. Haben Sie Herrn Wilhelm Mellno kürzlich gesehen?"

„Vor einigen Wochen."

„Ein vortrefflicher Mann!"

Sie waren an der Ecke. Felix blieb stehen und bat: „Machen Sie mich mit Frau von Flieden bekannt."

Dem Ernst, mit welchem der kleine Mann jetzt zu ihm empor blickte, wich er nicht aus. Einige Sekunden lang sahen sie einander an. Dann sprach Celerotius: „Das kann ich noch nicht. — Ich muß hierhin gehen, leben Sie wohl!"

## Neuntes Kapitel.

Felix war von Celerotius sehr verdrießlich geschieden. Er hatte von ihm vorläufig keine Hülfe zu erwarten und nicht einmal erfahren, ob Judith noch bei Frau von Flieden sei. Aber was meinte jener mit seiner Weigerung: „Das kann ich noch nicht!“? Sie ließ mehrere Deutungen zu, und der hierüber Nachdenkende bezog sie auf sich selbst. Vielleicht hatte der vorsichtige Mann zu dem jungen Menschen, der ein thatenloses Leben führte, kein Vertrauen. Und dieses zu ändern, vermochte Felix gerade jetzt am wenigsten. Sein Vater verlangte öfter nach ihm, besonders an den Abenden, die er in seinen Zimmern zubrachte. Mittheilender war der alte Rüsterstein nicht, aber er liebte die Zerstreuung und bekam wenig Besuch, außer von dem Sohne, dem es eine ungewohnte Freude war, daß der Vater seine Gesellschaft wünschte und der, so nahe manche Frage ihm lag, nichts berührte, was ersterem unangenehm sein konnte; weder die Politik, noch das Gut oder die Zukunft überhaupt. Die persönlichen Verhältnisse des einen und anderen wurden von keiner Seite zur Sprache gebracht. Die Stimmung des Alten wechselte wie schon lange. Der Arzt rieth nichts anderes als baldige Erholung auf dem Lande, und Felix hoffte, daß er dort endlich einen Theil der Geschäfte werde übernehmen dürfen.

Auch Glandy's, deren erfrischende Gesellschaft Agnes nicht erheiterte, hatten ihn gebeten, öfter zu kommen. Sie vermochte an Clementine von Harberg, von der

sie mehrere Besuche erhielt, keine liebenswürdige Eigenschaft zu entdecken. Und mit Dienhaupt ging eine, von der Braut komisch dargestellte Aenderung vor, welche der Schwester zu denken gab. Sie hatte, zu ihrer Beschämung, schon bei früheren Gelegenheiten bemerkt, daß es ihm an persönlichem Muthe fehle. Jetzt wurde er auffallend besorgt für die eigene Sicherheit, verließ das Haus allein ungern und wollte sich von Jean nicht mehr begleiten lassen. Er verschaffte ihm eine Stelle in der Gegend von Trier und ließ sich vom Gute einen anderen Bedienten kommen, der in Berlin nicht Bescheid wußte, ebenso ängstlich wie sein Herr zu sein schien und von Clementine Poltron genannt wurde.

Agnes mußte diese Vorgänge mit Christian Eikenmeier in Zusammenhang bringen. Er hatte ihr in die Hand gelobt, daß er Jean nicht nach dem Leben trachten wolle; von Dienhaupt war indeß nicht die Rede gewesen. In Berlin wollte er bleiben, bis er nach Hause zurückkehren könne. Seine Wohnung hatte er dem Fräulein genannt; als aber Felix ihn nach Jeans Abreise dort suchte, war er ausgezogen, man wußte nicht wohin.

Diese unangenehme Nachricht hatte Felix der Freundin gebracht. Es war ein schöner Frühlingstag, der Thiergarten voll von Spaziergängern, welche sich der ersten Blüthen in den Gärten, des sprossenden Grüns in dem Gehölze erfreuten. Er suchte die Einsamkeit und ging nach dem Bellevue-Park. An der Seitenpforte hielten zwei Droschken, der Park aber schien wie gewöhnlich menschenleer zu sein. In Gedanken vertieft ging er immer weiter, und erst am entferntesten Ende

machte ein Gespräch ihn aufmerksam, polternde Laute eines Mannes, ängstliche Frauentöne, die von einem in Bäumen versteckten Hügel kamen, zu dem nur ein enger Fußsteig führt. Er glaubte die Stimmen zu kennen. Anscheinend bedurften dort oben einsame Frauen der Hülfe. Er beschleunigte seinen Schritt und hätte nach der letzten Wendung aufjubeln mögen. Judith war es, die er fand! Neben ihr eine ältere Dame und vor ihnen, den Aufgang versperrend, Calixt von Stolawski. Judith sah ihn, wieder den Befreier, und seine strahlende Freude. Ihre Wangen erglühten, sie machte eine Bewegung auf ihn zu und hielt inne. Worte fand sie nicht. Frau von Flieden dagegen bat den ihr unbekannten Herrn um Schutz gegen die Zudringlichkeiten, welchen sie hier ausgesetzt wären.

Calixt hatte, von einem Frühstück kommend, Judith mit der anderen Dame vorbeifahren sehen und in der nächsten Droschke verfolgt. Das wüste Leben, welches er führte, zeigte sich auf seinem Gesichte, und als er jetzt einige Worte, halb erschrocken, halb frech, herausstieß, hörte man, daß er nicht nüchtern war. Felix, der ihn zur Seite geschoben und mit Blicken eingeschüchtert hatte, ließ die Damen vorangehen und folgte gleich. Der Pole blieb zurück.

Die Damen eilten fort bis auf den breiten Weg, da blieben sie stehen und sahen sich um. Jetzt nannte Felix seinen Namen und Judith sagte, kaum vernehmbar: „Zweimal danke ich Ihnen."

„Herr von Rüsterstein!" rief Frau von Flieden aus. Felix betrachtete entzückt die endlich Gefundene,

und ein Wiederschein seines Glücks leuchtete aus ihren Augen. „Hatten Sie mit jenem das Duell?“ fragte sie bewegt.

„Ja,“ antwortete er.

„O Gott!“ sprach erschreckend die Aeltere. „Kommen Sie! Fahren Sie mit uns.“

So lebendig, so fröhlich Felix nun wurde, so still wurde Judith. Sie wollte ihn nicht mehr ansehen, mußte es dennoch zuweilen und begegnete immer seinen glücklichen Augen. War er schlecht wie sein Vater? Unmöglich! Diese edelen Züge konnten nicht lügen. Ach, und wie zitterte sie, als wieder auf das Duell die Rede kam. Jetzt waren sie weit von dem rohen Menschen; aber er konnte seinen Gegner finden und mochte ihn wohl abermals herausfordern. Frau von Flieden verlangte die Wohnung des Bedrohten zu wissen und bat ihn, sich bei ihr zu zeigen. So trennten sie sich vor ihrem Hause. Darinnen sagte sie: „Das ist ein guter Mensch!“ und Judith, als sie mit ihrer Freude und Angst allein war, betete für ihn.

Calixt ließ nichts von sich hören. Er fürchtete die schwerere Strafe, und kein anderer, kein Pole, war bei dem Vorfall zugegen gewesen. Ueberdies hatte er seinen Muth bewiesen. Er kam zu der Einsicht, weniger seines Unrechts, als daß es klüger sei, diese Begegnung zu vergessen.

Felix hingegen erlebte in dem Hause an der Brüderstraße ein paar glückliche Stunden. Er empfand, daß Judith ihm gewogen sei; denn sie vermochte nicht, die Freude über seine Gegenwart zu verbergen. Die Ueberzeugung, daß er ein guter Mensch sei, reifte schnell

in ihrem Herzen und spiegelte sich in ihrer lieblichen Heiterkeit wieder. Anmuthig lebhaft wechselten sie Rede und Gegenrede, und wie ihre edele Natürlichkeit ihn belebte, so stärkte sein offenes, klares Wesen ihr Vertrauen. Die beiden Seelen gehörten einander, ohne daß ein Wort andeutete, wie verbunden sie waren.

Judiths mütterliche Freundin erkannte dies. Celerotius aber warnte, indem er sprach: „Der junge Mensch hat ja nichts, vielleicht etwas von der leichtsinnigen Ader seines Vaters.“ Als Felix nach seinem dritten Besuche Abschied nahm, unterließ Frau von Flieden die Einladung, bald wiederzukommen.

Und schnell ging sein Glück zu Ende. Er hatte seinen Vater am Abend wohler als Tags zuvor gesehen, und anderen Mittags wurde er eilig nach dem Hotel gerufen. Das mitleidige Gesicht des Wirthes, der ihn erwartete, kündigte den schnellen, traurigen Ausgang an. Man hatte den alten Herrn von Rüsterstein frisirt, geschminkt, regungslos, die Augen offen, die Hand an der Glocke, mit der er geschellt, im Sofa sitzend gefunden. Neben ihm lag eine Börsenzeitung. Nach vergeblichen Belebungsversuchen schloß ein herbeigeholter Arzt die Augen des Todten. Der Wirth ließ ihn auf das Bett legen. So fand Felix die Leiche, kalt, aber mit rothen Wangen. Der Arzt sagte: „Ein schmerzlos plötzliches Ende!“

Das war wohl ein tröstendes Wort für den vom Schrecken fast überwältigten und dann von tiefem Schmerz ergriffenen Sohn, der mit warmem Herzen an dem Verstorbenen hing, so wenig dieser seine Pflicht und Liebe

ihm widmete. Wie weit war Felix von dem Glauben entfernt, den er noch vor einem Jahre besaß! Daß der Vater ohne den Beistand der Kirche hinübergegangen, daran dachte er nicht; als aber die anderen ihn allein gelassen, ergriff er die starre Hand, kniete und betete, und die Thränen stürzten ihm aus den Augen.

Er nahm seine Wohnung in des Vaters Zimmer und widmete sich ganz den nächsten Pflichten. Schon am Abend gaben Mitglieder, folgenden Tages Anhänger der Centrumsfraktion ihre Karten ab. Die Freunde kamen, auch Celerotius, und dieser sagte nach kurzem Verweilen: „Wenn Sie des Beistands bedürfen, stehe ich zu Dienst.“ Was er hiermit meinte, begriff Felix noch nicht. Wilhelm Mellno traf zu Trost und Hülfe des Freundes ein. Am vierten Tage fand die kirchliche Feier statt. Der Geheimrath Mellno mit Wilhelm und der Hauptmann Glandy waren fast die einzigen Protestanten, welche ihr beiwohnten. Dienhaupt erschien nicht. Dann geleiteten Felix und Wilhelm die Leiche nach Wohlsitz.

Dort mußte, als die Beisetzung stattgefunden, der Erbe die Gutslage ins Auge fassen, und diese zeigte sich sogleich sehr gefährdet. Schulden waren auf Schulden gehäuft und konnten nach des Verwalters und Wilhelms übereinstimmender Ansicht nur durch Verbesserung des Betriebes mittelst einer neuen Anleihe nach und nach getilgt werden.

Felix entmuthigte diese Entdeckung, welche er geahnt hatte, nicht. Er war zu der äußersten persönlichen Einschränkung, zu der größten eigenen Thätigkeit ent-

schlossen, ein Vorsatz, der ihn sogar beruhigte. Endlich konnte er selbst eingreifen und zeigen, was er vermöge. Kein Wort der Klage kam aus seinem Munde. Er wollte nach Berlin zurückkehren, um das Nothwendige einzuleiten. Wilhelm, der so lange in Wohlsitz geblieben war, sagte ihm beim Abschiede: „Nun ich Sie in dieser Drangsal gesehen habe, schätze ich Sie noch mehr.“

Eine bösere Zeit folgte, nicht allein für den jungen Gutserben, sondern für zahlreiche Familien, die an Börsenspekulationen betheiligt waren, welche durch den in Wien erfolgenden Zusammenbruch zu Falle kamen.

In Berlin wurde Felix ein Schreiben des Bankiers Marjun eingehändigt, aus dem er zu seiner peinlichsten Ueberraschung ersah, daß sein Vater Summen verloren hatte, welche nach den eben gefaßten Plänen gar nicht ersetzt werden konnten. Die bescheidensten Aussichten für die eigene Gutsverwaltung waren über den Haufen geworfen. Es litt keinen Zweifel, der Eigenthümer von Wohlsitz war ein armer Mann. Diese Nachricht hatte dem alten Rüsterstein den Tod gegeben.

Der hart getroffene Sohn verlor seine Besinnung keinen Augenblick. Das Gut verblieb ihm, aber fortan betrachtete er nichts mehr außer seiner Arbeit als sein Eigen. Er telegraphirte an Wilhelm Mellno, ob die Administratorstelle von Malikowo noch frei sei, ließ einen erklärenden Brief nachfolgen und wurde durch die bereitwilligsten Antworten wenigstens der ungewohnten Sorgen um die Existenz enthoben.

Die größte Kraft bedurfte er, um seinen lieblichsten Traum zu verbannen. Er konnte Judith nichts bieten

und mußte auf sie verzichten. Nur dies machte ihn wahrhaft unglücklich.

Es waren schwere Wochen, die er in Berlin zu bleiben gezwungen war. Er selbst betrieb die Schritte zu der gerichtlichen Administration von Wohlsitz so dringend, wie es sich thun ließ, und ordnete die Verhältnisse seines Vaters, so viel seine Mittel gestatteten. Nur eine Erfrischung hatte er in dieser Zeit: die Theilnahme und Hochachtung, welche die Freunde ihm zeigten. Des Geheimraths Mellno, des Hauptmanns Glandy billigende Worte, des edelen Celerotius Händedruck stärkten ihn, und in Agnes' freudig erstaunten Augen las er eine höhere Achtung für sich als vorher. Im Herzen beneidete sie ihn um Wilhelms Nähe. Die arme Cecilia trauerte mit dem Freunde. Das sah er an ihren unaufhaltsamen Thränen, als sie ihn nach seines Vaters Tode zum erstenmal wiedersah und jetzt, als er beim Abschiede ihre zitternde Hand fühlte. Ach, wie gern, wie gern wäre sie ihm in seine Dürftigkeit gefolgt!

Am letzten Tage ging er zu Frau von Flieden. Es wurde ihm über die Maßen schwer, aber ohne Lebewohl wollte er nicht fort. Sie war zu Hause, Judith bei ihr. Er schien erwartet zu sein. Celerotius wußte seine Abreise. Judith war blaß und mochte viel geweint haben. Den traurigen Blick richtete sie ohne Scheu auf den geliebten Mann. Frau von Flieden reichte ihm die Hand. „Wir haben in Ihrer Trauer viel an Sie gedacht," fing sie an. Schweigend setzten sie sich. „Sie gehen nach Malikowo?"

„Ein großer Glücksfall für mich," erwiderte er.

„Mein bester Freund und Berather ist ganz in der Nähe.“

„Herr Celerotius rühmt ihn sehr.“

„Es ist ein lieber Erdenfleck,“ stieß er heraus und mußte Judith ansehen, deren Augen auf ihm zitterten. Und sie sprach: „Dort werden Sie dem Stolawski wieder begegnen —“

„Meine und seine Rechte sind festgestellt und streng geschieden,“ unterbrach er sie beruhigend. Eine Stille trat ein. Das unglückliche Mädchen blickte nach oben, als bete sie um Kraft zu einem Entschlusse. Jetzt verließ sie ihren Platz und schritt auf Felix zu, der überrascht sich erhob.

„Sie haben Marjun dort gesehen — und auch hier,“ begann sie. „An Ihres Vaters Verlust ist er unschuldig.“ Ihre Thränen flossen.

„Mein Gott! Habe ich ihn angeklagt?“

„O nein!“

„Aber woher wissen Sie das?“

Ihre blassen Wangen rötheten sich, zögernd antwortete sie: „Ich habe ihn gefragt und er kam zu mir.“

„Ich danke Ihnen!“ rief er und konnte nicht lassen, ihre Hand zu ergreifen.

„Und — und,“ klang es aus ihrem Munde, „ich vergesse Sie nie.“

Frau von Flieden stand ängstlich auf. „Leben Sie wohl!“ sprach sie herzlich.

„Judith!“ sagte er und ging hinaus.

# Fünftes Buch.

## Erstes Kapitel.

Auf Dienhaupts Gute und dem Kolonate hatten sich im Winter die Zustände sehr geändert. Ersteres lag wie eingeschlafen. Kein Wagen führte Gäste dem herrschaftlichen Hause zu. Die Mutter des abwesenden Gutsherrn lebte, durch nichts mehr zerstreut, nur in Gesellschaft des geistlosen Kaplans und versank tiefer in mechanische Andachtsübungen. Agnes' Abwesenheit wurde ihr eine krankhafte Erleichterung; denn als die Tochter, welche bis dahin immer um sie gewesen, nicht mehr da war, kehrte mit den Gedanken an dieselbe der alte Wahn: daß sie bei dem Werden dieses Kindes gesündigt habe, stärker wieder und steigerte sich zu der Idee, daß sie durch die Trennung von demselben büßen solle, Agnes nicht wiedersehen dürfe.

Der Kaplan widersprach nicht, sondern murmelte Gebetsformeln und las die von seinen Oberen vertheil=

ten Druckschriften vor, ohne sie zu erklären oder darüber zu sprechen. Die zärtlichen Gefühle, welche ihm in Agnes' Gegenwart einigen Schwung gaben, verblichen. Er vernachlässigte Haltung wie Kleidung und war eine jämmerliche Gestalt, keinem zur Last, aber auch niemand eine Freude. Außerhalb des Burggrabens sah man ihn selten. Führte sein Amt ihn darüber hinaus, so mußten die, welche ihn begehrten, für sicheres Geleit sorgen; denn er fürchtete sich vor dem Kolonate.

Das Hauswesen zerfiel, seit Agnes' Leitung fehlte. Die Dienerschaft haderte unter einander und versäumte ihre Pflichten. Der vorsichtige Inspektor trat der Unordnung und Streitigkeit nur entgegen, wenn sie in seinen Bereich überzugreifen drohten. Er sorgte dafür, daß seine Leute mit dem Hause der Gutsherrschaft, wie mit dem Kolonate Frieden hielten.

Hier waren durch Felix' und Celerotius' Hülfe protestantische Knechte und Mägde eingetroffen, Arbeit suchende Soldaten, die zur Reserve entlassen wurden, und nachher aus ihrem Bekanntenkreise Mägde nachzogen. Sie erfreuten sich einer guten Behandlung und waren zufrieden, obgleich sie außer einzelnen, in der Nachbarschaft zerstreut wohnenden Protestanten keinen Umgang hatten. Den Gottesdienst ersetzte ihnen der alte Eikenmeier, indem er vor dem Mittags- und nach dem Abendtische ein Gebet sprach und Sonntags aus der Bibel vorlas. Daß die Freunde seines Gesindes zu der letzteren Andacht kamen und dann über Mittag blieben, sah er gern.

Er wurde alt und überließ manche Arbeit, die er

früher selbst gethan, dem Anerben, um sich zu schonen. Denn er wünschte den jetzigen Unfrieden der Kirche zu überleben, oder wenigstens zu verhindern, daß Friedrich, mit dem er übrigens zufrieden war, zu der gegnerischen Partei übertrete. Streit verhinderte er auf dem Hofe und mied ihn außerhalb. Die Klage wegen des Fußsteigs auf dem hohen Esch hatte er gewonnen. Dienhaupt war verurtheilt worden, das Kreuz entfernen zu lassen und den Schaden zu ersetzen. Auf ersterem bestand der Kolon, das Geld schenkte er den Armen.

So lebte er in Frieden, aber einsam. Um so mehr dachte er nach, auch über Religion, und seine Gottesfurcht wurde inniger. Er wurde milder, in der Rede vorsichtiger. Nur selten brauste die frühere Heftigkeit auf. Der verstorbenen Frau, des abwesenden Sohnes gedachte er täglich, und um ihn, der fast keine Nachricht gab, grämte er sich. An der Antwort auf die Fragen des Fräuleins hatte er lange gearbeitet, sie aber doch nicht abgeschickt.

Der Rechtsanwalt kam einigemal nach dem Kolonat, die Gerichtspersonen waren dagewesen, selbst der Landrath verschmähte die Bewirthung des Eikenmeiers nicht. Auch andere angesehene Personen mißbilligten laut die harte Behandlung, welche der brave Mann von der Kirche erlitten.

Da nun der Gerichtsspruch gegen den Gutsherrn lautete, der Bannstrahl dem Kolonate wenig schadete, die Protestanten gar fleißiger arbeiteten als die Katholiken, so entstanden bei den selbständigeren Naturen unter den letzteren Zweifel, die sich gelegentlich weiterhin

äußerten. Den Kaplan achtete man überhaupt wenig; auffallender war es, daß dem Dorfgeistlichen und seinem Vikar die demüthige Unterwürfigkeit nicht mehr von allen gezeigt wurde. Der Vikar, ein junger hübscher Mensch, war dem Pfarrer beigegeben worden, um die auseinander fahrenden Seelen besser zu überwachen.

Jean, welcher bei einem Theil von Dienhaupts Leuten in Ansehen stand, schrieb erschreckende Briefe aus Berlin. Was er von den Gesprächen seines Herrn und anderer aufgriff, gelangte in ungeheuerlicher Darstellung nach dem Gute. Die preußische Regierung, schrieb er, beabsichtige offenbar den Untergang der Katholiken. Zuerst sollten die treuen Geistlichen ins Gefängniß geworfen und abgesetzt, dann solche angestellt werden, die vom Staate erzogen wären und wohl katholische heißen, aber ketzerische sein würden. — Die einzige Milderung der neuen Gesetze sei, daß jeder für fünf Silbergroschen aus der Kirche austreten könne. — Ein späterer Brief erzählte, daß gegen einflußreiche Katholiken Attentate ausgeführt würden von gekauften Spitzbuben, die aus persönlichen Gründen dazu geneigt wären. Er selbst habe durch seine Geistesgegenwart von dem Herrn einen Mordversuch abgewendet, mit welchem Christian Eikenmeier drohte.

Diese Nachrichten verbreiteten sich schnell und erregten Furcht bei manchen. Frau von Dienhaupt erschrak heftig, der Kaplan zitterte. Sie schrieb sogleich ihrem Sohn, der zwar beruhigend antwortete, durch seinen Rath, die Eikenmeiers freundlich zu behandeln, dem Gerüchte jedoch neue Nahrung gab. Der Dorf=

pfarrer wurde vorsichtiger und schwieg von den Wallfahrten nach dem Kleide des Jesuskindleins und den Wunderkuren, welche dasselbe verrichten würde.

Indeß erheiterte der heranlachende Frühling auch die Gemüther, welche der reinsten Freude am wenigsten zugänglich waren. Man hätte gern die Sorgen vergessen und wurde um so schmerzlicher enttäuscht, als von derselben Hand neue gesäet wurden.

Einige Tage nach der Abreise des Bedienten, welchen Dienhaupt verlangt hatte, war eines Morgens früh Jean auf dem Gute. Er wollte seine Sachen holen und Abschied nehmen und erzählte im Kreise der Dienerschaft, die es weiter trug, Fürchterliches aus Berlin. Ein guter Katholik wäre seines Lebens dort nicht sicher und Christian Eikenmeier einer der gefährlichsten Menschen. Die gnädige Frau, welche ihn selbst sprechen wollte, machte er besorgter; denn sie merkte, daß er sie schonen wollte. Er reiste heimlich, wie er gekommen war, von einigen geleitet, in der Nacht. Seine Spur blieb länger. Die Furchtsamen, welche ihm glaubten, geriethen in größere Angst. Der Kolon sagte sich und anderen, der Donnschuan habe wieder dummes Zeug gelogen; dennoch grämte er sich um Christian noch mehr. Er schrieb ihm einen langen Brief, so sauer der alten Hand das wurde.

An einem Sonntage kamen zwei Beamte und ein Förster aus der Umgegend, Freunde des Eikenmeier, welche gern einen schönen Nachmittag bei ihm zubrachten, nach dem Kolonat. Der Alte freute sich des Besuchs, ließ Tisch und Stühle unter eine schon grünende Eiche

vor dem Wohnhause stellen, und bald war man in guter Unterhaltung, die von dem Stande der Früchte ausging, andere Wirthschaftsgegenstände betraf und sich darauf den allgemeinen Ereignissen zuwandte. Der Förster hatte einen Sohn bei der Okkupationsarmee in Frankreich, deren Heimkehr endlich bevorstand. Von Mac Mahon, dem neuen Präsidenten der Republik, war die Rede, der gern die Monarchie herstellte und nur nicht wüßte wie; vom Revanchekriege, welchen die Franzosen führen wollten und nicht könnten; von ihrer neuen Armee, welche sie ganz nach preußischem Muster organisiren wollten und, wie der Förster meinte, auch nicht könnten.

„Sie wenden viel mehr Geld an," sprach bedächtig der Steuerbeamte.

„Und doch wollen die Demokraten uns immer 'was abknappen," versetzte der Amtmann, welcher den Krieg in einer Landwehr-Division mitgemacht hatte. „Jetzt haben wir noch die Milliarden; aber es wird schon wiederkommen. Und die über die Armee schreien, verstehen nichts davon, haben gar nicht gedient und keine Ahnung, was wir geleistet und gelitten."

„Das Geld macht es nicht," sagte der Förster, „der Geist, also hauptsächlich das Offizierkorps."

„Und die Volksbildung," setzte der Steuerbeamte hinzu. „Ich bin zwar Katholik, wie der Förster und der Eikenmeier; jedoch die Dummheit des Volkes will ich nicht."

Der Kolon nickte zustimmend. Der Amtmann fiel ein: „Ihre Priester helfen den Franzosen; sie wollen

ihnen beibringen, daß wir uneinig sind, und wiegeln das Volk auf. Sind wir eine große Nation und lassen uns das gefallen? Alle Deutschen sollten sich schämen! Ich thue es."

„Die Einigkeit wird uns sauer gemacht," äußerte hiergegen der Förster. „Kein Land hat es so schwer wie Deutschland, auch was die Kirche betrifft. Bei uns will der Papst über den dritten Theil der Unterthanen mitregieren und die deutschen Bischöfe gehorchen ihm. Unsinn ist's, aber es ist so."

Darauf erzählte der Steuerbeamte, daß es früher in Westphalen und am Rhein, als die Katholischen statt der Jesuitenzöglinge noch die alten biederen Pastöre hatten, besser gegangen sei.

„Thal es auch," sagte Eikenmeier und der Amtmann rief: „Jetzt riskirt ein Protestant, der unschuldig vor katholische Geschworene kommt, aus Glaubenseifer verurtheilt zu werden." Er fing eine Geschichte an, welche sich hierauf bezog, kam indeß nicht weit; denn ein Wagen fuhr auf den Hof, der Kolon rief überrascht: „Da kommt Herr Wehrmann!" und ging dem neuen Gaste entgegen. Der Steuerbeamte sprach: „Der Altkatholik? Ja, ich erkenne ihn wieder," und der Förster: „Ei, das paßt ja gut."

Eikenmeier ließ das Gepäck des Angekommenen in das Haus bringen und führte diesen, nachdem er einige Worte mit ihm gewechselt, den anderen zu. Wehrmann grüßte die Herren, wurde wieder gegrüßt und setzte sich zu ihnen.

„Wie steht es mit den Altkatholiken?“ fragte der Steuerbeamte.

„Sehr gut! Ich habe meine Gemeinde in der Stadt für einige Zeit verlassen müssen, um wieder gen Köln zu reisen, wo unsere Ordnung nunmehr festgestellt, unser Bischof gewählt werden soll.“

„Wird die Regierung ihn anerkennen?“ fragte der Förster. „Ja, da liegt es,“ sagte der Steuerbeamte. Wehrmann antwortete: „Ohne Zweifel. Er wird ja den vom Staate geforderten Eid leisten.“

„Ich meine, als einen rechten katholischen Bischof,“ erklärte der Förster.

„Das wird er durch die Handauflegung eines konsekrirten Bischofs.“

„Des Jansenisten,“ bemerkte der Steuerbeamte. „Der heilige Vater erkennt ihn nicht an.“

„Vom Papst sagen wir uns los.“

„Das ist recht!“ rief der Förster, worauf Wehrmann versetzte: „Wenn Sie so denken, sind Sie Altkatholik und müssen sich als solchen bekennen.“

„Ich habe Frau und Kinder, die an unser nächstes Gotteshaus gewöhnt sind. Das zwingt mich zu warten, bis die altkatholischen Gemeinden sich über das platte Land verbreiten.“

„In derselben Lage bin ich,“ erklärte der Steuerbeamte.

„Herr Gott!“ rief Wehrmann und seine Augen glänzten zornig. „Das ist keine Rechtfertigung, das ist sündhafte Schwäche. Eifriger denn je werden die Papisten in Ihren Häusern arbeiten, und wenn nach Ihrer

Meinung die Zeit gekommen ist, Ihre Frauen und Kinder festhalten.“

„Den Tadel rechne ich Ihrem Eifer zu gut,“ entgegnete der Förster. „Ich halte den Geistlichen in meinem Hause das Gleichgewicht. Wenn Ihre Lehre die innere Kraft besitzt, so wird sie wachsen. Es ist damit wie im Walde. Da werden die Bäume so dicht gepflanzt, daß in Zukunft nicht alle Platz haben. Wir warten ab, wer der gesundeste ist. Die anderen bleiben zurück und werden gefällt.“

Der Eikenmeier nickte wieder und sprach: „Das Gleichniß sagt mir recht zu.“ Der Amtmann aber rief: „Der gesundeste Baum ist das Lutherthum!“

„Nimmermehr!“ sagte der Altkatholik.

Nun meinte der Steuerbeamte, daß es nachgerade Zeit sei, den weiten Heimweg anzutreten. Alle gingen zusammen, der Kolon und Wehrmann, um die drei ein Stück Weges zu geleiten.

Das Muttergottesbild, nicht weit vom Gutshause, wurde nur vom Amtmann und Eikenmeier nicht gegrüßt. Weiterhin sahen sie auf der Burggrabenbrücke den Kaplan stehen, welcher, sie erkennend, in das Haus entfloh. Wie arg, wie gefährlich waren die Zeiten geworden, daß der exkommunicirte Priester mit anderen notorischen Häretikern auf öffentlicher Straße sich zeigen durfte!

Die Männer trennten sich. Der Kolon kehrte mit dem Gaste, welcher über Nacht bei ihm bleiben wollte, um und letzterer begann: „Dieser engherzige Kaplan! —

Aber wie kommen Sie zu der Freundschaft mit dem Amtmann, dem Protestanten?"

„Ein rechtschaffener Mann."

„Hm" — machte der Altkatholik.

„Das Gesinde, was ich jetzt habe, ist auch protestantisch."

„Eikenmeier! — Da thun Sie ein großes Unrecht."

„Lieber Herr!" versetzte ruhig der Alte. „Mein Haus ist meine Kirche geworden. Des Försters Gleichniß fällt mir wieder ein. Zwischen den künstlich gepflanzten Bäumchen wächst auch wohl eines aus dem Samen, der sich selbst gestreut hat, und wer weiß, ob es nicht das stärkste wird von allen und länger besteht als die, welche jetzt darauf hinabsehen."

## Zweites Kapitel.

Der Schluß des Reichstages war nicht mehr fern; Dann ging die Gesellschaft, welcher Harbergs und Dienhaupt angehörten, auseinander. Vorher sollte die Hochzeit sein. Zahlreiche Gäste wurden geladen. Die Mutter des Verlobten schützte Altersschwäche, seine Schwester Ludovika Krankheit vor. Letztere schickte den Kammerherrn. Agnes nahm Theil, so schwer es ihr wurde. Cecilia Mellno war durch die Trauer entschuldigt. Frau von Stolawska war anwesend, auch ihr Sohn, der schon bei der Tafel durch Trunkenheit Aergerniß gab. Die

Neuvermählten fuhren nach Dresden und wurden jetzt auf dem Gute erwartet.

Die alte Frau von Dienhaupt befahl, für den Empfang das Haus ebenso zu schmücken, wie an dem herrlichen Tage des vorigen Jahres, als der berühmte Centrumsführer hier einkehrte. An der Brücke wurde die Ehrenpforte wieder errichtet, um die Hausthür wand sich ein Kranz und vom Dache wehte die päpstliche Fahne.

Zwischen der Brücke und dem Wohnhause stellten sich, der Inspektor voran, die Gutsleute auf. Vor der Brücke wartete der Kaplan, mit ihm der Dorfpfarrer und sein Vikar.

Bei ihnen hielt der Wagen und das Ehepaar stieg aus. Der Pfarrer hieß dasselbe in der Gemeinde willkommen, der Kaplan segnete den Eintritt. Clementine machte ein frommes Gesicht, sah den Vikar an und schritt am Arm ihres Gemahls, welcher dem Inspektor die Hand reichte, dem Hause zu.

Hier wurden sie von der alten, wie immer schwarz gekleideten Dame empfangen, die sich von dem Sohne die Hand küssen ließ und die Schwiegertochter umarmte. Sie sah Clementine zum erstenmal, betrachtete sie kaum und wollte die Angekommenen in die Kapelle führen, wo nach ihrer Anordnung ein Gottesdienst stattfinden sollte. Der Kaplan stand schon hinter ihr; die junge Frau aber sagte, den kümmerlichen Menschen erblickend, daß sie für eine Andacht zu ermüdet sei. Dienhaupts Mutter zog sich in ihre Zimmer zurück.

Die neue Gutsherrin verlangte dagegen alsbald, das Haus, die Gärten und den Park kennen zu lernen.

Bei dieser Besichtigung machte sie ihren Gemahl aufmerksam, wie alles vernachlässigt sei. Stuben und Möbel, Wege und Beete entsprachen weder ihrer Erwartung, noch der Ordnung, an welche sie gewöhnt war. Und überall herrschte eine unheimliche Stille. Beim Abendtische ärgerte sie sich über die Schweigsamkeit ihrer Schwiegermutter und mehr noch über den, wirklich unangenehmen, Kaplan. Als in später Stunde gar die Orgel ertönte, machte sie eine recht verdrießliche Bemerkung. Am Morgen blieb sie im Bette, während Dienhaupt zur Andacht ging. Das frühe Aufstehen liebte sie nicht.

Die nächsten Tage gingen leidlich hin. Der Reiz des Neuen machte sie erträglich, und noch war genug zu thun mit der Einrichtung. Nach und nach traten die Mängel im Hauswesen, die Unzuverlässigkeit der Dienerschaft mehr hervor und gaben zu Klagen Veranlassung, welche Dienhaupt allein erdulden mußte, weil seine Mutter sich von solchen Störungen fern hielt. Am meisten und immer wieder tadelte Clementine den Kaplan, dem sie manches mit Recht, vieles mit Unrecht schuld gab. Er war ihr zuwider und sie ließ es ihn merken, und als seine Beschützerin Gelegenheit nahm, ihn zu vertheidigen, wurde sie unartig. Bald trat zu der übelen Stimmung die Langeweile hinzu. Einige Nachbarbesuche wurden gemacht und erwidert; aber was war das gegen Berlin, wo es den ganzen Tag Neues zu sprechen gab?

Der innere Frieden hatte diesem Hause lange gefehlt, nun wich auch die äußere Eintracht. Bei dem

schwachen Dienhaupt zeigte sich abermals, daß Frömmelei keine Kraft giebt. Er litt unter der Herrschaft seiner Frau und wagte nicht zu widersprechen. Am meisten quälten ihn die unaufhörlichen Beschwerden über den Kaplan, an den seine Mutter sich ganz gewöhnt hatte und dessen Mängel Clementine einleuchtend zu schildern verstand.

An einem Sonntage fuhr das Ehepaar zur Dorfkirche und besah dieselbe nach dem Gottesdienste unter Führung des Geistlichen und des Vikars. Ersterer wies mit Dankesworten gegen Gott auf den an einem Pfeiler hängenden Schrein, worin das Kleidchen des Jesuskindes sich befand. Clementine hatte schon davon gehört und blickte schweigend mit demüthiger Geberde zu dem anbetungswürdigen Gegenstande hinauf, den man jedoch an seinem Orte nicht gut sehen konnte, weshalb sie bat, ihn herabzunehmen. Als sie ihn nahe vor Augen hatte, erstaunte sie, den anderen unmerklich, und sprach: „Das Heiligthum muß ich in meinem Zimmer allein verehren.“ Sie wandte sich an den Vikar: „Bringen Sie es mir. Mit dem Schlüssel, damit ich es küssen kann.“ Der junge Mensch antwortete: „Wenn der Herr Pfarrer es erlaubt?“ —

„O gewiß!“ sagte dieser.

Auf dem Gute wurde der Vikar gleich zu der jungen gnädigen Frau geführt. Er trug den Glasschrein unter dem Arm und benahm sich etwas ungeschickt, weshalb sie ihm half, die kostbare Last auf das Sofa zu stellen. Vor diesen schob sie einen Schemel; er glaubte, um darauf zu knieen. Sie zog die Unterhal-

tung mit dem hübschen Menschen in die Länge, mußte ihn aber endlich fortschicken, weil sie das Kleid allein anbeten, das heißt untersuchen wollte. „Oeffnen Sie den Schrein," bat sie und blickte ihm freundlich in die Augen. Er that es. „Gehen Sie zu dem Kaplan. Ich lasse Sie wieder zu mir bitten."

Laut verriegelte sie die Thür. Dann hob sie das Kleidchen heraus, legte die Halsspitze auf die Hand und betrachtete sie, vor sich hin sprechend: „Kein Zweifel! Ganz das gleiche Muster der merkwürdigen alten Spitze, welche die Stolawska bei meiner Hochzeit trug." — Sie las Stola auf der kleinen Brust und hätte beinah laut aufgelacht. „Das hat Stolawski geheißen, — ist auch alt und schön. — Da steckt ein Geheimniß dahinter!" —

Um sich größere Gewißheit zu verschaffen, nahm sie eine feine Scheere und trennte etwas die Naht hinter dem A. — „Da ist das Stück abgeschnitten! Nur das Stola hat man gebraucht! O Wunder!" Sie klatschte leise in die Hände, so freute sie sich der Entdeckung. Kein Mensch sollte etwas davon erfahren. Nur Frau von Stolawska wollte sie in dem Briefe, den sie ihr schuldig war und worin sie im allgemeinen von den Merkwürdigkeiten der Hochzeitsreise zu berichten gedachte, nebenbei und ohne den Ort zu nennen, erzählen, was sie vielleicht interessiren würde: daß sie Reste einer alten schönen Goldstickerei gesehen habe und dabei eine kostbare alte Spitze, gerade so wie die, welche Frau von Stolawska bei der Hochzeit trug. Was sie darauf wohl antworten würde? —

Sie suchte Nadel und Faden, heftete das Losgetrennte wieder an und hing das Kleidchen in den Schrein. Das untere Ende ließ sie heraushängen, als habe sie es geküßt. Dann schellte sie und befahl, den Vikar zu rufen.

Als er eintrat, sah sie tief ergriffen aus, sprach leise, dankte herzlich, hatte noch manches zu sagen, gab ihm ein Geschenk für die Armen und forderte ihn auf, wiederzukommen, wenn er in Nothständen der Hülfe bedürfe.

Das war ein anderer Mensch als der garstige Kaplan! Angenehm anzusehen, noch schüchtern, aber im Laufe näherer Bekanntschaft wohl zu ermuthigen. Den wollte sie haben. Der widerwärtige Kaplan sollte weg.

Der Vikar rühmte in der Gemeinde die Frömmigkeit der jungen gnädigen Frau.

Dienhaupts Stimmung wurde von Tage zu Tage gedrückter. Zwar suchte der alte Inspektor ihm die Furcht, als drohe von dem Kolonate eine Gefahr, auszureden. Jedoch entging dem Herrn die veränderte Haltung mehrerer Eingesessener nicht und es war ihm ein Greuel, daß die Ketzerei um sich griff.

Dazu im Hause kein Frieden! Clementine hörte nicht auf mit Klagen über den Schützling seiner Mutter, den sie so schlecht behandelte, daß dieser selbst wegzukommen wünschte, zumal er hier in beständiger Furcht vor den Ketzern lebte. Gegen die alte Frau von Dienhaupt wurde die junge Gutsherrin rücksichtslos. Erstere blieb deshalb ganz in ihren Räumen. Clementine hatte

ihren Gemahl jetzt bei den Mahlzeiten allein und um so mehr Gelegenheit, ihn zu peinigen.

Als ihr die Gutsverhältnisse und auch die Ursache seiner Besorgniß ungefähr bekannt geworden, entnahm sie hieraus einen neuen Hebel, ihn zu der Entfernung des Kaplans zu bewegen. Dieser war an allem schuld. Er hatte das Kreuz angeschafft, welches nachher auf dem hohen Esch aufgestellt wurde. Er hatte nicht verstanden, wie ein geschickter Seelsorger die Gemüther zu gewinnen, vielmehr durch sein finsteres, im Aeußeren unsauberes Wesen manche abgestoßen. Käme statt seiner ein frischer Mensch, dem man von Anfang an im Gutshause die richtige Weisung gäbe, so würden die Zustände schnell sich bessern. So einleuchtenden Gründen gab ihr Gemahl endlich nach. Er willigte ein, am Sitze des Bischofs persönlich um die Versetzung des Kaplans zu bitten. Clementine beschloß mitzureisen, um den hochwürdigen Vätern ihre Demuth zu bezeigen und in den Kirchen der Bischofsstadt zu beten. Letzteres wollten sie der Mutter sagen, aber nicht mehr. Sie brauchte nicht zu erfahren, von wem die Veränderung ausging, welche man zu erreichen hoffte.

Nun war Clementine die muntere, zärtliche Ehefrau. Ihr Mann erlebte die erste heitere Stunde seit lange. An seinem Arm promenirte sie, den schönen Sommerabend genießend, durch den Park auf die Wiese. Hinter dem Hügel ging die Sonne unter. Sie schritten weiter. Er wollte umkehren. „Laß uns da hinaufgehen,“ sagte sie und führte den Zögernden auf die Hecke zu und durch den Eingang zum hohen Esch. Auf

dem höchsten Punkte, wo das Kreuz gestanden hatte, hoben zwei andere hohe Gestalten sich gegen das Abendroth ab. „Gott bewahre mich!“ rief Dienhaupt, ließ seine Gemahlin los und wandte sich eilig hinweg. „Was ist?“ fragte sie, ihm folgend. „Da stehen Eikenmeiers, der Kolon und der jüngste!“

## Drittes Kapitel.

Agnes hatte von Christian Eikenmeier das Versprechen gefordert, dem Jean nicht nach dem Leben zu trachten. Sie besaß noch solchen Einfluß auf ihn, daß er dieses gelobte. Auch was sie ihm sonst vorhielt, machte augenblicklich großen Eindruck und versetzte ihn in eine weiche Stimmung. Deshalb wollte er gar nicht wieder zu dem Fräulein gehen. Indeß, was er versprochen, das hielt er, wenngleich es ihm nicht gefiel. Ob er außerdem versprochen hatte, in Berlin nur so lange zu bleiben, bis er nach Hause könne, wußte er sich nicht recht zu erinnern; er glaubte es. Keinesfalls brauchte er gleich fortzugehen, und das entsprach seinem Geschmack an dem ungebundenen Leben in der großen Stadt. Keinesfalls hatte er gelobt, Dienhaupt aus dem Wege zu gehen. Deshalb konnte er ihn weiter ängstigen, und das that er mit großer Beharrlichkeit, indem er Sonntags Stunden lang in dessen Straße wartete, nur um ihm zu begegnen und sich an seinem Schrecken zu weiden.

Dann erhielt er den langen Brief seines Vaters, der ihn, so sehr er auch der zärtlichen Gefühle sich nach und nach entschlagen hatte, abermals erschütterte. Nun bekam er Heimweh und machte sich, so bald er konnte, auf die Reise, nachdem er zuletzt noch in Agnes' Wohnung gewesen war. Er wollte ihr Adieu sagen, traf sie aber nicht zu Hause.

Jetzt ging er auf dem Wege vom Bahnhofe nach dem Kolonat. Wie war ihm alles so vertraut und doch so neu! Die Luft der Heimath athmete er wieder. Es war dasselbe Gefühl wie damals, als er aus dem Kriege kam, und ach! doch anders. Damals sang er an dieser Stelle ein fröhliches Kriegslied, das hätte er jetzt nimmer gekonnt. Die selige Mutter tauchte vor ihm auf und nicht sie allein, das ganze Unglück. — Und die Schulzenhoftochter, welche die Pfaffen und der Jean ihm abwendig gemacht. Seine Augen wurden feucht, aber seine Hände ballten sich.

Jetzt sah er die Eichen des väterlichen Hofes, jetzt trat er in diesen ein. Als wäre er hier fremd, so bellte der große Hund. Dann aber sprang das Thier an seiner Kette, wedelte und winselte vor Freude. In der Hausthür erschien der Kolon. Ach, er war alt geworden! Auch er erkannte den Ankommenden nicht gleich, betrachtete ihn eine Weile unsicher. — „Christian!" rief er, als dieser auf ihn zueilte. „Vater, ich bin wieder da!"

Das war eine Freude für den alten Mann! Wenn auch mit einiger Sorge gemischt, denn er fand Christians Gesicht, wie er es sich aus den guten Tagen erinnerte,

nicht wieder. Die Frische und der jugendliche Frohsinn, welcher neben der Heftigkeit sein Recht bewahrte, fehlten. „Du hast es wohl nicht gut gehabt,“ sagte er, fragte aber nicht viel. Das Wichtige würde er nach und nach erfahren.

Auch dem Sohne wurde das Herz weich. An jedem Winkel im Elternhause hatte er seine Freude. Da der Bruder mit dem Gesinde noch auf dem Felde war, so ging der Vater mit ihm, alles zu besichtigen; zuerst nach dem Grabe der Mutter, dann durch die Wirthschaft und weiter. — So kamen sie auf den hohen Esch und sprachen von dem gewonnenen Prozeß, als sie Dienhaupt mit seiner Gemahlin erblickten. Christian brauste auf, wollte jedoch den Alten, der ihn zur Mäßigung verwies und, wie er schon gemerkt hatte, versöhnlicher geworden war, nicht gleich kränken. Im Stillen freute er sich, den Feind, dessen Anwesenheit ihm bis dahin unbekannt geblieben, auch hier ängstigen zu können.

Von anderen Dingen redend, gingen sie nach Hause. Alles ließ sich auf das beste an. Friedrich zeigte sich wahrhaft erfreut, den Bruder wiederzuhaben, und hatte von der Wirthschaft und dem neuen Gesinde Gutes genug zu erzählen. Nach dem Abendbrodt sprach der Kolon ein längeres Gebet, worin er für des Sohnes Heimkehr inbrünstig dankte und zur christlichen Eintracht feierlich ermahnte. Und jeder begab sich recht zufrieden zur Ruhe.

Nicht so auf dem Gute. Die Ankunft des gefährlichen Bauernsohnes verbreitete Schrecken, vermehrte die Qualen der alten Frau von Dienhaupt und vergrößerte

die Angst des Kaplans. Clementine dagegen verspottete ihren Mann mit seiner Furcht und hätte ihm ärgere Worte gesagt, wäre sie nicht guter Laune gewesen. Am folgenden Morgen reisten die beiden ab.

Dienhaupt hatte in der Bischofsstadt bei den Würdenträgern seiner Kirche den gewünschten Erfolg. Man stellte dem frommen Gutsbesitzer die Gewährung seiner Bitte in nächste Aussicht. Auch Clementine wurde von einem hochwürdigen Herrn sehr gütig empfangen und ihre Andeutung, die Stelle des Kaplans dem Vikar zu geben, liebenswürdig aufgenommen. Man bedauerte, daß dieser junge Geistliche zu etwas anderem bestimmt sei, vielleicht könne derselbe die Lücke im Gutshause vorläufig ausfüllen. Damit mußte sie sich begnügen; indeß hoffte sie auch in der kurzen Zeit Freude an dem Vikar zu erleben.

Weniger glücklich war Dienhaupt bei einem Regierungsbeamten, welchen er für einen Gesinnungsgenossen hielt und dessen Hülfe er gegen Christian Eikenmeier in Anspruch nehmen wollte. Dieser Herr kannte die Stimmung und Gerüchte in dem Kreise und wies ablehnend den Beschwerdeführer auf die Grundlosigkeit seiner Furcht hin. Freilich wußte und erfuhr er nicht, was zwischen Dienhaupt und den Socialdemokraten in Berlin vorgefallen war.

Inzwischen hatte der Kaplan seine Beschützerin, ohne ihre Hinfälligkeit zu erkennen, mit den Bitten, ihm eine andere Stelle zu verschaffen, immer dringlicher bestürmt. Und noch mehr sollte die alte Dame nach der Rückkehr ihres Sohnes von diesem gepeinigt werden.

Er war nämlich auf den Gedanken verfallen, daß Agnes wiederkommen müsse, weil ihr Einfluß auf Christian Eikenmeier unentbehrlich sei. Auch hoffte er durch sie gegen Clementinens verletzende Behandlung etwas geschützt zu werden. Es war ein Glück für ihn, daß die schlaue Frau sich diesmal auf einem Irrwege befand. Sie, die immer mit Liebesangelegenheiten beschäftigt und im vorigen Winter zu der Ueberzeugung gelangt war, daß Felix von Rüsterstein Cecilia Mellno nicht heirathen werde, bildete sich jetzt ein, daß zwischen ihm und Agnes ein zärtliches Verhältniß stattfinde, und hoffte, durch letztere den jungen schönen Mann herzulocken. Deshalb willigte sie in Dienhaupts Plan.

Nun fiel dieser, wie man zu sagen pflegt, mit der Thür in das Haus. Ohne Einleitung schlug er seiner schwachen Mutter vor, Agnes zurückzurufen. Zitternd wies sie ihn auf das Tabouret neben ihrem Platz, faltete die Hände, schwieg, nur die Lippen bewegten sich. Endlich vernahm er, was sie auch ihm bis dahin verschwiegen hatte: die unglückselige sündhafte Herzensneigung des Kaplans.

„Der geht ja weg!“ rief er.

Sie stierte ihn an. Die Vorstellung ergriff sie, daß der Kaplan hinter ihrem Rücken seinen Willen durchgesetzt, daß ihr Tröster sie betrogen habe. „Laß ihn ziehen!“ kreischte sie.

„Und dann kommt Agnes,“ sagte er.

Jetzt schrie sie angstvoll und winkte mit gehobenen Armen, als stände die Tochter schon da: „Nein, nein! Ich darf sie nicht sehen, ich darf sie nicht sehen.“

Ohne noch die Geistesverwirrung der Mutter zu ahnen, fragte er: „Warum nicht?“

Schnell erhob sie sich, als wolle sie flüchten. Dem Nebenzimmer wankte sie zu, wenige Schritte; dann brach sie zusammen. Er sprang hin, trug die Widerstrebende nach dem Sofa, stürzte fort, die Mägde zu rufen, nach dem Arzt ins Dorf zu schicken, und kehrte mit dem nächsten, den er traf, dem Kaplan, in das Zimmer der Kranken zurück. Als sie den Priester erblickte, gerieth sie in größere Aufregung, ihre Augen blitzten, ihre Arme flogen und sie schrie unverständliche Laute, in welche der Kaplan seine Formeln mischte. Endlich kamen die Mägde.

Der Geist der alten Frau, welche seit Jahren in erschlaffender Unthätigkeit, Monate lang in der vollkommensten Stille gelebt hatte, war von den Schlägen der letzten Zeit gebrochen. Sie hat ihre Umgebung nicht wieder erkannt, kein verständliches Wort mehr gesprochen. Der Arzt rieth, die Töchter kommen zu lassen. Am Bette der Kranken, von ihr weder gesehen noch gehört, saß der Kaplan Stunden lang; daneben oft der Sohn, in den Worten dieses Geistlichen Trost findend für die Vorwürfe, welche er sich etwa zu machen hätte. Dann und wann trat seine Frau hinzu, knieete und that, als ob sie bete.

Und so that auch Ludovika, als sie mit dem Kammerherrn eingetroffen war. In ihren Zimmern aber redeten die Schwägerinnen, welche sich hier zuerst sahen und schnell kennen lernten, sehr weltliche Dinge.

Dann kam Agnes in das elterliche Haus, noch

schwereren Herzens, als sie es verlassen. Sie fand die Mutter sterbend, sah die Schwester wieder, welche sie nicht achten konnte, und wurde von Clementine mit einer Zärtlichkeit empfangen, deren Unwahrheit sie kannte.

Die Mutter schlief zu einem besseren Erwachen hinüber. Alle im Hause legten Trauer an, aber nur Agnes war traurig.

In der Familiengruft auf dem Gottesacker des Dorfes wurde die Leiche beigesetzt. Das Gefolge war zahlreich und viele Landleute standen umher. Aus ihnen ragte Christian Eikenmeier hervor. Agnes bemerkte weder ihn noch andere, aber ihr Bruder sah ihn gleich und erschrak heftig. Auch der Pfarrer und der Kaplan warfen ängstliche Blicke dahin. Freilich hatte Christian ein böses Gesicht, er sah die beiden Priester zum erstenmal wieder, und der Zorn kochte in ihm. Er war indeß nicht hergekommen, seine Feinde zu quälen, sondern um Agnes zu sehen und bei dem Begräbniß nicht zu fehlen; denn in früheren Jahren war die Verstorbene gegen ihn freundlich gewesen.

Nach der Unruhe dieser Tage wurde es bald wieder still im Hause Dienhaupts. Ludovika eilte fortzukommen. Das Ehepaar blieb mit Agnes allein. Clementine beschäftigte sich mit Gedanken an die nächste Zukunft. Sollte sie die lange Trauerzeit in solcher Oede verleben? Käme nur der Vikar oder Felix von Rüsterstein; sonst hielte sie es nicht aus.

Ihrem Manne war anderes wichtig. Er ließ sich an einem der nächsten Tage bei seiner Schwester anmelden und überraschte sie mit der Bitte, Eikenmeiers

zu versöhnen. Sie antwortete, daß sie dieses zu erreichen hoffe, wenn er den kirchlichen Standpunkt, von welchem der Zwist ausgegangen, nicht engherzig festhalte. Der Tadel kam ihm unerwartet, die Forderung schreckte ihn. Zu einer Nachgiebigkeit im Glauben sollte er sich herbeilassen! „Laß mich offen sein,“ sprach sie weiter. „Die kirchlichen Gebräuche Deines Hauses achte ich, wie zu der seligen Mutter Zeit; aber meine Ueberzeugung unterwerfe ich ihnen nicht.“ Als sie jetzt schwieg, wußte er noch weniger als eben, was er sagen sollte. Sinnend ging er einigemal durch das Zimmer, dann aus der Thür.

Agnes wollte hier, wo sie keine Freude, wenig frohe Erinnerungen hatte, bleiben, wenn sie dem Bruder nützen könnte. Ach, ihr Herz war nicht verwöhnt; und was es verlangte, gerade das fehlte diesem Orte: Duldung und Wahrhaftigkeit.

Sie blieb nicht lange allein. Clementine kam, um — wie sie sagte — ihr Gesellschaft zu leisten. Allerlei sprach sie, von dem nichts die geduldig Zuhörende erquickte. Dann fing sie von dem Kolonat an, sie wundere sich, daß Agnes nicht schon dahin gegangen; und leise antwortete letztere: „Ich bin noch zu betrübt.“

Clementine fuhr fort: „Ich hätte die Leute längst besuchen sollen.“

„Warum thatest Du es nicht?“

„Ich muß gestehen, ich scheue mich vor der Rohheit.“

„Die hast Du dort nicht zu fürchten.“

„Nimm mich mit, wenn Du hingehst.“

„Gern.“

„Dienhaupt macht sich lächerlich mit seiner Furcht.“

Agnes blickte sie erzürnt an und entgegnete mit ernstem Ton: „Von Deinem Manne mußt Du nur Gutes sprechen.“

Jetzt sprang Clementine auf, umarmte und herzte die Schwägerin und sprach: „O, Du Liebe! Du würdest das sicher thun.“

„Wenn ich einen Mann hätte, ja.“

„Ich habe Dir Herrn von Rüsterstein zugedacht.“

„Ach —“

„Warum nicht? Er ist zwar arm, aber Du bringst ihm genug zu.“

„Clementine.“

„Verstelle Dich nur nicht. Ich weiß —“

„Was weißt Du? Herr von Rüsterstein liebt mich so wenig, wie ich ihn.“

Nach dieser entschiedenen Aeußerung stand die dreiste Frau enttäuscht, einen Augenblick verlegen da. Agnes' Gegenwart war ihr fortan eine Last, welche sie abzuschütteln beschloß.

Eine zweite Enttäuschung half beiden. Dienhaupt erhielt von einem der geistlichen Herren in der Bischofsstadt die Anfrage, ob er seinen Kaplan noch länger zu behalten wünsche oder einwillige, daß man demselben eine andere Stelle anweise, welche er dann sogleich antreten müsse. Die Absicht, den Vikar mit der Stellvertretung zu beauftragen, sei inzwischen durch die unaufschiebbare Sendung des letzteren nach einem anderen Orte unthunlich geworden.

Clementine war jetzt entschlossen, das Trauerhaus zu verlassen, und überredete ihren Mann zu einer Reise leicht. Konnte doch seine Schwester, wenn sie allein blieb, ihren Umgang mit dem Kolonate nach Gefallen einrichten, ohne ihn zu compromittiren.

Agnes erklärte jedoch, daß sie allein nicht bleiben, den Wunsch des Bruders nur erfüllen könne, wenn er gestatte, daß sie ihre Freunde einlade, die hinsichtlich des Glaubens ebenso sehr wie sie selbst von ihm abwichen. Das war abermals eine schlimme Zumuthung. Er mußte aber nachgeben und that es mit der Erklärung, daß er lediglich für seine Person Gott verantwortlich sei und der Schwester ein für allemal überlasse, ihr Seelenheil zu besorgen, wie sie es für recht halte.

## Viertes Kapitel.

Es war noch Winter und schneite an dem Mittage, an welchem ein Kaschiner Fuhrwerk den Fremden nach dem Schlosse von Malikowo brachte, welchen Frau von Stolawska ihrem Sachwalter empfohlen hatte, einen Gelehrten, der einige Wochen in der Einsamkeit studiren wollte. Der Sachwalter führte ihn mit Unterthänigkeit in die Wohnung, welche oben bereitet war, und die Magd, welche ihm den Pelzrock abnahm, die feinen Kleider darunter sah und die beiden schönen Koffer mit Hülfe des Kutschers hereintrug, freute sich auf die Trinkgelder des reichen Herrn. Dieser sprach freundlich,

deutsch mit dem Sachwalter, polnisch mit der Magd, sah sich flüchtig in den ihm angewiesenen Räumen um, warf einen Blick aus dem Fenster auf den Park und fing an, Bücher und Papiere aus dem einen Koffer auszupacken. Bei diesem Geschäft verabredete er die Tagesordnung mit dem Sachwalter, der sich höflich neigte und ihn verließ.

Am zweiten Tage, als er das Gebäude ungefähr kannte und sich im oberen Stock allein wußte, ging er durch alle Zimmer, die sämmtlich unverschlossen waren. Diejenigen, welche Frau von Stolawska inne gehabt, interessirten ihn am meisten. In ihrem Boudoir beschaute er die Schlösser des Sekretärs genau. In ihrem Schlafgemach befühlte er sogar die Wände und bei der Tapetenwand stutzte er. Diese untersuchte er sorgfältig. Das Loch, welches Brigitte geschnitten hatte, entging ihm nicht — eine wichtige Entdeckung nach dem Ausdruck seines Gesichts.

Auch die Thür in der Tapetenwand war nicht abgeschlossen. Er betrachtete jenen Einschnitt von der anderen Seite, ging weiter, die Hintertreppe hinab. Die Nebenpforte, welche in den Park führte, konnte er nicht öffnen, ein Schlüssel steckte nicht darin. Er sah in die unteren Zimmer hinein, dann kehrte er auf demselben Wege zurück.

Als er um Mittag den Sachwalter sprach, klagte er, daß es oben so gar einsam sei. Lieber würde er unten wohnen. Er ließ sich die Zimmer zeigen, wählte die letzten für sich und bat, daß die Nebenpforte nach dem Park geöffnet werde, damit er bequemer hinaus-

gehen könne. Der Sachwalter eilte, den Schlüssel zu holen, kam aber nach langem Suchen mit der Nachricht wieder, daß er denselben nicht finden könne. „Ist ja gleichgültig,“ sagte der Herr.

Er war in der Gegend unbekannt, arbeitete fleißig, fuhr regelmäßig zur Kirche, besuchte den Pfarrer Dolicz, sonst niemand. Seine Briefe nahm er selbst mit zur Post nach Kaschin. Er ging viel spazieren, sprach gern mit den Leuten und zeigte sich freigiebig, wo Gelegenheit war.

Wilhelm Mellno fand es begreiflich, daß ein Gelehrter die Stille dieses Ortes suchte; es fiel ihm aber auf, daß gleichzeitig Brigitte wieder unruhig wurde, was ihn in der Vermuthung, auf die schon oft kleine Umstände hingedeutet, bestärkte: daß sie an Stolawski's ein geheimnißvolles Interesse habe. Seit er die Administration führte, war sie heiterer. Jetzt lief sie, was in der letzten Zeit äußerst selten geschehen, wieder oft durch den Wald nach dem Schlosse.

Wirklich glaubte Brigitte anfangs, daß der Fremde, ähnlich wie Marjun, ein Gläubiger, oder vielleicht ein Käufer oder beauftragt sei, das Schloß zu untersuchen. Eines Tages, als sie mit dem Sachwalter sprach, trat jener heran, grüßte beide, hörte zu, fragte nach Herrn Mellno, von dem sie darauf mit warmer Verehrung sprach. Später redete er sie bei jeder Gelegenheit an. Ihren Herrn besuchte er aber nicht; zu dessen Bedauern. Wilhelm hätte sich gern mit ihm unterhalten.

In mehreren Nächten stieg der Fremde mit einer

Blendlaterne die Hintertreppe hinauf, öffnete mit dem Schlüssel, den er in seinem Bunde passend fand, den Sekretär in dem Boudoir der Schloßherrin, nahm lose oder unordentlich zusammengebundene Papiere, einen Haufen nach dem andern, mit in seine Wohnstube, las darin unermüdlich, legte mehrere Briefe in seinen Koffer, und die anderen vorsichtig an denselben Platz, dem er sie entnommen. „Das genügt," sagte er endlich. „Nun hat er die leichtsinnige Frau ganz in der Hand."

Seine Entdeckungen und Vermuthungen meldete er auf Umwegen an Jagello. Von ihm besaß oder erhielt er die erforderlichen Angaben. In den Nächten, welche in Betracht kamen, waren andere Gäste nicht im Schlosse gewesen, nur einmal die verstorbene Hauptmannin Mellno mit Brigitte in den unteren Zimmern. Wenn letztere auch nicht der nächtliche Warner war, so gehörte sie wenigstens zu denen, welche die Schloßherrin beobachtet, den unauffindbaren Schlüssel der Nebenpforte in Besitz genommen haben konnten. Und Jagellos Verdacht richtete sich um so mehr auf Brigitte, als er sich dessen erinnerte, was bei der Erkrankung und nach dem Tode der Hauptmannin Mellno vorgekommen war. Theils hatte er dies selbst erlebt, theils hatte der Pfarrer Dolicz darüber berichtet.

Andererseits erkannte die argwöhnische und scharfsichtige Brigitte, daß der Fremde sie mit besonderer Aufmerksamkeit anrede und ansehe. Auch glaubte sie jetzt wahrzunehmen, daß einige Knechte und Mägde und zwar solche, auf welche der Pfarrer Dolicz den meisten Einfluß hatte, sie mehr als früher beobachteten.

Sie benutzte deshalb eine sichere Abendstunde, um aus ihrer Kommode ein Stück Zeug oder Band, auf dem es golden glitzerte, und den Schlüssel zu jener Schloßpforte zu nehmen. Ersteres steckte sie zu sich, letzteren wickelte sie ein und verbarg ihn in einem dichten Waldgebüsch.

Nicht lange nachdem der gelehrte Gast der Frau von Stolawska abgereist war, erhielt Brigitte den Beweis, daß man sie in Verdacht habe. Eine der polnischen Mägde, welche sie für den Haushalt ausgewählt, immer gut behandelt und bis dahin treu befunden hatte, war in der letzten Zeit unlustig und scheu geworden. Dieses Mädchen blieb eines Sonntags, als Wilhelm Mellno nach Berlin, die anderen nach Kaschin gefahren waren, allein im Hause. Brigitte verließ nicht weit vom Hofe den Wagen, weil sie unwohl sei, ging nach Hause und überraschte in ihrer Stube die Magd, welche die Kommode geöffnet, Sachen herausgenommen hatte und sich jetzt, heftig erschreckend, mit dem flehenden Rufe: „Herr Pfarrer hat es befohlen!" der Wirthschafterin zu Füßen warf.

„Solltest Du stehlen?" fragte letztere in absichtlich gebrochenem Polnisch.

„Nur die Schlüssel."

„Welche Schlüssel?"

„Alle großen Schlüssel."

„Wozu?"

„Ich weiß nicht. Herr Pfarrer fragte auch, ob Sie eine Nacht aus dem Hause gewesen? Ich weiß nicht." Die Unglückliche zitterte, rang die Hände und weinte. Brigitte hieß sie aufstehen und sagte: „Ich

kann Dich ins Gefängniß schaffen, aber noch will ich es nicht. Geh' hinaus!"

Dann sprach sie ingrimmig vor sich hin: „Niederträchtige Pfaffen! In Paris haben sie mich eingesperrt, hier sündigt einer mit dem schlechten Weibe und tödtet die gute Frau, und dieser stiftet das arme Mädchen zum Diebstahl an. Ich kenne Euch!" —

Die Monate verstrichen, es wurde Frühling, es wurde Sommer. Felix von Rüsterstein hatte die Administrator-Wohnung auf dem Oekonomiehofe bezogen. Es wurde ihm schwer, sich in seine bescheidene Lage zu finden; aber er ging muthig ans Werk und arbeitete emsig. Wilhelm half ihm mit Rath und That. Die Ruhestunden verlebten die Freunde womöglich mit einander.

Felix sprach oft von Judith, Wilhelm von Agnes nicht; aber daß auch in sein Herz die Liebe eingezogen war, merkte der andere wohl.

Brigitte hätte sich zwischen beiden Häusern theilen mögen. An den jungen Administrator wurde sie durch ihre Erinnerungen und seine Persönlichkeit gefesselt, mit welcher er auch die Untergebenen schnell gewann.

Nach Wohlsitz begab er sich nie, und kamen Leute von dort, so suchte er sie zu vermeiden. Er trauerte um den Vater und der Verlust des Besitzes bekümmerte ihn, am meisten um Judiths willen.

Ihr reines, offenes Gemüth konnte die Liebe, die es erfüllte, nicht länger verschließen. Felix' letztes Wort: „Judith!" war ein Sonnenstrahl, vor den sich schnell eine schwarze Wolke legt. Zugleich zog unendliches

Glück und überwältigender Gram in ihr Herz. Er liebt Dich und scheidet! Sie mußte sich weinend an die Brust der mütterlichen Freundin werfen. — Jetzt fühlte sie das Weh des Freundes, als wäre es ihr eigenes. Aber Sehnsucht und Leid wollte sie niederkämpfen, um freundlich und aufmerksam gegen die Menschen zu bleiben, welche ihr so viel Güte bewiesen. Celerotius gewann das unglückliche Mädchen mit dem rührenden Lächeln des blassen Gesichts sehr lieb.

Sie hatte Marjun ganz versöhnt. Ihr veredelnder Einfluß hob die besseren Eigenschaften seines Charakters mehr hervor. Handelsmann blieb er, wenn auch im größeren Styl; er wurde reich. Aber wen er nicht haßte, dem gab er guten Rath, und unschuldigen Armen half er gern. Am festesten hielt er an dem, was er seine Rache und sein Recht nannte: polnische Herren, die von ihm liehen, nicht zu schonen. Calixt von Stolawskis Schuld wuchs zu bedrohlicher Höhe.

Celerotius' Bemühung, die Abkunft seines Lieblings zu erforschen, war vergeblich geblieben; denn außer dem, was Judith erzählte, wußte Marjun vom Vater Abraham nur, daß man letzterem das ganz kleine Kind im Jahre 1853 gegeben habe. Vermuthlich geschah es in Deutschland, nicht weit von der russischen Grenze; denn einmal sagte Abraham: „Ich hatte keine lange Reise," und mehreremal: „Als ich aus Deutschland kam."

Felix dachte über Judiths Herkunft nicht nach, trotzdem er zu dem Stolz auf seine Vorfahren, auf seinen Namen erzogen war. Freilich pflegte der alte Rüsterstein ihm die Forderungen des Standes zu oft und zu

schroff vorzustellen. Demungeachtet hätte der Sohn wahrscheinlich kein anderes Mädchen, welches ihnen nicht entsprach, heimführen mögen. Seinem Denken an Judith blieben solche Rücksichten fern, sie würden ihm wie eine Entweihung ihres hehren Wesens erschienen sein.

Wilhelm Mellno hingegen dachte oft an den Standesunterschied zwischen sich und dem adeligen Fräulein. Auch er legte Werth auf seine Abstammung und hatte sich des Vaters Geschlechtsregister erbeten, um an den einsamen Winterabenden darin zu studiren. Seine Familie reichte nachweisbar vielleicht weiter zurück als Dienhaupts; gewiß hatten ebensoviel, wenn nicht mehr verdienstvolle Mellnos als von Dienhaupts gelebt. Ein Seitenzweig von Wilhelms Vorfahren war vor Zeiten in den Adelsstand erhoben worden, und die meisten, welche hierzu gehörten, waren aus der guten Art geschlagen, so daß er sich des Namensunterschiedes freute. Und was bedeutete das Wörtchen von heutzutage? Die Bürgerlichen, welche danach strebten, kränkten gewissermaßen ihren angeborenen Stand und viele von ihnen auch den Adel.

Jetzt dachte er mit Trauer an das geliebte, stolze Mädchen. Von Cecilia erhielt er die Nachricht, daß Agnes nach Hause gereist, ihre Mutter gestorben war, und er stellte sich vor, wie betrübt sie, wie schwer ihr Zusammenleben mit dem Bruder und der Schwägerin sein werde. Nun hatte Dienhaupts Gut für ihn eine andere Bedeutung gewonnen und er sprach mit Felix oft davon. Ein späterer Brief enthielt die tröstliche Mittheilung, daß Herr von Dienhaupt mit seiner Frau

eine Reise angetreten habe und die Hauptmannin Glandy bei Agnes sei. Auch Cecilia war dahin eingeladen, aber sie wollte die Eltern und die kleine Elisabeth nicht verlassen.

Eines Tages holte Wilhelm den Freund ab, um ihn mit nach seinem Hause zu nehmen. Sie gingen durch den Park an dem Schlosse vorbei. Der Sachwalter sah sie und lief ihnen nach. „Herr Mellno, ich habe eine Bitte. Vor einer Stunde bekam ich endlich einen Brief meiner Herrin. Gott weiß, wo sie gewesen ist. Jetzt ist sie in Salzburg. Ich soll nachsehen, ob das Taufkleid des jungen Herrn noch da ist. Das kann ich in allen den Koffern und Schränken nicht suchen. Die Mägde sind neu. Darf wohl die Brigitte kommen?“

„Die kennt es ja nicht.“

„Es muß zu erkennen sein. Um die Schultern herum wäre Stolawski mit Gold gestickt.“

„Ich werde sie schicken.“ Die beiden setzten ihren Weg fort.

Zu Hause rief Wilhelm die Wirthschafterin. „Gehen Sie doch, wenn Sie können, nach dem Schlosse, um dem Sachwalter zu helfen. Er soll nachsehen, ob das Taufkleid seines jungen Herrn noch da ist.“

Zum erstenmal wurde der Schrecken Meister über Brigitte. Sie wechselte die Farbe und bebte. „Was haben Sie?“ fragte ihr Herr, unangenehm überrascht. Sie ergriff seine Hände, wollte sie küssen und eilte weg.

„Sie ist ehrlich,“ sagte er, als er mit Felix allein war; „aber ein Geheimniß hat sie.“

Plötzlich sprach letzterer: „Soll nicht mit goldenen Buchstaben der Name darauf stehen?"

„Ja, um die Schultern," erwiderte Wilhelm und blickte ihn fragend an.

„Mir fällt das Wunderkleid ein, welches Dienhaupt anbetet."

„Stola — richtig!" rief der andere, in dessen Kopf auf einmal vieles durcheinander ging. — „Die Ernte ist eingeheimst. Ich reise hin."

## Fünftes Kapitel.

Es war hohe Zeit, daß Agnes nach dem Kolonate kam. Der alte Eikenmeier hielt ihre Hand fest und wischte sich die Thränen aus den Augen, blickte aber finster auf Christian, der herzutrat. Auch bei diesem schien die Freude, welche er äußerte, einen Hintergrund von Verdruß zu haben. Sie merkte wohl, es war nicht recht Frieden zwischen Vater und Sohn.

Bei ihnen hatte die Freude des Wiedersehens nur wenige Tage gedauert. Die Stille von Hof und Feld, die ländliche Arbeit, die strenge Hausordnung mißfielen jetzt dem Bauernsohn, der in Berlin zwar härtere Mühsal, schlechtere Wohnung und Kost, dafür aber viel Zerstreuung und weit mehr Freiheit gehabt. Hier sollte er sogar dem Bruder gehorchen, der im Auftrage des Kolonen befahl und viel weniger gebildet war; denn Friedrich hatte Berlin niemals gesehen. Da standen

doch ein paar Knechte, ebenfalls Soldaten aus der Garde, höher. Mit ihnen war die Unterhaltung lustiger als mit Vater und Bruder; denn diese wollten von den hauptstädtischen Geschichten nicht viel wissen. Den frommen Sinn, welchen er noch mitgenommen, brachte Christian nicht nach Hause. Das sah der Alte bei den Gebeten, die er sprach, zu seinem Kummer an dem Gesichte des Sohnes, und dann überfiel ihn die Furcht, sein und der seligen Frau liebstes Kind könnte wirklich, wie der Donnschuan behauptet, ein schlechter, gefährlicher Mensch geworden sein.

Die Ergebung, welche der Kolon sich durch die Unglücksfälle erkämpft und bis dahin bewahrt hatte, die innerliche Achtung vor dem väterlichen Willen, welche Friedrich auszeichnete, besaß der Heimgekehrte nicht oder nicht mehr. Seit ihm die Braut genommen, hatte er zu viel Groll in sich, und dieser brach um so leichter hervor, als der Betrogene wieder in der Nähe des Schulzenhofes war, der ihm gehören konnte, den er freilich jetzt nimmer haben wollte. Oft machte er sich durch heftige Aeußerungen über den Pfarrer Luft und verletzte hierdurch den Bruder, der im Stillen die Versöhnung mit der mächtigen Kirche wünschte.

Das Uebelste war, daß die Socialdemokratie Christian gepackt hatte. Noch hielt er an ihr fest. Die Geheimnisse seiner Genossenschaft glaubte er bewahren zu müssen; deshalb sprach er nicht von Dienhaupts Geldgeschenk. Und welchen Widerspruch socialdemokratische Ansichten bei Vater und Bruder finden würden, wußte er. Die Lehre vom gleichen Besitz paßte nicht auf den

westphälischen Bauernhof, wo man nur einen Anerben kennt und am alten Recht starr festhält. Auch dem Bräutigam der Schulzenhoferbin würde sie höchst verkehrt erschienen sein. Nun aber Friedrich dereinst Kolon wurde, der Jüngere nicht, lag die Sache für diesen anders.

Bei so verschiedenen Meinungen mußte der eine über den anderen sich ärgern. Eigentlichen Streit suchte jeder zu vermeiden; das hatte jedoch seine Grenze.

Der Eikenmeier saß am Fenster vor seinem Wirthschaftsbuche und calculirte, wie viel der Hagel zerschlagen hatte in diesem und den vorigen Jahren, und ob die Versicherungsgesellschaft ihm genutzt hätte, wenn er dazu gehörte, was er nicht wollte, denn es war damals eine neue Einrichtung und jedes Jahr sollte er bezahlen, auch wenn es nicht hagelte. Stimmten seine Zweifel ihn etwas verdrießlich, so freute er sich doch, indem er seinen Besitz übersah, und sprach, als Christian, von der Arbeit erhitzt, eintrat: „Seit unvordenklichen Zeiten gehört dies alles zum Kolonat."

„Bleibt nicht lange mehr," versetzte jener.

„Was?" fragte der Alte erstaunt.

„Wird getheilt."

„Getheilt?" — Der Kolon legte die Hände auf den Tisch und sah nach dem Sohne hin, ob der betrunken sei. Dieser, geärgert, sprach weiter: „Dann hört die Ungerechtigkeit auf. Einer kriegt so viel wie der andere."

Erschrocken sprang der Vater auf, das Blut schoß

ihm in den Kopf, er trat zornigen Blickes auf Christian zu und rief: „Das sagen die Socialdemokraten —"

Es war ein Glück, daß beide, von dem Freudengebell des Hundes aufmerksam gemacht, das Fräulein erblickten.

„Können wir uns in den Baumgarten setzen?" fragte Agnes. Der Alte verstand sie, nickte dankbar und sagte dem Sohn: „Bring' zwei Stühle an der Mutter Grab." Sie gingen dahin. Auch Friedrich kam, dem Fräulein guten Abend zu wünschen; aber die Brüder entfernten sich gleich. Die Sonne schien über die hohe Laubwand und warf den Schatten des Crucifixes auf den Hügel. Und als ihre letzten Strahlen goldene Streifen durch die Blätter auf den grünen Rasen legten, saßen der alte Bauer und das junge Mädchen noch da. Er hatte von ihrer lieben klaren Stimme schöne tröstende Worte gehört, die so eindringlich klangen, weil sie selbst in Trauer war und mancherlei Weh erduldete. Dazu hatte sie ihn so brav und gut angeschaut, daß ihm ganz wohl zu Muthe wurde und alles leicht über die Lippen ging; auch wie es mit Christian stand. Hierbei redete er sich jedoch wieder in Aerger und Trübsal hinein, so daß er klagend schloß: „Es kommt mir hart an; aber es wird nicht gehen auf die Dauer."

Derselben Ansicht wurde sie. Kam es einmal zum Streit zwischen Vater und Sohn, so mochte es vorbei sein für immer; denn Widerspruch von den Kindern duldete der Eikenmeier nicht. „Nur bis morgen Mittag Geduld!" sprach sie. „Der Kaplan ist weg, morgen

früh reist mein Bruder. Dann nehme ich den Christian auf das Gut. — Und jetzt soll er mich nach Hause bringen.“

Als sie mit dem Bauernsohn im Abenddunkel des Weges ging, sagte sie: „Meine Gärten sind etwas in Unordnung gerathen. Wollen Sie sie zurecht machen?“

„Das verstehe ich nicht,“ antwortete er.

„Ich will es Ihnen zeigen. Den ganzen Tag ist da zu thun. Am besten wäre es, Sie zögen ins Gärtnerhaus.“

Unwillkürlich blieb er stehen, sie aber ging weiter und er mußte bei ihr bleiben. „Sie wollen mich von dem Hofe wegbringen, Fräulein.“

„Das will ich,“ erwiderte sie. „Ihr Vater ist alt und muß Frieden haben. Es ist besser, er behält Sie lieb und Sie wohnen bei mir. Streit dulde ich auch nicht, Christian, das wissen Sie. Aber wenn ich Sie schelte, können Sie nicht heftig werden. — Jetzt kehren Sie um. Sprechen Sie mit dem Vater nicht davon. Kommen Sie morgen Mittag. Gute Nacht.“

„Es wird ja schon finster, Fräulein.“

„Ich kann allein gehen. Gute Nacht!“ —

Es war leer geworden im Gutshause. Auf Agnes' Begehren hatte Dienhaupt das Gesinde bis auf ein paar Mägde entlassen oder beurlaubt. Wie war es jetzt so anders! Die Mutter todt. Sie kam sich ganz verlassen vor, sonderbar vereinsamt — und dachte wieder an Wilhelm Mellno. Nichts hinderte sie, ihm die Hand zu reichen, welche er, ach leider! nicht begehrte. — Nur gut, daß die einzige, die vortreffliche Freundin die Ein=

samkeit theilen wollte. Daß Agnes das unklare, angstvolle Gesicht des Bruders, das unwahr freundliche seiner Frau nicht mehr sah, war — sie wollte es nicht zugeben, empfand es aber doch — eine Erleichterung. — Zu thun gab es genug. Clementine verstand noch nicht, einen Landhaushalt in Ordnung zu bringen. Auch war für viele zu sorgen, für das Kolonat und andere. Christian stellte sich ein. Der alte Gärtner, ein friedlicher Mann, der nicht viel mehr arbeitete, nahm ihn gern zu sich.

Gerda kam. Die Thränen, welche bei dem schmerzlichen Wiedersehen unaufhaltsam aus ihren Augen drangen, verschleierten nicht lange den natürlichen Frohsinn dieser glücklichen Frau. Sie brachte in das Gemüth der Freundin zu dem Frieden die Heiterkeit. Kein Lachen unterbrach noch die Stille des Hauses, aber die schweren Erinnerungen wichen von der Trauernden, wie das Dunkel der Nacht vor dem allmählich werdenden Morgen.

Es waren sonnige Tage eines schönen Spätsommers. Gerda, welche das Landleben wenig kannte, interessirte sich für alles und hatte dieselbe innige Freude an der Natur wie Agnes. Diese nahm die Gärten wieder in ihre besondere Aufsicht und ließ Christian keine Ruhe. Vom frühen Morgen bis zum Abend mußte er arbeiten und that es, zuweilen ungern genug, jedoch ohne einen Widerspruch zu wagen.

Die Freundinnen durchstreiften Wiesen und Felder des Gutes. Der Inspektor mußte sie durch die Wirth=

schaft führen und der fremden Stadtdame vieles erklären. Das machte ihm großes Vergnügen.

Als sie zum erstenmal das Kolonat besuchten, überkam den alten Eikenmeier eine sonderbare Unruhe, bis Friedrich mit Gerda ging, um ihr die schönen Kühe zu zeigen. Da ergriff er die Hand des Fräuleins und sprach feierlich: „Was ich im Herzen habe für Sie, kann ich nicht ausdrücken. Sie sind ein Trost meiner Seligen gewesen und jetzt haben Sie mich aus schlimmer Drangsal erlöst. Gott lohne es Ihnen! Ich kann es nicht.“ Die Thränen kamen ihm in die Augen.

Heiter erwiderte Agnes: „Ich habe ja selbst meine Freude, daß ich den wilden Christian zähme. Ist es doch Dank genug, wenn wir Erfolg haben mit dem, was wir gut meinen.“

Da nun zu dem lieben, klugen Fräulein die muntere, auch gar nicht stolze Frau Hauptmannin sich gesellte, vergaß der Kolon, was ihn bedrückte, und wurde fröhlichen Sinnes.

Am nächsten Sonntage hatte er eine noch größere Freude. Die Damen erschienen zu seinem Gottesdienst, der heute im Freien unter der weit schattenden Eiche stattfinden sollte. Ein kleiner, weiß bedeckter Tisch war dahin gestellt. Auch der Förster war gekommen und stand bei den Brüdern Eikenmeier; Knechte und Mägde umher. Eine andächtige Stille herrschte in der kleinen Gemeinde, deren Patriarch jetzt unbedeckten Hauptes, Bibel und Gesangbuch in der Hand, aus dem Hause kam. Die Männer nahmen die Mützen ab. Sein Gesicht strahlte, als er die Damen sah. Er reichte ihnen

und dem Förster die Hand und stellte sich an den Tisch.

An jedem Sonntage las er einen Gesang und ein Kapitel aus den Evangelien, die er, um sie besser vorzutragen, erst für sich gelesen hatte. Eine Auswahl traf er nicht. Von Anfang an hatte er die Reihefolge inne gehalten, wie sie in dem Gesangbuche und der Bibel stehen. Auch Erklärungen oder irgend welche Zusätze maßte er sich nicht an.

Heute las er: „Jesus lebt! Mit ihm leb' ich. Tod, wo sind nun Deine Schrecken?“ Die sechs Verse. Dann nach einer lautlosen Pause das elfte Kapitel St. Marci. Bei dem ersten Verse des Gesanges zitterte seine Stimme etwas von Rührung und Aufregung; dann wurde sie fest und sehr vernehmlich. Er betonte die belehrenden, ermahnenden Stellen und bei der Tempelschändung, den Schriftgelehrten und Hohenpriestern mochte er wohl an die Zustände in der Kirche denken, unter welchen er litt.

Nun machte er wieder eine kurze Pause, faltete die Hände und sprach das Vater unser, was einige laut mit beteten. Damit endigte die Andacht, die, so schlicht sie war, erbaute; denn Gottes Wort klang inbrünstig und eindringlich aus dem Munde des einfachen, frommen Mannes mit den weißen Haaren.

Die Zuhörer entfernten sich bis auf die Damen und den Förster, die bei dem Alten blieben. Friedrich schickte ihnen Stühle unter die Eiche. Agnes begann: „Das war recht erhebend.“

„Die Regelmäßigkeit hat auch hier ihr Gutes,“ meinte der Kolon. „Da wir Woche für Woche in der

Bibel weiter lesen, ein Evangelium nach dem anderen, so prägt sich Christi Leben und Lehre recht ein."

Der Förster sagte darauf: „Die Auslegung muß sich freilich jeder selbst geben. Aber die Leute begreifen doch mehr davon, als von der pomphaftesten Messe."

Nachdenklich entgegnete der Eikenmeier: „Das heilige Meßopfer hat unsere Väter in ihren Erdennöthen getröstet, und früher auch mich. — Wie ich heute las: Alles was Ihr bittet in Eurem Gebet, glaubt nur, daß Ihr es empfangen werdet, so wird es Euch werden. Aber ich glaube nicht mehr, daß die Priester Vermittler sind zwischen Gott und uns."

Gerda äußerte: „Die Geistlichen können besser, als wir es verstehen, die Bibel uns erklären."

„Sie thun es nicht immer in Christi Sinne," fiel der Eikenmeier ein.

„Mag sein," fuhr sie fort. „Es ist doch eine Erklärung, eine Hülfe für unser Nachdenken. Was bedeutet zum Beispiel die Erzählung von dem Feigenbaum, der verdorren muß, weil er keine Früchte trug, obgleich die Zeit, da Feigen sein sollten, noch nicht gekommen war?"

„Weil Christus ihn verflucht hat," erklärte der Alte.

„Das sagt Petrus, nicht der Herr," wandte sie ein. „Jesus hat zu dem Feigenbaum gesprochen: Nun esse von Dir niemand keine Frucht ewiglich. Ich vergleiche diesen Baum mit den Irrlehren, welche verdorren werden, ohne Früchte zu bringen. Was wir heute von dem Kolonen gehört, wird aber Früchte tragen; denn es lehrt, wie Jesus dem Petrus antwortete: Habt Glauben an Gott!"

## Sechstes Kapitel.

Wilhelm Mellno erreichte das Kirchdorf am Nachmittage. Schwerlich hätte er die Reise so rasch beschlossen und schnell ausgeführt, wäre Agnes nicht auf dem Gute gewesen. Unterwegs wollte er einen Plan machen, wie er zu einer genauen Besichtigung des mysteriösen Gewandes, welche man einem Protestanten am wenigsten erlauben werde, gelange. Unwahrheiten oder Bestechungen konnte er nicht anwenden. Aber von dieser Erwägung lenkten die Gedanken an Agnes ihn ab. Und wie sollte er ihr seine Ankunft erklären? Noch niemals hatte dieser bedächtige Mann so unüberlegt gehandelt.

Jetzt fuhr er an den kleinen Häusern vorbei, welche auf beiden Seiten der Chaussee, von der gewöhnlichen Bauart der Dörfer abweichend, nahe bei einander standen. Die Straße war leer. Er sah nur allerlei Hausthiere, hier und da ein Kind oder hinter dem Fenster einen Neugierigen, welcher den Reisenden beschaute. Er hielt vor der Gastwirthschaft, einem größeren Gebäude mit vor Jahren schwarz betheertem Holzwerk und weiß bekalkten Mauertheilen. In der Thür erschien die Wirthin, eine dicke Frau in vorgeschrittenem Alter, das Gesicht mehr berechnend als gescheut, der Anzug von mäßiger Sauberkeit. Sie wunderte sich über den schönen Herrn, der von dem Wagen stieg und größer war als irgend wer im Dorfe, und bejahte zufrieden seine Frage, ob er hier übernachten könne.

Als sie ihn über die ausgetretenen Backsteine des Flurs, die knarrende Holztreppe hinauf in ein Logirzimmer geleitet hatte, welches einen unbehaglichen Eindruck machte, trotzdem es das beste sein sollte, führte er das Gespräch mit ihr weiter, während er die Fenster öffnete, um Luft herein- und die Fliegen hinauszulassen. Ihr war die Unterhaltung recht, denn sie wollte erfahren, mit wem sie es zu thun habe. Er sprach von der Gegend und dem westphälischen Lande und sagte gelegentlich, daß er Landwirth sei, wonach sie ihn für einen reichen, vornehmen Gutsbesitzer hielt. Weiter kam er auf Handel und Verkehr, und sie brachte die gewöhnlichen Klagen vor, wie schwer es werde zu bestehen, obgleich sie weder Mann noch Kinder zu ernähren brauche. Der Mann sei lange todt und die Kinder weit weg; jetzt auch der Sohn, ein Priester — sie betonte dies stolz — welcher bis vor kurzem Kaplan auf dem nächsten Gute war.

„Hier sind wohl die meisten katholisch?“ fragte er.

Sie antwortete: „Natürlich! Wie sollte es anders sein?“ und sah ihn von unten nach oben an.

„Dann bin ich wahrscheinlich der einzige Protestant in Ihrem Hause.“

„Die Honoratioren, der Einnehmer, der Gendarm kommen hierher. Die müssen doch auch ein Gasthaus haben. Und die Handlungsreisenden. Als Wirthin kann ich mich danach nicht richten.“

Er ging ins Freie und sah die Kirche mit vierseitigem, niedrigem Thurm, sehr einfach, fast plump erbaut, die Wände weiß, das Haupt- wie das Thurmdach von Ziegeln.

Umher der Friedhof. An dessen niedriger Mauer bei dem Eingange ein hoch gezimmertes, roth angestrichenes Kreuz mit einer häßlichen, kolossalen menschlichen Figur, den Heiland darstellend, über dem Haupte das J. H. S., unter den Füßen das V. — Auf den Gräbern schwarze Kreuze, viele zerfallen, einige mit verwelkten Kränzen, kein Blumenschmuck. Nahe an der Kirche, von einem Eisengitter umgeben, ein größerer Begräbnißplatz, mit Steinplatten bedeckt, auf der mittelsten das Dienhauptsche Wappen. Hier hatte Agnes gestanden und traurig dem Sarge der Mutter nachgeblickt. — Ein paar Kinder, die auf den benachbarten Grabhügeln spielten, waren außer Wilhelm die einzigen Lebenden. Sinnend blieb er, die Hände an dem Gitter, stehen. Fast hätte er vergessen, weshalb er kam.

Jetzt schritt er nach der Kirchenthür. Sie stand offen. Der eigenthümliche Geruch katholischer Gotteshäuser empfing den Nahenden. Darin war niemand. Von der hell strahlenden Abendsonne drang durch ein trübes Fenster ein gelbliches Leuchten über den Fußboden auf den Pfeiler neben dem Altar und zeigte durch sein Glitzern auf dem dort hängenden Glase dem Eintretenden, was er suchte. Er ging dahin und sah, hinter geweihten Kerzen, Kränzen und Bändern versteckt, das Kleidchen, auf dessen Brust goldene Zeichen schimmerten. So rege seine Neugierde wurde, hier konnte er seinen Zweck nicht erreichen. Er wollte den Pfarrer aufsuchen.

In der Kirchenthür begegnete ihm ein junges, bleiches Weib. Er sagte freundlich „Guten Abend“ und

fragte: „Was ist das für ein Kleid?" Sie blickte ängstlich zu ihm auf, flüsterte, sich bekreuzigend: „Das heilige Kleid," und trat in die Kirche. Weiterhin richtete er an einen kräftigen Mann, der des Weges kam, dieselbe Frage. Dieser blieb stehen, betrachtete ihn verwundert, stützte sich gewichtig auf seinen dicken Stock, spuckte aus, wischte mit der Hand über den Mund und antwortete: „Was das so eigentlich ist, wollen Sie wissen? Das will ich Sie sagen. Herr Pfarrer sagt, es ist das heilige Kleid."

„Ich bedanke mich. Wo wohnt Herr Pfarrer?"

„Da wohnt er. Sehen Sie, da wohnt er ja."

Der Pfarrer war nicht zu Hause. Seine Magd sagte, später ginge er jeden Abend nach dem Wirthshause. Als Wilhelm, unschlüssig, was er beginnen solle, die Straße hinaufschritt, sah er über einer Hausthür das Schild des Steuereinnehmers und in der Thür einen Mann in Pantoffeln, die lange Pfeife im Munde. Auch mit diesem begann er ein Gespräch, und da er aus demselben entnahm, daß der Mann der Einnehmer war, deutete er an, daß er selbst Protestant sei, erzählte, daß er die Kirche besehen habe, und fragte nach dem Kleide. Der Einnehmer erwiderte, daß die Katholiken zwar ganz anders zusammenhielten als die Evangelischen, in dem Wunderglauben jedoch uneinig seien. Der Pfarrer und die Eigenthümerin des Wirthshauses wollen aus dem Dorfe einen Wallfahrtsort machen; aber sie bemühen sich vergeblich. „Das kommt davon," sagte er, „wir haben hier einige Aufgeklärte." Ueber die Her=

kunft des Kleides wußte er nicht mehr, als Wilhelm schon von Felix gehört hatte.

Also kam der Reisende unverrichteter Dinge nach seiner Herberge zurück. Unten rechts das Honoratiorenzimmer war leer und kaum einladender, als die Stube gegenüber, wo geringere Leute mit ihren Tabakspfeifen beim Biere saßen. Er ging durch das Haus in den Garten und setzte sich in eine Laube von wildem Wein, dessen Blätter schon sich zu röthen begannen. Die Wirthin kam ihm nach und erklärte, daß dieses eigentlich der Sommerplatz des Herrn Pfarrers sei, der sich aber wohl gern mit dem fremden Herrn unterhalten werde. Wilhelm bat sie, eine Flasche Wein vom besten zu bringen, und als sie solches gethan, setzte sie sich zu ihm.

„Was ist das für ein kleines weißes Kleid, was in der Kirche unter Glas hängt?" fing er jetzt an.

„Ach Du mein Heiland!" antwortete sie, die Hände faltend. „Mit dem Wunder ist mein Haus begnadigt worden und wird, wenn der barmherzige Gott mir Sünderin gnädig ist, noch mehr gesegnet."

„Ein Wunder?" rief er.

„Das war in der guten Zeit, als wir die Eisenbahn noch nicht hatten. Da gingen die Reisen auf der Chaussee, und da kam um Lichtmeß anno 1853 ein herrschaftlicher Wagen vor mein Haus, vorne zwei und hinten zwei. Vorn das war der Bediente und ein blasses junges Frauenzimmer, hinten ein Herr und eine Dame mit großen Pelzen und häßlichen Gesichtern. Sie sprachen, was ich nicht verstand. Ich zeigte ihnen die

Logirstuben — Ihre auch — und da nickten sie und logirten hier. Mein Nachbar war noch der alte Krütner, der mit den Franzosen in Rußland gewesen war. Der sagte, es wären Polacken. Anderen Morgens fuhren sie weiter. Das heißt, eine wäre beinah hier geblieben, das blasse Frauenzimmer; das hatte sich gleich ins Bett gelegt und war krank. Ich will nichts Schlechtes sagen; aber weil ich es verstehe, so glaube ich, sie war noch nicht lange in Wochen. Und dann im harten Winter die Reise! Paris sagten sie und Krütner sagte, sie wollten nach Paris. Sie ist aber doch mitgereist. Und als sie weg war, fand ich in ihrer Stube — Sie meinen wohl ein Kind? — nein, der Herr Christus sei gelobt! das Kleidchen. Als nachher die Herren Geistlichen das untersuchten, haben sie — himmlische Gnade! — entdeckt, daß es ein Kleid des Jesuskindleins ist. Mir kam es gleich wunderbar vor, denn wie kam es hinter die Gardine? Die arme Person hatte sich ja gleich ins Bett gelegt, die Nacht habe ich bei ihr zugebracht und am Morgen sie angekleidet. Der Herr Pfarrer sagt, es wäre der Lohn für meine gute Handlung. Ich that aber doch bloß, was Christenpflicht ist."

Wilhelm ließ nicht merken, mit welcher Spannung er zuhörte. „Wie hießen die Polen?" fragte er.

„Ja, bester Herr, der Bediente hat wohl gesagt, wie sie hießen, aber das klang so sonderbar, daß man es nicht behalten konnte."

„Haben sie sich nicht ins Fremdenbuch geschrieben?"

„Das ist hier nicht Mode. Und es war den Abend auch zu viel Unruhe. Die Herrschaft mußte bedient

werden und ich mußte alle Augenblick zu der Kranken."

„War die hübsch, daß Sie meinten, sie hätte heimlich ein Kind?" fragte er mit gleichgültigem Tone weiter.

„O ja. Die arme Person. Wenigstens von Gestalt und Augen. Schöne, braune Augen und Haare." —

Das paßte zu Brigitte. —

Vor der Laube erschien der Pfarrer. Als er den Fremden sah, kehrte er um. Die dicke Wirthin eilte, so schnell sie konnte, hinterher und kam nach einigen Minuten mit ihm wieder. „Guten Abend," sagte er herablassend. Sein hartes, herrschsüchtiges, dreistes und zugleich unterwürfiges Gesicht erinnerte Wilhelm an das, was Felix von diesem Seelenhirten erzählt hatte, und machte ihn ingrimmig. Er beherrschte sich jedoch, erwiderte den Gruß noch herablassender und setzte hinzu: „Es scheint, daß ich auf die Laube des Wirthsgartens kein Recht habe."

„O, bitte!" stieß der Geistliche heraus und sah sich nach der Magd um, die seinen Wein brachte. „Wir können hier zusammen sitzen. Wohin reisen Sie, wenn ich fragen darf?"

„Das dürfen Sie. Meine Bekannte, die junge Frau von Dienhaupt, ist verreist?"

Diese Antwort und Frage machten den anderen demüthiger. Unwillkürlich verbeugte er sich und die dicke Wirthin huckte auf dem Stuhle eine Art von Knix. „Ja," sprach der Pfarrer. „Die liebe gnädige Frau und ihr Herr Gemahl waren zu angegriffen von der Trauer."

„Die alte Frau von Dienhaupt war ja wohl eine sehr fromme Dame?“

Die Wirthin faltete wieder die Hände und nickte. Jener antwortete mit einem Blick zum Himmel: „Recht und echt gläubig.“ Der Reisende lenkte nunmehr das Gespräch auf den Lebenserwerb der Dorfbewohner, die, von den Krämern und Handwerkern abgesehen, Tagelöhner der großen Bauern, zum Theil kleine Anbauer, sogenannte Kirchhöfner waren. Der Pfarrer trank, während er diese Verhältnisse weitläufig auseinandersetzte, seinen Wein. Da nun eine Pause eintrat, sagte Wilhelm: „Als Sie kamen, erzählte mir unsere Frau Wirthin, wie das Kleidchen, welches ich unter Glas am Kirchenpfeiler sah, in Ihren Besitz gekommen ist.“ Dem Geistlichen war diese Rede offenbar unangenehm. Jetzt neigte er das Haupt, schlug vor der Brust ein Kreuz und sprach mit Salbung: „Gelobt sei Jesus Christ!“

„Was macht dieses Gewand zu einer Reliquie?“

„Unverkennbar!“ rief hochmüthig der Gefragte. „Das heilige Schulterband ist golden darauf und alles so fein, so wunderbar“ — wieder schlug er ein Kreuz — „nicht von Menschenhand.“

„Das möchte ich recht in der Nähe betrachten.“

Rasch und wegwerfend versetzte jener: „Die Reliquien sind nur für uns.“

Die Wirthin wurde im Hause verlangt. Wilhelm überlegte. Als sie fort war, fragte er: „Hat die junge Frau von Dienhaupt das Kleidchen schon gesehen?“

„Gesehen und angebetet. Ich mußte es hinschicken,

damit sie sich ihrer Inbrunst unbeachtet hingeben konnte."

Jetzt fragte er: „Haben Sie die ganze Stickerei vollständig untersucht?" und sah dem Pfarrer fest ins Gesicht. Dieser erschrak, schlug die Augen nieder, wurde roth, blickte wieder auf und antwortete mit priesterlicher Sicherheit, ohne jedoch seine Furcht oder Verlegenheit ganz zu beherrschen: „Die Kirche hat es geprüft." Und als nun gar die Frage folgte: „War denn die ganze Stickerei zu sehen?" sprang er auf und trat fast zitternd vor die Laube, um zu spähen, ob jemand zugehört habe. Aus dem Hause kam die Wirthin. Er faßte sich, erwartete sie und trat lächelnd mit ihr wieder in die Laube.

Wilhelm hielt seine Vermuthung für erwiesen. Das Kleid war Calixt von Stolawskis Taufkleid und die kranke Person Brigitte. Mehr konnte er an dieser Stelle nicht in Erfahrung bringen. Er wollte weiter, obgleich ihm noch jede Einsicht in den Zusammenhang fehlte. Zufrieden, in dem fremden Dorfe so schnell etwas erreicht zu haben, sagte er: „Frau Wirthin, kann Ihr Wagen mich morgen früh nach dem Eikenmeierschen Kolonate bringen?"

Jetzt erschraken beide Zuhörer. „Das geht nicht," antwortete sie und sah nach dem erblassenden Pfarrer hin. Dieser fiel, um sich dem fürchterlichen Unbekannten angenehm zu machen, ein: „Warum sollte das nicht angehen?"

„Wie kann das angehen?" rief sie.

„Ich finde wohl einen anderen Wagen," erklärte

Wilhelm, indem er aufstand, um die Unterhaltung, welche ihm zuwider geworden, abzubrechen. Der Geistliche kam ihm zuvor, sagte ein kurzes „Gute Nacht" und ging; die Wirthin ihm nach. Ziemlich lange blieb sie weg. Dann brachte sie dem Gast die Nachricht, daß ihr Wagen ihn fahren solle.

Er begab sich zur Ruhe, ohne bald schlafen zu können, woran nicht allein das abscheuliche Bett, sondern auch das Nachdenken über Brigitte und am meisten die Gedanken an Agnes schuld waren.

## Siebentes Kapitel.

Der Fuhrmann hielt vor dem Kolonate auf der Straße; auf den Hof wollte er nicht fahren. Er hatte sich vorher bezahlen lassen, hob den Koffer von dem Wagen und jagte, als Wilhelm abgestiegen war, davon. Der Hund bellte, der Kolon trat in die Hausthür und verwunderte sich des schönen Fremden, der vielleicht ebenso groß und breit war, wie er selbst in seinen besten Jahren gewesen, und der ihn jetzt mit einem: „Guten Morgen, Herr Eikenmeier!" freundlich begrüßte, wobei er einen Brief überreichte: „Von Herrn von Rüsterstein."

„Von Herrn von Rüsterstein? Der ist mein lieber Freund. Kommen Sie herein, Herr."

In der Stube rückte der Alte an einem Stuhl. „Setzen Sie sich." Dann öffnete er den Brief, hielt

ihn weit von sich ab und las. Darauf reichte er Wilhelm die Hand. „Sie sind mir recht willkommen, Herr Mellno. Sie bleiben doch bei mir? Herr von Rüsterstein hat hier auch logirt." Von der Erinnerung an jene Zeit kam ein Schatten auf seine Züge. Heiter antwortete der also Eingeladene: „Mit großem Vergnügen! Ich wünsche nicht allein Ihre Wirthschaft kennen zu lernen, sondern auch Sie. Mein Freund hat viel von Ihnen gesprochen."

Der Eikenmeier, dessen Gesicht sich aufklärte, erwiderte vergnügt: „Hat er? — Von der Reise kam er ganz aus gutem Willen zu mir. Ein braver junger Mensch. Machen Sie es sich commode. Kommen Sie nach oben. Und dann wollen wir uns draußen setzen." —

Wilhelm fand den Kolonen an einem gedeckten Tische unter den Bäumen des stillen Hofes wieder. Friedrich war mit dem Gesinde und den Pferden noch auf dem Felde. Die Hühner gingen spazieren und die Tauben sonnten sich auf den Dächern.

Zutraulich unterhielten sich der Wirth und sein Gast. Letzterer mußte von Felix erzählen. Daß dieser genöthigt wurde, sein Brod zu verdienen, rührte den anderen, und daß er es so brav thue, freute ihn. „Herr von Rüsterstein wird sich schon durchhelfen," meinte er; „denn er versteht die Sache und ist ordentlich. Bei dem Vater mag es wohl nicht so gewesen sein. Ich sage Ihnen aber, Herr Mellno, wenn Ihr und mein Freund in Noth ist, so helfe ich auch."

„Das glaube ich," antwortete Wilhelm, dem es hier ungemein wohl zu Muthe war, mit herzlichem Aus-

druck. „In Noth wird er nicht kommen, wenn er gesund bleibt.“

„Als er hier zuerst kam,“ sprach der Kolon weiter, „glaubte ich, er wollte das Fräulein von Dienhaupt heirathen; und als ich ihn gut kannte, hätte ich sie ihm wohl gegönnt. Denn sie ist ein Mädchen, wie es weiter keins giebt, auf der ganzen Erde nicht. Aber ich merkte bald, sie hatten kein Pannschann zu einander.“

Der Zuhörer hatte Mühe, seine Aufregung zu verbergen, sah vor sich nieder und sagte, daß er das Fräulein kenne.

„Ja so!“ äußerte jener etwas unzufrieden; denn er dachte, daß der heutige Besuch wohl nicht allein ihm gelte.

„Durch gemeinsame Freunde in Berlin,“ fuhr Wilhelm fort. „Frau Hauptmannin Glandy ist jetzt hier.“

„Die Dame hat mich schon ein paarmal besucht. Sie paßt recht zu Fräulein, was die Klugheit betrifft, und ist lustig und muntert Fräulein auf. Ueber die Religion sind wir auch einig. Wir meinen, Katholiken und Protestanten, als Menschen betrachtet, sind egal. Ich habe sie hier zusammen und lese ihnen das reine Gotteswort vor. Wer danach handelt, wandelt den rechten Weg.“

„Das ist auch mein Glauben, Herr Eikenmeier. Es geht mir zu Herzen, daß die Deutschen, nachdem sie endlich ein einiges Volk geworden sind, von der Geistlichkeit uneinig gemacht werden. Aber ich tröste mich

mit der Hoffnung, daß der echte christliche Geist in unserem Volke von der Herrschsucht der Priester nicht unterdrückt werden wird. Streitigkeiten, wie wir sie jetzt erleben, sind immer und überall gewesen. Viel Unheil haben sie angerichtet, aber auch viel dazu beigetragen, daß die Welt in der Erkenntniß fortgeschritten ist."

„Ist sie auch," sagte der Kolon, „das heißt, was die Männer anbetrifft. Meine Selige dachte wie ich; aber die meisten Weibspersonen sind zu schwach. Und da macht es einem rechte Freude, wenn man so kluge und kräftige Frauenzimmer sieht —." Er unterbrach sich. „Da kommen sie ja!" rief er und seine Stirn runzelte sich. Wilhelm sah nach der Hofthür und sprang auf.

Dort standen im hellen Sonnenschein die Freundinnen. Agnes erkannte den Mann, der neben dem Eikenmeier sich jetzt erhob, und wollte umkehren. „Hast Du das gewußt?" fragte sie klopfenden Herzens. „Wie kannst Du das denken?" antwortete Gerda. „Komm', sie haben uns gesehen."

Wilhelm eilte ihnen entgegen. Der Kolon blieb an seinem Platze; unwillig, denn er dachte: „Ein Rendez-vous! das ist gegen die Ehrbarkeit." — Bald sollte er anderen Sinnes werden. Blaß und unglücklich kam der Gast mit den Damen. Das geliebte Mädchen hatte seine Begrüßung stolz, ja kalt erwidert, kein Wort des Willkommens gesprochen; peinlich überrascht schwieg die andere. Beklommen sprach er: „Mich führte ein Geschäft in diese Gegend und da konnte ich dem Kolonate Rüstersteins Grüße bringen. Gestatten Sie," wandte

er sich an Agnes, die gesenkten Hauptes weiter schritt, „daß ich meine Theilnahme an Ihrer Trauer ausspreche.“

„Danke!“ kam es leise aus ihrem Munde, und da sie sich jetzt dem Tische näherten, rief sie dem Eikenmeier ein „Guten Morgen“ zu, welches frisch klingen sollte, aber nicht klang. Dieser reichte ihr, dann Gerda die Hand und sagte: „Das ist schön! Ich will noch Stühle holen.“

„Lassen Sie das,“ fiel Agnes hastig ein. Sie war blaß geworden und Thränen drangen ihr in die Augen. „Wir wollten auf unserem Spaziergange nur sehen, wie es hier steht.“

Er betrachtete sie verwunderlich und versetzte: „Ich habe lieben Besuch, aber deswegen können Sie doch hier bleiben.“

Jetzt nahm Gerda das Wort: „Wir müssen nach Haus.“ Sie redete Wilhelm an: „Mein Mann kommt heute Nachmittag und würde sich freuen, Sie zu sehen. Bleiben Sie so lange?“

Statt des Gefragten antwortete der Alte: „So kurz ist das nicht abzumachen. Ohne ein paar Tage lasse ich Herrn Mellno nicht weg.“

„Dann sehen wir uns wohl noch,“ sprach Gerda befangen, indem sie ihren Arm in den der Freundin legte. „Adieu.“ Wilhelm zog seinen Hut und der Kolon erwiderte: „Na, adieu denn.“

Letzterer hatte die Sache wohl durchschaut und war ganz mitleidig geworden. „Nun wäre es gut,“ fing er an, als die Damen gegangen waren, „wenn ich Ihnen den Hof zeigte und erklärte, wie es hier seit unvordenk=

lichen Zeiten gehalten wird. Bald muß der Friedrich kommen, und dann sollen Sie 'mal Pferde sehen! Dafür müssen Sie sich doch auch interessiren."

„Nicht nur als Landwirth, auch als Kavallerist."

„Sie haben wohl bei den Schweren gedient?"

„Bei den Ulanen."

„O was! Meine Söhne sind auch mit im Kriege gewesen, der jüngste bei der Garde. Jetzt ist er Gärtner bei Fräulein. Sie werden ihn wohl noch kennen lernen. Da können Sie sich denken, daß ich dazumal die Zeitungen gelesen habe. Und allemal amüsirte ich mich, wenn von unseren Ulanen was darin stand, wie das Volk in Frankreich vor diesem peuple sauvage Furcht hatte. Mein Vater Seliger erzählte, daß die Franzosen, als sie hier ins Land kamen, die Heidschnucken auch peuple sauvage nannten." Er lachte, um seinen Gast aufzuheitern; es wollte aber nicht gelingen.

Deshalb sagte er später, als von dem Gesinde die Rede war: „Man muß sich auf die Gesichter verstehen. Das Schlimmste sind die Liebschaften, und die sieht man den Menschen auch an. Wenn ein Mädchen mit einem mault, so ist es bei ihr nicht geheuer." Dabei blickte er tröstend in Wilhelms Gesicht, welcher nun erröthete und verlegen lachte.

Wirklich drang die gutmüthige Andeutung wie ein Hoffnungsstrahl in das Herz des fast Verzagenden. Er hatte nach einem Grunde gesucht, schnell abzureisen; jetzt wollte er noch bleiben. Und da der Kolon und dessen Besitzung seine Theilnahme mehr und mehr erregten, so führte die Beobachtung derselben ihn allmählich

in eine muthigere Stimmung zurück. Er begleitete nach Mittag Friedrich auf den Acker und durchstreifte darauf stundenlang allein die Felder. Das Gut zog ihn mächtig an, aber er vermied es standhaft. Morgen wollte er dort nach dem Hauptmann Glandy fragen. Der Vorsatz und die Einbildung, stark zu sein, erleichterte etwas sein Gemüth.

Agnes dagegen fühlte sich von Stunde zu Stunde unglücklicher. Einer der Augenblicke, welche die stärkste Seele ins Schwanken bringen, hatte sie überrascht; in dem schnellen Greifen nach einem Halt war es leider der falsche Stolz, an dem sie sich stützen wollte. Sie kränkte den unschuldigen, einzig geliebten Mann und hatte ihn vielleicht für immer von sich gewiesen.

Als die Freundinnen das Kolonat verlassen hatten, gingen sie Arm in Arm lange schweigend. Endlich sagte Gerda: „Sprich Dich aus, Agnes. Hat Mellno Dich beleidigt?“

„Nein!“ lautete die heftige Antwort.

„Wir haben doch sonst keine Geheimnisse.“

„Laß mich!“

„Daß er hierherfuhr, ist sehr freundlich gegen den Eikenmeier. Gewiß hätte er uns besucht; aber Du hast ihn verscheucht. Du warst so hart gegen ihn, daß er blaß wurde.“ Sie fühlte Agnes' Arm zittern und schwieg. So kamen sie nach Hause.

Da warf das schmerzlich erregte Mädchen sich an ihre Brust und weinte, sprach aber kein Wort. Auch Gerda nicht. Zwar glaubte diese an einen glücklichen Ausgang; doch wollte sie die unerwartet eingetretene

Lage erst überlegen. Und der Tag verlief, ohne daß die eine und andere daran zu rühren gewagt hätte.

Gegen Abend kam der Hauptmann Glandy. Agnes ließ das Ehepaar gern allein und ging, mit ihrer Trübsal beschäftigt, in Gärten und Park auf und nieder. Für ihre Blumen und Früchte hatte sie keinen Sinn, ihre Augen streiften nicht wie sonst lebhaft umher, sie sah nur auf den Pfad vor ihren Füßen.

So war sie an den Steg gekommen, der über den Burggraben nach den Wiesen führt. Da blickte sie auf und blieb wie gebannt unbeweglich stehen. Vom hohen Esch schritt Wilhelm Mellno heran, vor sich nieder sehend, der Umgebung nicht achtend. Schon war er nahe. Jetzt blickte auch er auf, bemerkte sie und blieb stehen. Was sollte sie thun? Er wollte gewiß nach dem Gutshause, denn er kam näher. Durfte sie weg eilen, zu der vorigen Unfreundlichkeit eine größere fügen? Er blieb wieder stehen und nahm zum Gruße den Hut ab. Wie schön stand er da! Auf der mächtigen Gestalt der ausdrucksvolle Kopf. Er wußte nicht, ob er umkehren oder — nur der Steg trennte sie noch — weiter gehen solle.

Jetzt sprach er: „Habe ich aus Versehen einen verbotenen Weg eingeschlagen, so bitte ich um Entschuldigung, Fräulein von Dienhaupt.“

Sollte das ein Vorwurf sein, eine berechtigte Anklage? Ihr Stolz schwand dahin. Willenlos schritt sie über den Steg auf ihn zu und sagte tief erröthend: „Seien Sie willkommen, Herr Mellno!“

Ganz allein standen sie sich gegenüber auf der

Wiese, unter dem reinen Abendhimmel, in der wonnigen Sommerluft. Beide schwiegen. Dann klang es plötzlich an Agnes' Ohr: „Nur ein paar Worte. Wie eben der Steg, so möge meine Frage uns trennen oder verbinden. Ich kann nur Sie lieben! Können Sie mich lieben?"

Ein leises Ja machte ihn zum glücklichsten Menschen.

## Sechstes Buch.

### Erstes Kapitel.

Wilhelms schleunige Abreise war Brigitte nicht aufgefallen. Schon mehreremal hatte er sich zu einer Fahrt nach Berlin so plötzlich entschlossen. Nach dem großen Schrecken, welchen sie, als er von Calixts Taufkleide sprach, nicht verbergen konnte, hatte sie weitere Fragen von ihm erwartet und mit Herzklopfen überlegt, was sie antworten sollte, um sich von dem ihr peinlichsten Verdachte der Unredlichkeit, gar des Diebstahls, zu reinigen. Da dieselben nicht erfolgten, so beruhigte sie sich. In ihren Schicksalen hatte sie nicht allein die große Herrschaft über sich selbst, sondern auch die Erfahrung gewonnen, daß oft die Begebenheiten anfangs schlimmer aussehen, als sie sind. In gefährlichen Lagen hatte ihr Muth und leichter Sinn sie aufrecht erhalten, und schnell konnte sie manches vergessen, was schrecklich, schmerzlich gewesen. So schüttelte sie auch diese Sorge leicht von sich ab.

Als ihr Herr weggefahren war, stellte sie sich dem Sachwalter im Schlosse zur Verfügung. Nach seiner allgemeinen Anweisung und in seinem Beisein, welches sie verlangte, leerte sie Schränke, Kommoden, Koffer, breitete den Inhalt auf Tische, Stühle, den Fußboden aus und sah bei dieser Gelegenheit Kleiderschätze: kostbare Gewänder, werthvolle polnische Kostüme, reiche Maskeradenanzüge, dergleichen ihr noch nie zu Gesicht gekommen waren und deren Betrachtung sie von anderen Gedanken augenblicklich ablenkte. Vieles war durch die nachlässige Aufbewahrung verdorben, und mehreremal murrte Brigitte innerlich: das leichtsinnige, verschwenderische Weib! So viel sie vermochte, setzte sie die Sachen in besseren Stand, mit einer Sorgfalt, als ob sie ihr gehörten, und ordnete ein Gelaß nach dem anderen.

Bei diesem Geschäfte, welches sie nur aus Liebe zu dem Erben des Schlosses so gut ausführte, tauchte die überstandene Unglückszeit wieder vor ihr auf. — Einundzwanzig Jahre war sie alt, als sie den Verführungskünsten des schönen Mannes erlag, welcher das Kind seiner verstorbenen Frau zu einer Verwandten gebracht hatte und in dem Hotel der kleinen oberschlesischen Stadt logirte, wo sie, die Elternlose, schon sechs Jahre treu und geschickt diente und sich Vertrauen, ach! zu viel Freiheit erworben hatte. Welch' großes Herzeleid folgte für sie, die vorher ohne Schuld und fröhlich gewesen! In jenem Orte konnte sie nicht bleiben. So sehr sie den schlechten Mann jetzt haßte, sie mußte sich gefallen lassen, daß er eine Frau aus Kaschin schickte, welche sie

mit in ihr Haus nahm, wo sie wenigstens verborgen war. Hier kam ein Kind des Herrn von Rüsterstein zur Welt, ein Knabe, welchen die Frau gleich für ein Glückskind erklärte, weil es der Tag des heiligen Sylvesters war und er dichte Haare hatte, dunkel wie seine Augen.

Solche Trostsprüche erleichterten die jammervolle Seele der unglücklichen Mutter nicht. Mit Angst dachte sie an die Zukunft ihres Knaben, den sie von der Schande seiner Geburt nicht befreien konnte, so manches sie auch gelernt hatte und so fleißig sie für ihn arbeiten wollte.

Da vertraute die Pflegerin ihr an, daß die Edelfrau im Schlosse von Malikowo allernächstens einen Erben der reichen Herrschaft erwarte; eine trügerische Hoffnung, denn aller Beobachtung nach sei das Kind jetzt schon todt. Da habe sie eine Gelegenheit, die Wenigen geboten werde, ihren unehelichen Sohn dereinst zu einem großen Herrn zu machen. Brigitte hörte dies zuerst mit Entsetzen. Ihr Kind vertauschen! — Nein, nicht vertauschen; denn sie sollte es ja nur hergeben, wenn das im Schlosse erwartete wirklich nicht lebte. Ein tödtlicher Schmerz sollte der Edelfrau erspart werden, indem man sie täuschte. Welches Glück, wenn man ihr sagte, sie habe einen gesunden Sohn! Die Zweifelhafte kämpfte mit dem Entschlusse. Der wiederholten Mahnung gab sie nach und willigte ein, daß am Abend des zweiten Tages ihr Kind wohlverwahrt und in einem geschlossenen Wagen von der Rathgeberin entführt wurde.

Es war eine schreckliche Nacht für die Zurückbleibende. Gewissensqualen stritten in ihr mit dem

Wunsche, daß die Verwechselung stattfinden möge. Die Mutterliebe hieß sie im einen Augenblick, das ihr geschenkte kleine Wesen zurückzufordern, im anderen mit der Aussicht auf seine glückliche Zukunft sich zu trösten.

Endlich kam jene wieder, mit vergnügtem Gesicht. „Freue Dich!“ sagte sie. „Dein Sohn ist der Erbe von Malikowo. Das Glück ist ihm in die goldene Wiege gelegt. Ganz unbesorgt kannst Du sein. Niemand hat gemerkt, daß ich das todte Kind wegtrug. Nichts hast Du zu thun, als für immer zu schweigen.“

Diese Nachricht wurde eine Stärkung für die Schwache, die sich schnell erholte. Die Sehnsucht nach ihrem Kinde kehrte indeß wieder und oft verlangte sie, dasselbe zu sehen.

Da machte die weise Frau, von der sie bis dahin so wohl gepflegt und berathen worden, ihr begreiflich, daß sie für einige Zeit weit wegreisen müsse, damit ihre Unvorsichtigkeit nicht alles verrathe. Es traf sich, daß eine fremde Herrschaft auf der Reise nach Paris zur Tauffeier nach Malikowo gekommen war und eine Dienerin suchte, weil die mitgenommene unterwegs krank geworden.

Auch hierin willigte Brigitte nach langem inneren Kampfe unter einer Bedingung: Sie wollte sich überzeugen, daß der kleine Calixt von Stolawski wirklich ihr Kind sei, und verlangte, ihn vor der Abreise noch einmal zu sehen. Nachdem ihr dieses versprochen, fuhr sie mit den guten Empfehlungen, welche sie besaß, nach dem Schlosse. Die fremde Dame nahm sie, ohne viel zu fragen, in Dienst, und neben deren Wohnung im

unteren Theile des großen Gebäudes wurde ihr für die noch kurze Zeit eine Stube angewiesen.

Da kam in später Abendstunde, als im Schlosse alle anderen schliefen, ihre Beratherin, führte sie leise die Hintertreppe hinauf, durch mehrere Zimmer an die goldene Wiege des Kleinen. Ja, es war ihr Kind, es schlief und doch erkannte sie es. Sie wollte es küssen, bei ihm bleiben. „Nicht länger!" flüsterte die Frau ängstlich. „Komm, ich will Dir das herrliche Taufkleid zeigen." Sie zog sie fort. In der Kammer zunächst der Hintertreppe leuchtete sie mit ihrem Lichte in die Ecken und ließ die unglückliche Mutter sich einige Augenblicke an dem Kleide freuen, welches mit Spitzen und dem goldenen Namen Stolawski verziert war. —

Noch einmal stieg Brigitte heimlich hinauf. Dies Gewand, in welchem ihr Sohn die heilige Taufe erhalten hatte, wollte sie besitzen. Mit allerlei unklaren Gedanken rechtfertigte sie sich vor sich selbst. Ein Andenken wollte sie haben, einen Beweis für die Zukunft. Durfte sie nicht den ihr so theueren Gegenstand, welcher dort oben zwischen anderen Sachen vergessen lag, als habe er jetzt keinen Werth mehr, an sich nehmen? Aber sie zitterte doch, als sie ihn ergriff. Schnell zog sie ihn von seinem Platze, noch einmal heftig, denn er mußte irgendwo festgehakt sein. Und davon entstand ein Riß in der Stickerei, den sie nachher sah.

Auf der Winterreise, längere Zeit im Wagen über Land nach den Gütern, hielt ihr starker Wille sie aufrecht. In einer Nacht aber, welche sie in einem Dorfwirthshause verbrachten, glaubte sie zu sterben, und da

packte die Angst sie, für eine Diebin gehalten zu werden, wenn man Calixts kostbares Taufgewand bei ihr fände. Schnell sprang sie auf, riß es aus dem Koffer und versteckte es hinter einem Vorhang. Danach wurde sie durch einen guten Schlaf zu der Fortsetzung der Reise hinlänglich gestärkt.

Wer mochte nach zwanzig Jahren die Stolawska an das Kleid erinnert haben? — Der Gelehrte von vorigem Winter? — Was konnte der davon wissen? Vielleicht wollte das abscheuliche Weib die Goldstickerei zu einem weltlichen Scherze benutzen. Nur gut, daß ein solcher Mißbrauch unmöglich war; denn als Brigitte in jener Nacht das Kleidchen heraus nahm, war ihr unbemerkt das eine Stück ganz abgerissen. Später fand sie es und dies Andenken bewahrte sie. —

Das waren traurige Erinnerungen, welchen die Wirthschafterin bei ihrer Mühewaltung im Schlosse nachhängen konnte; denn der Sachwalter pflegte mit einem Buche am Fenster zu sitzen und störte sie nicht. Ihr Gesicht klärte sich jedoch, wenn sie an den Erfolg ihrer Leiden dachte. Ueberall wurde ihr Sohn als Herr von Stolawski angesehen und sie hatte ihn gesund gefunden. Zwar anders, als sie hoffte. Die Frau, welche seine Mutter zu sein glaubte, hatte ihn schlecht erzogen. Seine wahre Mutter hatte er geschlagen, den guten jungen Rüsterstein — ach Gott, seinen Halbbruder! — wollte er erschießen. Das schnitt wieder tief, tief in Brigittens Herz. — Aber welch ein Glück, daß in Paris alles drüber und drunter ging! Sonst wäre sie nimmer entkommen und ohne sie wäre sein Erbtheil in der lieder=

lichen Wirthschaft ganz vergeudet. Sie hatte es ihm gerettet. —

Ob der alte Geistliche in Kaschin — er war längst gestorben — ihr Geheimniß kannte und es dem polnischen in Paris, der ihre Herrschaft gleich besuchte, geschrieben hatte? Denn letzterer brachte den Arzt, welcher Brigitte für sehr krank erklärte und mit ihr nach dem Hospital eines Nonnenklosters fuhr. Darin hielt man die Genesene fest. Allein durfte sie aus den Mauern nicht hinaus, und wäre sie nicht so brauchbar gewesen,. hätte man sie wohl gar todt gemacht. — Die Schwergeprüfte schauderte bei diesem Gedanken. Seitdem haßte sie die Priester und dachte das Schlimmste von ihnen, auch als sie nach ihrer Rückkehr das plötzliche Ende der Frau erfuhr, in deren Hause Calixt das Licht der Welt erblickte.

„Da geht der Administrator vorbei,“ sprach jetzt der Sachwalter. „Ist denn Ihr Herr wieder da? Sonst kommt er diesen Weg nicht.“

„Wir erwarten Herrn Mellno noch nicht. Er wollte schreiben, wann er kommt. Aber dann will ich für heute aufhören.“ Sie legte die Sachen zusammen.

„Herr von Rüsterstein ist noch nicht einmal im Schlosse gewesen. Weshalb nicht?“ fragte jetzt der Sachwalter.

„Es wird ihm zu schwer sein, denn er könnte selbst in einem wohnen.“

„Der Vater war ein Taugenichts —“

Sie unterbrach ihn: „Von Todten soll man nicht schlecht sprechen. Unglück hat er gehabt.“ —

Im Walde auf der Bank, wo er Judith zuerst gesehen hatte, saß Felix und dachte an sie inniger denn je. Er hatte einen Brief von Wilhelm Mellno erhalten, die Verlobungsanzeige. Welches Glück klang aus den paar Zeilen! Gewiß, Felix freute sich herzlich darüber; aber ohne Neid war er nicht. Weshalb sollte nicht auch er glücklich sein? Wäre es ein Unrecht, um Judiths Hand zu bitten? Sie würde Ja sagen, das glaubte er jubelnden Herzens. Aber könnte seine beschränkte Lebenslage ihr genügen? Durfte er sie an sein bescheidenes, ja unsicheres Loos binden? Denn niemand konnte ihm bürgen, daß er behalte, was er besaß.

Aus solchen Gedanken weckten ihn Brigittens kräftige Schritte. Er ging ihr entgegen. „Ich wollte zu Ihnen," so redete er sie an, „um Ihnen eine sehr erfreuliche Nachricht zu bringen. Herr Mellno ist glücklicher Bräutigam!"

Eine Mischung von Freude und Schrecken kam in die Züge der überraschten Wirthschafterin. Dringlich fragte sie nach der Braut, und je mehr sie über dieselbe erfuhr, desto ernster wurde ihr Ausdruck. Die warme Theilnahme an dem Glücke ihres Herrn und Wohlthäters vermochte nicht die Furcht zurückzuhalten, daß neben einer solchen Hausfrau für sie kein Platz sei. In der Angst, den endlich, endlich erreichten Ort, wo sie ihrem Sohne nahe war, abermals verlassen zu müssen, sprach sie hastig: „Ich bleibe doch, oder Sie nehmen mich."

„Daran habe ich noch gar nicht gedacht," entgegnete er, von dieser Selbstsucht unangenehm berührt,

und fuhr, in der Absicht das Gespräch zu beenden, fort: „Ich reise in dieser Nacht nach Berlin, um dort Herrn Mellno zu gratuliren und das Siegesfest zu feiern.“ Jetzt sah er ihr betroffenes, gramvolles Gesicht und setzte freundlich hinzu: „Haben Sie etwas zu bestellen?“

„Ich bitte, meinen Glückwunsch.“

Er grüßte und ging. Nach ein paar Schritten drehte er sich um und fragte zurück: „Haben Sie das Taufkleid gefunden?“

„Es ist nicht da.“

## Zweites Kapitel.

Es war der 2. September. Von der Siegessäule auf dem Königsplatze in Berlin sollte die letzte Hülle fallen. In unzählbaren Schaaren strömte das Volk durch die festlich geschmückten Straßen dahin, wo es hoffen konnte, den Kaiser und die fürstlichen Feldherren, den Kanzler und die berühmten Generäle und Truppen zu sehen; nicht hingerissen von einem Jubel, wie vor drei Jahren, als es die Nachrichten der unvergleichlichen Siege staunend hörte, aber noch einmal erwärmt, man könnte sagen, traulich verbunden, durch das Gefühl des Dankes für die großen Thaten, für die glorreich erkämpfte Sicherheit und Macht der Nation.

Arm in Arm suchten Wilhelm Mellno und Felix von Rüsterstein in der Masse vorwärts zu dringen. Die Erinnerung an den Krieg, welcher die Deutschen

einigte, den Erbfeind niederschlug und ein neues Reich schuf, die stolze Empfindung, auch ihr Leben in den für das Vaterland entscheidenden Schlachten eingesetzt zu haben, die Beobachtung der freudig erregten Menge lenkten sie von den Gedanken, welche ihr Herz übrigens erfüllten, ab.

Jetzt konnten sie nicht weiter, sie standen im dichtesten Gedränge. Wilhelm, der über die Umstehenden hinausragte, sah, wie Kopf an Kopf sich reckte. Mehr konnte auch er nicht wahrnehmen. Die meisten sahen nichts als in der Ferne etwas von der Säule. Und dennoch freute sich jeder, dabei zu sein. An der Stätte der Feier erklang Musik, Hochrufe brausten heran und setzten sich weithin fort.

Da wurde Wilhelms Arm ergriffen, und an ihm zog eine kleine Gestalt sich heran. Nun sahen die Freunde Celerotius' freudestrahlendes Gesicht. „Sie auch hier?“ fragte er Felix und drückte ihm die Hand. „Wen wollten Sie sehen?“ fügte er schalkhaft lächelnd hinzu. „Wohl diesen glücklichen Bräutigam! Auch die Victoria dort oben. Gott sei gedankt für unsere Siege!“ Seine Augen glänzten. — Die Masse umher kam in Bewegung, die Feierlichkeit schien beendigt zu sein. Celerotius hielt Wilhelm fest. „Lassen Sie uns zusammenbleiben, bringen Sie mich nach Hause. Das Denkmal besehen wir ein andermal. Heute ist gar nicht heranzukommen.“ Sie wandten sich nach der nahen Straße In den Zelten. Er fuhr fort: „An solchem Tage wird einem 'mal wieder warm ums Herz. Viel zu schnell hatten wir die große Zeit vergessen.“ Ein vorbei-

fluthender Menschenstrom unterbrach ihn. Dann wies er nach der entgegengesetzten Seite auf ein am Platze freistehendes Haus. „Dort habe ich meinen Damen ein Fenster verschafft. Dies sollten sie sehen.“

„Frau von Flieden?“ fragte Felix, überrascht, glücklich. Der Kleine nickte. Gehemmt, geschoben, gedrückt, Schritt für Schritt gelangten sie aus dem Gedränge. Vor seiner Wohnung sagte er: „Kommen Sie herauf, lassen Sie es hier unten leerer werden.“

Die Einladung war Felix höchst unwillkommen. Das andere Haus, worin wahrscheinlich Judith war, zog ihn an. „Kommen Sie herauf,“ wiederholte Celerotius. „Ich habe Ihnen beiden Wichtiges mitzutheilen.“

In gespannter Erwartung erstiegen die Freunde die Treppe. Er fing, als sie sich gesetzt hatten, gleich an, indem er seine Worte zuerst an Wilhelm richtete: „Als Sie glücklicher Bräutigam mich vorgestern besuchten, mochte ich nichts berühren, was Ihre und meine Freude stören konnte. Wären Sie und jetzt auch Herr von Rüsterstein nicht hierher gekommen, so hätte ich mich in den nächsten Tagen bei Ihnen angemeldet. Sie sind nicht mehr sicher zu behalten, was Sie von der Stolawska haben.“

Felix erschrak. Wilhelm rief: „Oho!“

„Sie auch nicht,“ fuhr Celerotius mit geschäftsmäßiger Ruhe fort, „trotz Ihres vortrefflichen Kontraktes. Kauf bricht Miethe. Wenn die Herrschaft unter den Hammer kommt, gehört Ihre Pachtung dazu.“

„Erklären Sie!" bat Wilhelm, mehr um den Freund als um sich besorgt.

„Güte ist oft eine Last, aber jede Last hat ihr Gutes," sprach der treue alte Mann mit weicherem Ausdruck. „Daß Frau von Flieden das liebe Mädchen zu sich genommen, davon hat sie neben großer Freude manche Sorge, und weil ich an letzterer theilnahm, erfuhr ich, was Sie wissen müssen." Er sah, wie Felix sich anstrengte, seine Aufregung zu beherrschen. „Die Damen waren vor einigen Wochen aus einem abgelegenen böhmischen Waldorte nach Hause gekommen. Da entdeckte der verkommene Mensch, der Stolawski, wo meine junge Freundin wohnt. Sein Besuch wurde abgewiesen. Trotzdem belagerte der Nichtsthuer das Haus in einer unerträglichen Weise. Frau von Flieden erzählte mir alles. Um gegen ihn einzuschreiten, erkundigte ich mich, wie es mit ihm steht, auch bei dem Bankier Marjun. Dieser, welcher Judith so lieb hat, wie er einen Menschen lieben kann, gerieth, als er hörte, was ihr widerfahre, beinah in Wuth und hatte gleich eine Waffe gegen den Polen zur Hand: „Ich werde ihm schreiben, ich will mein Geld haben," rief er, „oder er soll aus Berlin. Weiter borgen will ich noch ihm und seiner Mutter, aber er soll aus Berlin." Bald nachher war der Wüstling verschwunden. Marjun wird wissen, wo der liederliche Trunkenbold ist. Ich habe nicht danach gefragt."

Obgleich Wilhelm und Felix den polnischen Leichtsinn kannten, hatten sie kaum für möglich gehalten, daß eine Frau und ihr einziges Kind eine, wenn auch schwer

belastete, große Besitzung durch heimliche Anleihen verlieren könnten. Wilhelm sagte: „Die Schulden bei dem Bankier wird Malikowo noch tragen können.“

„Ich glaube, nicht lange mehr,“ erwiderte der Alte. „Ich stellte Marjun vor, daß es unrecht sei, diesen Leuten Geld zu leihen. Da entgegnete er kalt: Das ist mein Geschäft. So lange ich Deckung habe, borge ich, und bald ist's zu Ende. Was soll ihm das Gut? Verspielt er's ja doch. Und borge nicht ich, so thut es ein anderer. Deshalb,“ schloß Celerotius, „richten Sie sich bei Zeiten ein,“ und da er sah, wie unglücklich Felix in diesem Augenblicke war, stand er auf, gab ihm die Hand und sprach gutmüthig: „Ein Mann wie Sie findet immer seinen Platz.“ Dann sagte er: „Ich gehe für eine Viertelstunde weg, bleiben Sie hier.“ Gleich darauf war er hinaus.

Die Zurückbleibenden dachten schweigend, wie gestört die Pläne für ihren Hausstand waren. In trauriger Lage befand sich der jüngere, der abermals seine lieblichste Hoffnung in weite Ferne schwinden sah. Wilhelm konnte, auch wenn die Sache für ihn so lag, wie Celerotius annahm, Agnes bald besitzen, während Judith dem Sehnsüchtigen unerreichbar schien.

Wenige Worte hatten sie gewechselt, als vergnügten Antlitzes Celerotius eintrat. „Frau von Flieden hat uns auf morgen Mittag eingeladen,“ sagte er, und zu Wilhelm: „Sie bittet um Ihre Bekanntschaft.“

Das war ein unerwarteter Sonnenblick für Felix. „Gern!“ rief er; „aber kann ich nicht gleich zu ihr gehen?“

„Sie treffen sie heute nicht," lautete die bestimmte Antwort. „Ich werde ihr Nachricht geben, daß wir morgen um vier Uhr kommen."

Sie trennten sich. Die Freunde suchten einen einsamen Pfad durch den Thiergarten. Als sie allein waren, begann Wilhelm: „Ein sonderbarer Mensch! Mit der einen Hand schlägt er Sie nieder, mit der anderen richtet er Sie auf."

„Ich stehe auf eigenen Füßen fest," fiel etwas verletzt Felix ein.

„Er meint es gut."

„Keinen Schritt thue ich, ehe ich nicht festen Boden unter den Füßen habe."

Wieder schwiegen sie, bis Wilhelm, als spreche er vor sich hin, sagte: „Vielleicht ist Judith reich."

„Auch dann nicht!" rief der andere mit stolzem Tone.

„Dem kann ich nicht zustimmen," entgegnete ersterer. „Es scheint, daß die guten Menschen, welche an dem Schicksal des schönen Mädchens theilnehmen, ihrem Liebling bald den Schutz eines braven Mannes wünschen."

„Mellno!"

„Nur augenblicklich wollen sie Ihnen die Möglichkeit, sich auszusprechen, entziehen."

„Den Eindruck habe ich auch," lautete fröhlicher die Antwort.

Wilhelm führte den Freund zu seiner Mutter und Schwester und ging selbst nach des Vaters Zimmer, um diesem mitzutheilen, was er über die Besitzer von Malikowo gehört hatte. In dem Hause des Geheimraths fühlte sich Felix auch heute wieder eigenthümlich beruhigt

und befriedigt. Die Sicherheit, mit welcher kaum bemerkbar der kluge alte Herr über den Seinigen wachte, die Liebe der Geschwister unter einander, die anmuthige Aufmerksamkeit, welche die Tochter jedem zuwandte, hatten den Alleinstehenden wohl an die eigene Lage schmerzlich erinnert, da man ihn indeß wie ein Familienmitglied behandelte, jedesmal mit größerem Vertrauen erfüllt.

Freilich war die Geheimräthin noch tiefer in ihre religiösen Grübeleien versunken. Aber seitdem der Hausherr seine Bemühungen, sie daraus zu befreien, aufgegeben, hatten die anderen Frieden. Nun widmete er seine freie Zeit der einsamen Cecilia, welche durch den innigen Verkehr mit dem kenntnißreichen Vater gefördert und gestärkt wurde.

Ihre Herzensneigung war dieselbe geblieben, aber sie hatte die Kraft der Entsagung gewonnen und vermochte, dem Freunde ihres Bruders heiter zu begegnen. Und er wurde, von dem wohlthuenden Empfange erwärmt, gesprächig. Der Anknüpfungspunkte gab es viele. Später kam der Geheimrath mit seinem Sohne hinzu. In der angenehmsten Unterhaltung verstrichen die Stunden, für welche Felix beim Abschiede so lebhaft dankte, daß man fühlte, wie gern er hier gewesen. Wilhelm begleitete ihn durch die prachtvoll illuminirten Straßen nach seinem Gasthofe.

Genau zu der bestimmten Zeit am folgenden Tage trat er bei Frau von Flieden ein. Seine und Judiths Blicke begegneten sich sofort. Wie glücklich sah sie ihn an, wie war sie schön und, nachdem Frau von Flieden ihn herzlich willkommen geheißen, wie innig reichte sie

ihm die Hand. Celerotius war schon da und nickte ihm einen vergnügten Gruß zu. Ein schöneres Paar kann es nicht geben, dachte der gute alte Mann. Und als gehörten sie einander bereits, so zeigten sich Felix und Judith. Die schwere Trennung war vergessen. Bei ihnen verstand es sich von selbst, daß sie sich täglich lieber gewonnen und daß es keines Wortes bedurfte, ihren Bund unzertrennlich zu machen. Sie waren glücklich, weil sie beisammen waren. So gaben sie sich, nicht ihrer eigenen Betrachtung, sondern denen hin, die um sie waren, und schnell wandte das Gespräch sich ganz anderen Dingen zu.

„Haben Sie Herrn Mellno heute schon gesehen?" fragte Celerotius.

„Nein," antwortete Felix. „Jeder hatte nothwendige Wege."

„Er war bei mir. Ich fahre morgen mit Ihnen."

„O, das ist schön!"

„Er hat den Maler Prätorius und mich eingeladen."

„Ach, das freut mich!" Und fast hätte Felix von Judiths Bilde gesprochen, welches er in dem Skizzenbuche des Meisters fand. „Er ist wohl dagewesen, um das Bild der verstorbenen Schwägerin zu sehen?"

„Es soll merkwürdig gelungen sein."

Die Thür ging auf. Wilhelm kam. Als er das Mädchen erblickte, dessen Schönheit, wie er bis jetzt gemeint, ihm übertrieben geschildert wäre, konnte er sein Erstaunen nicht verbergen. Celerotius bemerkte es und auch Frau von Flieden, die ihn zuvorkommend empfing

und mit Judith bekannt machte. Diese gab ihm unbefangen, als gebühre das dem Freunde ihres Freundes, die Hand. Er aber sah sie lange an, so daß sie die Augen niederschlug.

Es bedurfte einiger Zeit, bis er des Eindrucks Herr wurde, welchen ihre Erscheinung auf ihn machte. Er war sich selbst nicht klar, was ihn so bewegte; aber je länger er dieses liebliche Wesen beobachtete, um so schwerer drückte ihn der Gedanke, dessen Entstehung er nicht begriff und den er abzuweisen suchte: Wirst du lange dieser Erde angehören?

Frau von Flieden und dem alten Hausfreunde entging die Bewunderung nicht, welche ihr Liebling jetzt sogar in einem glücklich verlobten Manne von festem Charakter hervorrief, und in ihrer augenblicklichen Furcht wünschten beide, ihre Sorge möge ein Ende nehmen, Felix den leichtsinnigen Muth haben, ein bindendes Wort zu sprechen. Aber daran dachte weder er, noch Judith. Sie waren glücklich genug und ahnten nicht, was in den anderen vorging.

Ueber deren ernste Betrachtungen siegte zuletzt der heitere Genuß, die beiden jungen Menschen zu sehen, die mit fast kindlichem Frohsinn der Gegenwart sich überließen und, da sie die Gewißheit ihrer Liebe empfanden, an die Zukunft nicht dachten. Auch als man sich am Abend trennte, wurden sie nicht traurig. Blieb doch das treue Bild des einen im Herzen des anderen.

## Drittes Kapitel.

Die Eisenbahnfahrt war angenehm verlaufen. Celerotius und der Maler fanden Gefallen an einander. Ihre unterhaltende Gesellschaft zerstreute Wilhelm und Felix. In Kaschin trennten sie sich vorläufig. Die ersteren drei fuhren nach dem Pachtgute, Felix nach seinem Hause. Jene wollten ihn nachher besuchen und dann mit sich nehmen.

Als sie im Wagen saßen und Celerotius sich von Wilhelm das Land, durch welches sie kamen, erklären ließ, nahm Prätorius sein Skizzenbuch heraus, schlug Felix' Bild auf und betrachtete es mit Nachdenken. Wo er Gelegenheit hatte, pflegte er seine Skizzen mit den Originalen wieder zu vergleichen. Aus den Veränderungen der letzteren erkannte er entweder seine Fehler oder die vorwiegende Bedeutung einzelner Gesichtszüge, auf welche die Zeit am deutlichsten ihren Stempel gedrückt. Im heutigen Falle sah er nicht allein, daß bei dem Original jetzt die Augen zwar ernster, doch beruhigter blickten, die Linien um den Mund größere Willenskraft anzeigten, daß er aber die glücklichen Anlagen, welche in diesem untadelhaften Manneskopfe zum Ausdruck kamen, richtig erfaßt hatte. Zufrieden steckte er das Buch wieder in seine Rocktasche.

Brigitte empfing sie. An das Stolawskische Taufkleid hatte Wilhelm nicht viel mehr gedacht. Gelegentlich wollte er diese Sache aufklären. Die Wirthschafterin zeigte sich nicht anders wie gewöhnlich, beglückwünschte ihn mit passenden Worten zu seiner Verlobung und

berichtete kurz, was in ihrem Bereiche während seiner Abwesenheit vorgefallen. Von anderem war für jetzt keine Rede. Die Herren setzten sich zu Tische.

An dem schönen Tage verlangte man bald ins Freie und Prätorius drängte, die Bilder des berühmten Meisters zu besehen, um derentwillen er gekommen. Wilhelm freute sich über seine Gäste. Mehreremal ertheilte ihm Celerotius, der sehr guter Laune war, über die wirthschaftlichen Einrichtungen ein sachkundiges Lob, was der Künstler mit lustigen Einfällen begleitete. In munterem Gespräch gingen sie durch den Wald nach dem Schlosse. Der Sachwalter kam auf den Flur und sagte: „Gehen Sie nur hinauf, der Saal ist offen."

„Ein schöner Bau, aber wie öde!" sprach der Maler, als sie wieder allein waren und die Treppe erstiegen. „Kalt und freudlos, nirgends sonst ein Mensch!" Er sah sich um. „Wie verlassen und verfallen! Ein verwunschenes Schloß." Die Worte hallten von dem Gewölbe zurück. „Polnische Wirthschaft," sagte Celerotius.

Sie traten in den Saal und warfen einen Blick der Verwunderung auf diesen prächtigen Raum und seinen arg beschädigten Schmuck und verblichenen Glanz. Da hingen die großen Porträts. Auf das des Mannes fielen durch die hohen Fenster die Sonnenstrahlen. Freundlich schaute es herab und schien sie willkommen zu heißen. Daneben das der Frau war im Helldunkel eines Pfeilers. Der Maler und Celerotius gingen gleich dahin und betrachteten die Bilder eine Weile schweigend, Celerotius ganz erstaunt. Dann sagte ersterer: „Sehr schön!" Der andere dagegen starrte

ohne ein Wort diese sprechende Darstellung zweier ungewöhnlich schöner Menschen an. —

Wilhelm, der die Bilder schon kannte, ging im Prunksaale umher, an Agnes denkend oder kopfschüttelnd die bestaubten Tische, beschmutzten Tapeten, zerrissenen Sessel besehend. Als er an dem großen Wandspiegel vorbei kam, erschrak er fast über den verstorbenen Stolawski, der da herausstrahlte. Zugleich hörte er, daß Prätorius „Das ist es!“ sprach und sah, daß er in die Tasche griff, ein Buch herauszog und darin blätterte. Er ging hin, blickte mit Celerotius hinein und beide riefen, auf das höchste überrascht und jetzt auch Wilhelm von einer besonderen Aufregung erfaßt: „Judith!“ Unwillkürlich richteten sie ihre Augen auf die Thüren, und Wilhelm eilte sich zu überzeugen, daß kein fremdes Ohr zuhöre.

„Kennen Sie die?“ fragte der erstaunende Maler.

„O, sehr gut!“

„Sie auch?“

„Gestern habe ich sie kennen gelernt.“

Prätorius zeigte auf die großen Porträts. „Sieht sie nicht aus, als wäre sie deren Tochter?“

„Herr Gott!“ rief Celerotius und sah sich wieder nach den Thüren um. „Leise! Ich bitte Sie, sagen Sie das keinem anderen. Ach, wenn es so wäre!“ Ein Zug von Beruhigung kam auf sein Gesicht.

Nun bedurfte auch der Künstler einiger Fassung. „Weiß man etwa nicht, wer sie ist?“ flüsterte er.

„Noch nicht, noch nicht!“ sprach jener.

„Eine so merkwürdige Aehnlichkeit ist mir bis heute

niemals vorgekommen," fuhr der Maler fort. „Da Sie die junge Dame kennen, brauche ich nicht zu sagen, daß die Farbe der Haare und Augen, das Kolorit und feine Gebilde der Haut dieselben sind. Aber gehen Sie den Kopf in seiner ganzen Form und im einzelnen durch; Hals, Schultern, Wuchs, bis zu den Füßen majestätisch. Linie für Linie finden Sie in den Meisterwerken wieder. Ja, wo eine Abweichung erscheint, bei dem Vater oder der Mutter finden Sie etwas, woraus sie sich erklärt."

Die anderen hörten dies und die weitere Auseinandersetzung mit der gespanntesten Aufmerksamkeit an, indem ihre Blicke zwischen dem Buche und den großen Bildern hin- und hergingen. Dann sagte Celerotius bewegt: „Dem Manne gleicht sie am meisten."

„Ganz recht," erwiderte Prätorius. „Besonders im Charakter."

„Noch einmal," bat jetzt der heftig ergriffene alte Mann; „es ist von der größten Wichtigkeit. Lassen Sie uns dies streng geheim halten, auch gegen Rüsterstein."

„Ach so!" klang es aus dem Munde des Malers. „Ich sage kein Wort. Aber wenn Sie hier fertig sind, ich muß die Bilder noch studiren."

„Wir warten." Sie stellten sich in eine Fensternische dieser weiten Halle, worin einst feierlich und fröhlich hohe Gäste weilten und jetzt ein unheimlich verwahrloster Zustand an die Schloßfrau erinnerte, die verdorben war, seit der edle Mann ihr fehlte, in dessen Bild der Maler sich noch immer vertiefte. Welches Geheimniß waltet hier, welche Schuld? Trübe Ahnungen beschlichen sogar den glücklich Verlobten.

Keinen Laut hörte man, bis der Alte herausstieß: „Wo ist der Beweis?“

„Ich glaube, daß ich auf der rechten Fährte bin,“ sprach Wilhelm leise. Nachdenklich sahen sie auf den Park hinunter.

Der Dritte gesellte sich zu ihnen und sie verließen zusammen das Schloß. Der liebenswürdige Künstler sprach von anderen Dingen, und das Gemüth des guten Celerotius schien nunmehr von der zufälligen Entdeckung befriedigt zu sein; denn er wurde noch vergnügter, als er gewesen. In der besten Stimmung kamen sie zu Felix, und da auch dieser glücklichen Herzens war, so genossen in seinem und darauf bis Mitternacht in Mellnos Hause die einander zusagenden Männer ihr Beisammensein ungetrübt.

Am Morgen trat Prätorius die Rückreise an. Celerotius wollte das Pachtgut noch genauer besichtigen. Als er mit Wilhelm allein durch die Felder ging, theilte dieser ihm alles mit, was über die Umstände im Schlosse und über Brigitte zu sagen war. Jener beabsichtigte, in der nun gewiesenen Richtung nach Judiths Herkunft zu forschen und forschen zu lassen. Sie kamen überein, niemand von ihrer Vermuthung das Geringste merken zu lassen, selbst den so nahe betheiligten Felix nicht. Warum den Frieden des Gemüths, den er nach hartem Kampfe augenblicklich genoß, vorzeitig und unnöthig stören? Von dem Taufkleide sollte womöglich gar nicht mehr gesprochen werden; die Wirthschafterin, deren Schuld, wenn eine auf ihr lag, glück-

licherweise verjährt war, mochte glauben, ihr Herr habe es vergessen.

Wilhelm sagte: „Ein schauerlicher Gedanke, die Stolawska Judiths Mutter!"

„Und doch ist mir ein Stein vom Herzen. Sie können sich gar nicht heirathen, bevor man weiß, wer sie ist. — An so 'was denken die jungen Leute nicht."

„Freilich wohl. Aber endlich findet sie die Mutter und muß sie verachten. Sie wird mit ihr leben wollen, auch wenn die Frau noch tiefer sinkt."

„Wir müssen abwarten. Es ist ja nicht unmöglich, das Geheimniß für immer zu bewahren."

„Wie? Aus der Ehe des letzten Stolawski stammt wahrscheinlich nur ein Kind. Dürfen wir schweigen, wenn der Taugenichts den falschen Namen behält, vielleicht fortpflanzt?"

„Das bekümmert mich noch nicht," antwortete Celerotius. „Der fernere Weg liegt im Dunkel. Für jetzt kommt es darauf an, die nächsten Schritte sicher zu thun; sie sind unvermeidlich."

Er wandte nunmehr seine Aufmerksamkeit der Landwirthschaft zu, würdigte die Verbesserungen, welche der Pächter gemacht hatte und noch ausführen wollte, und gelangte zu dem Schluß, daß letzterer richtig handele, wenn er eine die Herrschaft bedrohende Katastrophe ruhig an sich herantreten lasse.

„Aber was wird aus Rüsterstein, wenn sie eintritt?" rief Wilhelm.

„Warum sollte er Wohlsitz nicht selbst admini=

strireu?“ entgegnete bedächtig sein Gast. „Ich kenne ihn jetzt und verbürge mich gern.“

„O, Sie guter Herr! Gewiß das Wünschenswertheste aus unserem Gesichtspunkte; aber ihm würde es schwer werden, dort als Verwalter zu leben. Noch ist er kein einziges Mal wieder da gewesen. Das Herrenhaus ist zum Theil vermiethet, zum Theil die Wohnung der Techniker, welche Entwürfe für eine Fabrik machen. Die weiten Flächen des Parks, deren feines Gras früher eine Zierde war, benutzt man vorläufig zum Kartoffelbau. Es ist ein Jammer! Und ob er die alten Bäume retten könnte, bezweifle ich. Aber Liebe vermag viel und das eigene Interesse käme hinzu. Möchte es gelingen!“

Sie hatten die Richtung nach Hause eingeschlagen, wo sie Felix wieder erwarteten. In der Nähe des Hofes kam ihnen Brigitte entgegen. „Der Sachwalter hat hergeschickt, ob ich helfen dürfe,“ redete sie ihren Herrn an. „Frau von Stolawska ist unerwartet gekommen und nichts für sie vorbereitet. — Die Herren können essen, wenn es beliebt. Herr von Rüsterstein wartet im Garten.“

„Ja, gehen Sie,“ antwortete er, etwas ungehalten über ihren Zusammenhang mit dem Schlosse und doch Willens, denselben gerade jetzt nicht zu hemmen.

„Im ersten Schrecken hat der Sachwalter hergeschickt,“ versetzte sie. „Es wäre gar nicht nöthig. Bald bin ich wieder da.“ Sie schlug den nächsten Weg nach dem Walde ein.

Nach ein paar Stunden kehrte sie zurück und warf einen Blick in den Garten, wo die Herren saßen.

Wilhelm bemerkte sie und fragte: „Ist Frau von Stolawska allein gekommen?“

Sie trat heran und antwortete: „Ohne den jungen Herrn. Es ist große Unruhe. Sie will unten wohnen, wo im Winter der Gelehrte wohnte. Und oben in ihre Stuben kommt noch heute ein anderer Gelehrter. Wie der heißt, weiß der Sachwalter nicht. Ihm hat die Herrin gesagt, sie kennte ihn selbst nicht weiter und er würde ganz für sich leben.“

„Wo ist der junge Herr?“ fragte Wilhelm hierauf.

„Davon hat der Sachwalter nichts gesagt.“

„Haben Sie Frau von Stolawska gesehen?“

„Durch die Thür. Es mag an der Reise liegen, aber sie sah schlecht aus.“

„Krank?“

„Nicht krank, — ganz unordentlich.“ —

Am Abend auf dem Bahnhofe, wohin die Freunde mit Celerotius, der abreisen wollte, gefahren waren, hielt ein Wagen vom Schlosse. Und aus dem ankommenden Zuge stieg ein Mann von herkulischer Gestalt, so groß wie Wilhelm und breiter, neu nach der Mode gekleidet, Haare und Bart frisirt, in der ganzen Erscheinung nichts Vornehmes, die Bewegungen mehr kräftig als schön, das Gesicht wohlgebildet, aber unfein, die Stimme rauh. Er fragte deutsch in einem breiten Dialekt, der etwas wienerisch klang, nach dem Kutscher von Malikowo und bestimmte, daß seine große, schwere Bücherkiste nachgeschickt werden solle. Inzwischen bemühten sich die Gepäckträger, dieselbe aus dem Eisenbahnwagen zu schaffen. Er faßte selbst an und mit seiner Kraft ging es leicht.

Jene drei sahen sich verwundert an, konnten den Fremden aber nicht länger beobachten, denn Celerotius mußte einsteigen.

## Viertes Kapitel.

Agnes von Dienhaupt hatte auf die Briefe, worin sie den Geschwistern ihre Verlobung anzeigte, keine Antwort erhalten. Schmerzlich empfand sie die Trennung, welche sich hiermit mehr äußerlich als innerlich vollendete. Sie wollte zum Protestantismus übertreten, dem ihre Anschauung entsprach. Unaufgefordert hatte sie das ihrem Verlobten erklärt, und er, der ungeachtet seiner Erfahrungen eine solche Entscheidung von Agnes nicht gefordert haben würde, stimmte ihrer Meinung, daß eine Ehe ohne gleiche Religionsübung nicht vollkommen sei, nun gern zu.

Sie bereitete sich, die Heimstätte — wohl für immer — zu verlassen. Gerda konnte nicht lange mehr bleiben, mit ihr wollte sie nach Berlin zurückkehren. Mit Wehmuth dachte sie an den Eikenmeier. Es war die Jahreszeit, in welcher das Unglück dieser Familie begann. Die Erinnerung quälte den Kolon, Tag für Tag verfolgte er im Gespräche mit dem Fräulein die traurigen Begebenheiten. Vom Tode der Bäuerin sprach er oft, den seinigen fühlte er nahe. Als die Blätter von den Eichen rieselten, sagte er: „Ich sehe die Bäume nicht wieder grün werden.“ Er wurde recht schwach, und immer verschob Agnes, von ihrer Abreise zu sprechen.

Er fing davon an: „Um mich brauchen Sie nicht zu sorgen, Fräulein. Ich kann bald mit meiner Seligen vereint Gott für Ihr Glück bitten. Aber eines liegt mir schwer im Sinn, — Christian. Wenn Sie weg sind und er hier bleibt, giebt es Streit zwischen den Brüdern."

„Soll ich Herrn Mellno bitten, daß er ihn zu sich nimmt?"

„Ja, das ist mein Herzenswunsch."

Nun diese Sorge von ihm genommen, legte der Frieden seines Gemüths einen Glanz in die Züge des Greises, als wäre er schon verklärt.

An einem schönen Herbsttage saß er auf der Bank vor dem Hause im Sonnenschein und blickte hellen Auges um sich, als der Tod ihn schnell und sanft dahin nahm.

Neben der Mutter ließen die Söhne das Grab graben. Agnes versprach ein Crucifix wie das auf dem ersten Hügel, und ein eisernes Gitter. Tannen sollten es umgeben.

Kein Geistlicher, aber viele Freunde, hoch und gering, umstanden diese Ruhestätte, als man den Sarg hinab senkte. Aus Agnes' Hand fiel die erste Erde darauf. —

Wilhelm Mellno war gleich bereit, Christian und auch die protestantischen Dienstleute des Verstorbenen anzunehmen. Agnes wollte, daß Christian bald abreise. Denn nicht lange nach des alten Eikenmeiers Tode war zu erkennen, daß die römische Kirche das Kolonat noch einmal zurückerobern und den Frieden der Brüder stören würde.

Der Sieg, welchen der Dorfpfarrer hier vor sich sah, wog indeß den Verlust nicht auf, den ein anderes Ereigniß seinem Ansehen zufügte. Eines Morgens früh war er, scheinbar in großer Aufregung, mit verstörtem Gesicht, zu mehreren Einwohnern geeilt, um ihnen zu sagen, daß das heilige Kleid fehle. Soeben sei diese schreckliche Entdeckung gemacht. Der Sacristan habe die Kirche wie gewöhnlich aufgeschlossen, daß Schloß sei unverletzt, auch dasjenige des Reliquienschreines, wovon er selbst sich überzeugt.

Ueberall suchte man vergebens. Die Gläubigen beteten, Weiber weinten, die Besitzerin der Gastwirthschaft sah ihre Hoffnung auf die Wallfahrten ganz vernichtet. Einige glaubten, daß der Böse, die meisten, daß Diebe — denn die Nacht war sehr finster gewesen — die Reliquie gestohlen hätten. Manche aber dachten anders. Die Wirthin hatte zu viel von ihrem vornehmen Gaste, der nachher Bräutigam des Fräuleins vom Gute wurde, gesprochen. Aus den Umständen, die hierdurch bekannt wurden, folgerte man, daß der Einfluß dieses Herrn das Verschwinden des sogenannten heiligen Kleides bewirkt habe, zumal solches den Ansichten des Fräuleins und des alten Eikenmeiers entspreche. Daß der Pfarrer einen Bericht über Wilhelm Mellno und dessen auffallende Fragen abgeschickt und in Folge dessen den Befehl erhalten und ausgeführt hatte, den Gegenstand zu entfernen, erfuhren die Leute nicht. —

Frau von Stolawska dachte schon nicht mehr an ihres Sohnes Taufkleid. Als der Sachwalter nach ihrer

Heimkehr davon sprach, nahm sie sich vor, Clementine von Dienhaupt zu genaueren Angaben aufzufordern; aber es unterblieb.

Sie hatte schwerere Sorgen, nicht Geld genug und den Verdruß, daß Jagello sie schmählich verlassen, ja schändlich behandelt hatte. Dies fing damit an, daß er im Frühjahr, nachdem sie in Berlin gethan, was er verlangte, seine freigiebige Hand von ihr zurückzog. Sie wies auf die große Summe hin, welche sie nach der Geburt des Sohnes geopfert. Als sie das Kind erwartete, hatte die Geistlichkeit ihr dieses Gelübde, wodurch sie eines männlichen Erben des alten Namens sich würdig mache, gerathen. Jagello antwortete nun, das Geld gehöre der Kirche, nicht ihm. Und als sie dann einen dringenderen Brief schrieb, sagte er sich ganz von ihr los, indem er zu verstehen gab, daß er Beweise ihrer vielfachen Untreue besitze. Von dem Aerger war sie krank geworden. Um sich zu erholen, wollte sie reisen und dazu lieh Marjun das Geld. Nun verdrängten neue Genüsse die Gedanken an die Zukunft, die Erinnerung an jene fürchterliche Nacht im Schlosse von Malikowo. Aber endlich mußte sie dahin zurückkehren, und da verschaffte der Zufall ihr einen Schutz gegen das Gespenst oder den verrätherischen Polen, indem ein starker deutscher Mann ihr Gast wurde und die Räume des Schreckens bewohnte.

Um sich noch mehr zu sichern, ließ sie gleich am Nachmittage einen Schmied vom Oekonomiehofe kommen, welcher das Oeffnen der nach dem Parke führenden Nebenpforte durch eine inwendig vorgelegte Kette unmöglich machte.

Den am Abend eintreffenden Gast empfing sie nicht. Sein Name war Doktor Varkony. Er sprach nur deutsch und schien mit der ihm zu Theil werdenden Aufnahme sehr zufrieden.

Sie richtete ihren Haushalt sparsam ein. Den Gelehrten ließ sie besser speisen, als sich selbst. Auf ihre Kleidung im Zimmer legte sie kaum den Werth der Ordnung. Außer den Mägden sah gewöhnlich niemand sie. Wenn sie den Sachwalter zu sich beschied oder den Pfarrer Dolicz erwartete, machte sie etwas bessere, und nur, wenn sie im Park spazieren gehen wollte, eine gefällige Toilette. Die Nachbargüter besuchte sie nicht und von dort kam auch keiner.

Der Doktor Varkony lebte ebenso einsam, aß allein — mit einem Appetit, welcher das Hauspersonal staunen machte — und ging Stunden lang in den Wald. Man begegnete ihm aber nicht; er wählte einsame Pfade, wahrscheinlich um ungestört nachzudenken. Er mochte auch des Nachts arbeiten, denn seine Fenster blieben lange hell. War er zu Hause, so schloß er sich ein, und oft ließ er die Dienerschaft lange pochen, bis er öffnete. Seine Geschäfte mußten wichtig und vertraulich sein, da man nicht einmal die Bücher zu sehen bekam. Offenbar verschloß er sie immer wieder in die große Kiste. Briefe schrieb und erhielt er nicht. Er besuchte niemand, nicht einmal den Pfarrer Dolicz, wie doch der vorige Gelehrte gethan hatte, von dem er überhaupt sehr verschieden war. Er redete keinen an, sprach nur das Nothwendige und schien geizig zu sein.

Der Pfarrer Dolicz und der Sachwalter stimmten

in dem Urtheile überein, daß er ein ungeschliffener Gast sei, und letzterer sagte: „Glücklicherweise nicht bösartig, sonst müßte man sich vor ihm in Acht nehmen, denn er hat barbarische Kräfte. Neulich kam ich zufällig den alten Kaschiner Weg jenseits der Dickung, er ging im lichten Walde. Ich blieb hinter den Büschen stehen und sah, daß er einen losen Grenzstein, der doch gewiß einen halben Centner wiegt, aufhob und damit spielte, als wäre es ein Ball."

„Auch ein Beispiel, daß geistige Arbeit den Körper nicht schwächt," sagte der Pfarrer. „Aber ein Heide ist er, in die Kirche kommt er nicht."

„Anfangs wunderte ich mich, daß meine Herrin mit ihm ganz und gar nichts zu thun haben wollte. Sie that recht."

„Sie muß Kummer haben," meinte der Pfarrer. „Nach keiner Gesellschaft verlangt sie, und auch sonst scheint sie mir verändert."

„Wie so?"

„Sie ist nicht mehr stolz, gebieterisch. Im Gegentheil, jetzt kommt sie mir so gewöhnlich vor, wie die Frauen in Kaschin. Wo ist denn eigentlich der junge Herr?"

„Auf meine Frage danach antwortete sie: Ich glaube, in Paris."

„Stimmt," sagte der andere deutsch und dann wieder wie vorhin polnisch: „Mir sagte sie, in Frankreich. Unter uns, das kostet Geld und scheint mir außerdem zu früh. Zwanzig Jahr! In Posen und Berlin war er unter der Aufsicht der Mutter, hier auch unter meiner. Mochte

er noch etwas wild sein, er blieb tugendhaft und fromm. Daß er des abtrünnigen Rüstersteins wegen hat sitzen müssen, ist wieder ein Beweis der preußischen Ungerechtigkeit. Das Weibsbild, die Wirthschafterin Ihres Pächters, hätte mehr verdient."

„Strafe? Nein, Herr Pfarrer. Was ihr Seelenheil anbetrifft, das wissen Sie besser. Aber eine gefällige, rechtschaffene Person ist sie."

„Ich wollte ja nur sagen, daß sie ihn gereizt und dadurch das Duell verschuldet hat, in welchem er hätte erschossen werden können, der letzte Stolawski!" —

Brigitte ging in dieser Zeit nur einigemal nach dem Schlosse, um zu hören, was der Sachwalter wußte. Daß Frau von Stolawska sparsam lebte, war ihr eine Freude und Genugthuung. Dagegen hatte sie über deren Verhältniß zu dem starken Fremden ihre eigenen, ganz besonderen Gedanken. —

Die Einschränkung, welche die Stolawska sich auferlegte, war nur zum Theil Folge jener nächtlichen Warnung. Die Worte: Verprasse das Gut Deines Erben nicht! Flieh, flieh! klangen ihr wieder ins Ohr, als kämen sie von den Wänden, in welche sie trotzdem zurückgekehrt war. Anderentheils konnte sie die Ausgaben nicht mehr bestreiten und mußte abermals an Marjun schreiben. Diesmal blieb die Antwort lange aus, und dann kam statt der erwarteten Summe in höflicher Form die Verweigerung des neuen Darlehns. Nun war sie in der größten Verlegenheit. Nichts blieb ihr übrig, als Gegenstände von Werth zu versetzen oder zu verkaufen. Am folgenden Morgen ließ sie den

Sachwalter rufen. Er fand sie mit ihren Schmucksachen beschäftigt. Sie zeigte ihm eine goldene Kette, die ganz aus der Mode sei, und Steine, welche aus deren Erlös zu einem neuen Schmucke gefaßt werden könnten. Er persönlich solle den Juden in Kaschin, der solche Sachen kaufe, zu ihr bestellen. Obgleich sie dies unbefangen sprechen wollte, machte der Sachwalter ein bedenkliches Gesicht. Er schwieg und führte den Befehl aus.

Stiller noch als vordem war es um das Schloß, seitdem die Gebieterin darin wohnte. Keine größere Sorgfalt deutete auf ihre Anwesenheit. Verödet lag der Park, welke Blätter bedeckten die Wege. Verdrießlich war der Sachwalter, mehr an das Haus gebunden und von der Besorgniß, daß es mit der Herrlichkeit von Malikowo zu Ende gehe, gequält. Dem Pächter und den Administrator sprach er jetzt seltener. Sie nahmen, wenn sie einander besuchten, nicht mehr den Weg an seinen Fenstern vorbei. Das Nahen der Katastrophe, welches auch sie ahnten, störte ihren Frohsinn nicht, weil die Liebe sie beglückte.

## Fünftes Kapitel.

In dem ersten Gasthofe von Kaschin pflegten um 7 Uhr Abends die deutschen Herren der Stadt sich um den runden Tisch in der Ecke des Speisesaales zu versammeln. An der langen Tafel, deren Tischtuche man den mehrtägigen Gebrauch ansah, verzehrte ein Fremder

sein Abendbrod, ein kräftig gebauter, gut, aber schlicht gekleideter Mann von fünfzig oder mehr Jahren, mit glatt rasirtem, rosigem Gesicht. Die Art, wie seine Weste mit der stählernen Uhrkette sich hob, ließ erkennen, daß er wohlbeleibt war. Von dem, was in der Ecke gesprochen wurde, verstand er einiges und hörte, daß der Bürgermeister, ein Kreisrichter, ein Hauptmann und einer, der Doktor genannt wurde und Advokat zu sein schien, da waren. Jetzt stand er auf, ging mit einem Stuhle zu diesen Herren, redete sie an: „Sie erlauben wohl, daß ich von Ihrer werthen Gesellschaft profitire," und nahm Platz. Man wunderte sich etwas. „Eine hübsche Stadt, Kaschin," sprach er weiter. „Ich suche nämlich einen Wohnort zwischen Breslau und Posen."

„Da liegt Kaschin recht," warf der Hauptmann, ein alter Herr außer Dienst, hin.

„Ich bin aus Breslau und meiner Frau Familie ist nicht weit von Posen zu Haus. Zur Stunde bin ich zwar noch Oberinspektor; aber ich sehe mich schon nach einer Landstadt um, wo ich leben möchte. Kaschin hat mir, als ich heute Nachmittag ankam, gefallen."

„Ich bin der Bürgermeister. Wollen Sie miethen oder kaufen?"

„Unter Umständen kaufen, ein kleines Haus mit Garten."

„Kommen Sie morgen auf das Rathhaus. Fragen Sie nur nach mir. Ich werde Ihnen mehrere Häuser nachweisen lassen und ein Polizeidiener kann Sie hinführen."

„Ach, ich bedanke mich schön. Ja, ich werde kommen."

Ein schmächtiger Herr von vielleicht dreißig Jahren, mit braunem, gelocktem Haar und spitzem Schnurrbart, trat in den Saal, grüßte die Anwesenden hochmüthig und setzte sich an den Eßtisch.

„Keiner aus unserer Gegend," flüsterte der Advokat.

„Muß mit dem Posener Zuge gekommen sein," fügte der Hauptmann hinzu.

„Ganz recht! Vorige Nacht," sprach leise der Wirth, der herein gekommen war, um seinen Stammgästen guten Abend zu sagen.

„Vorige Nacht?" versetzte der Hauptmann. „Ich habe ihn ja den ganzen Tag nicht gesehen."

„Er ist schon früh weggefahren und erst vor kurzem wiedergekommen."

„Wie heißt er?" fragte der Bürgermeister.

„Von Poninski aus Thorn."

„Von Poninski? Na, na, na na," machte der Bürgermeister.

„Nicht unmöglich, daß er die Herrschaft kaufen will," meinte der Advokat. „Zu Ende geht es."

„Woher wissen Sie das?" fragte der Kreisrichter.

„Sie ist am letzten, und passen die Gläubiger nicht auf, so finden sie das Nest leer. Sie läßt schon den alten Ephraim kommen."

„Ja, das ist so," bemerkte der Hauptmann. „Ich habe ihn selbst dahin gehen sehen."

„Nicht einmal, dreimal wenigstens ist er dagewesen, erzählte mir der Müller vor dem Thore."

Der Kreisrichter stand auf, die anderen mit ihm, es war Zeit nach Hause zu gehen. „Also!“ rief der Oberinspektor aus Breslau und reichte dem Bürgermeister einen derben Handschlag, welchen dieser mit einer herablassenden Kopfbewegung beantwortete.

„Lassen Sie uns dem Herrn Gesellschaft leisten,“ sprach der Wirth und ging nach dem langen Tische. Der Oberinspektor folgte zögernd, unschlüssig ob er Lust habe oder nicht. „Guten Abend!“ sagte er, indem er sich neben dem Wirth dem Herrn von Poninski gegenüber setzte. Dieser nickte, ohne den Zahnstocher aus dem Munde zu nehmen. Der Oberinspektor zog seine Uhr heraus, welche dem adeligen Herrn auffallen mußte, denn es war eine dicke goldene an der stählernen Kette, und sagte gemüthlich: „Es ist erst acht. Herr Kellner, geben Sie mir die Weinkarte, seien Sie so freundlich.“

„Was trinken Sie, roth oder weiß?“ fragte der Wirth.

„Ich bin ein bischen schweren Rothen gewöhnt.“

„Der St. Julien ist gut.“

„Etwas besseren trinke ich lieber,“ entgegnete er mit gutmüthigem Lachen. „Larose!“

Der Wirth fing an: „Das war noch ein schöner Tag. Ueberhaupt, die Saat kommt gut ins Land.“

„Die Leute sind tüchtig an der Arbeit,“ ließ Herr von Poninski jetzt in einem gezwungenen Deutsch vernehmen.

„Es geschieht hier viel zur Hebung der Ackerwirthschaft. Die Bürger in Kaschin haben nur wenig Land, aber draußen in der Herrschaft kann man es sehen.“

Der Kellner brachte den Wein. „Den will ich gleich bezahlen,“ sagte der Oberinspektor.

„Kommt ja auf die Rechnung,“ bemerkte der Wirth.

„Nein. Das mache ich bei dem Wein immer so. Trinkt man 'mal mehr, so bleibt es doch in Ordnung.“ Er griff in die Hosentasche und zog die Hand voll Geld heraus. Herr von Poninski blickte verwundert hin.

„Halten Sie nicht für ungut, Herr Oberinspektor,“ sprach der Wirth höflich, „auf die Art können Sie leicht Geld verlieren.“

„Ich trage es immer so und habe noch nichts verloren. Lederne Tasche. Freilich zu Hause habe ich nicht so viel darin.“ Er schenkte auch dem Wirth ein. „Trinken Sie mit. — Ein freundlicher Herr, der Bürgermeister. Ueberhaupt Kaschin gefällt mir.“

Er stieß mit dem Wirthe an, der sich verbeugte und sprach: „Das freut mich. Wir sind auch recht zufrieden. Man hat hier die Mannigfaltigkeit. Jeder findet seinesgleichen, Deutsche und Polen, Katholiken und Evangelische.“

„Und viele Juden.“

„Das ist nun 'mal so. Alle scheinen kleine Leute zu sein, aber manche sind reich.“

„Ist Herr von Rüsterstein katholisch?“ fragte Poninski.

„Katholisch.“

„Der Pächter auch?“

„Protestant.“

„Beide sind doch verheirathet?“

„Bitte um Entschuldigung, keiner; aber der Pächter hat eine Braut.“

„Hier ledig? Das muß ja gräßlich sein. Da mag es auch um die Küche schlecht stehen.“

„Bei dem Administrator, das weiß ich nicht. Herr Mellno, der Pächter, hat eine ausgezeichnete Wirthschafterin.“

„Die hat er wohl mitgebracht?“

„Pardon! Es ist eine merkwürdige Geschichte. Sie ist eine Pariserin, mit unseren Truppen gekommen.“

„O!“

Nun erzählte der Wirth, zufrieden, etwas mittheilen zu können, was den vornehmen Gast interessirte, viel von Brigitte. Herr von Poninski hörte aufmerksam zu, während der Oberinspektor die Bilder an den Wänden betrachtete, in der Weinkarte las, seine Uhr aufzog und nachdachte. Plötzlich legte er seine große Rechte freundschaftlich auf des Wirthes Schulter und fragte: „Kann man hier Puppen kaufen?“

Der in seiner Rede Unterbrochene antwortete: „Sehr hübsche, auch polnisch angezogene.“

„Ach, das ist schön! Ich wollte doch morgen nach Hause schreiben. Ich habe nämlich ein Großkind —“

„Erzählen Sie weiter,“ fiel ärgerlich der gegenüber ein.

„Unser Herr Pfarrer spricht nicht das Beste von der Wirthschafterin, obgleich sie fleißig die Kirche besucht. Aber der Sachwalter der Frau von Stolawska, auch ein guter Katholik, rühmt sie aufs höchste. Freilich sagt man, daß er sie heirathen will, wenn Herr Mellno heirathet. Eigentlich ist er ihr einziger Umgang, sie läuft oft zu ihm. Mit dem gelehrten Herrn, der im

vorigen Winter im Schlosse wohnte, stand sie sich auch gut. Von dem jetzigen kann keine Rede sein. Den hat noch keiner gesehen. Der Herr Hauptmann, der vorhin hier war, hat ihn auf dem Bahnhofe gesehen und sagt, es wäre ein Riese, größer und stärker als einer im ersten Garde-Regiment. Der spricht mit keinem. Wenn er nicht studirt, promenirt er auf den einsamsten Wegen im Walde. Dabei macht er seine Leibesübungen wie ein Herkules. So sagt man."

In dieser Weise erzählte der redselig gewordene Wirth, der von dem Weine des Oberinspektors das meiste getrunken hatte und nicht wieder gestört wurde, bis Herr von Poninski aufstand, ihm „Bon soir" sagte — den anderen würdigte er dessen nicht — und hinaus ging. Dienstbeflissen eilte jener ihm nach.

Der andere aber stellte für sich folgende Betrachtung an: Das ist kein Herr von Poninski. Seine Manieren sind ungeschickt nachgemachte. Meine Uhr und mein Geld sah er mit mehr als nur verwunderten Blicken an. Es klang nicht natürlich, wie er auf die Wirthschafterin kam, und dann war das Interesse für sie zu deutlich. Merkwürdiges Zusammentreffen! —

Am nächsten Tage wartete, hinter einem Baume des Waldes von Malikowo versteckt, die Blicke rundum, hauptsächlich aber auf die Rückseite des Schlosses richtend, lange und geduldig der Mann, welcher sich von Poninski nannte. Endlich kam der Doktor Barkony und ging raschen Schrittes in den Wald hinein. Jener verfolgte ihn spähend, unhörbar, ungesehen. Nach einer Stunde Weges blieb der Doktor an einer Lichtung

stehen, legte Hut und Rock ab, schaute nach allen Seiten, und nun hatte der Beobachter ein Schauspiel, welches ihn, obgleich er vorbereitet war, dermaßen überraschte, daß ein kräftiger Ausruf des komischen Erstaunens beinah über seine Lippen gekommen wäre. „Das ist also richtig!“ dachte er. „Die geistlichen Herren wissen doch alles! — Der ist zu kaufen. — Aber wie nun weiter? Hier, wo mich im Nothfalle kein Mensch hören kann, rede ich ihn nicht an. Und erst muß ich wissen, wann und wohin.“ — Lange sah er zu, dann schlich er weg.

Inzwischen hatte der andere, welcher sich Oberinspektor nannte, zu passender Morgenstunde das Rathhaus in Kaschin betreten. Der Flur war leer. Er klopfte an ein Zimmer, welches die Aufschrift: Polizeidiener trug, und fand darin einen Mann, anscheinend so alt wie er selbst, den er fragte: „Wo finde ich wohl einen Polizeidiener?“

„Ich bin einer.“

„Ach, ich habe den Wunsch, den Herrn Bürgermeister zu sprechen.“

„Ich will Sie anmelden,“ sagte jener mürrisch und erhob sich langsam.

„Der Herr Bürgermeister will mir einen Polizeidiener mitgeben, um Häuser zu besehen. Da möchte ich meinen Dank zum Theil im voraus abtragen.“ Er gab ihm einen Thaler. Erstaunt, sehr vergnügt bedankte sich der Mann. „Sie sind wohl ein Kaschiner?“

„Ja, Herr. Ich bin hier geboren.“

„Und immer hier geblieben?“

„Bis auf die Dienstzeit beim Militär immer."

„Wollen Sie mich anmelden?" Er ging gleich mit, die Treppe hinauf. Der Bürgermeister empfing ihn freundlich herablassend, rief durch eine offene Nebenthür: „Herr Kager, geben Sie dem Herrn Auskunft," und machte eine Handbewegung dahin. Der Sekretär oder Schreiber suchte mit wichtiger Miene ein Aktenstück, notirte daraus Straße und Nummer einiger Häuser und reichte das Blatt dem Oberinspektor, der ihm und darauf dem Bürgermeister in seiner gemüthlichen Art dankte.

Auf der Straße hatte er keine große Eile. Im Gespräch mit dem Polizeidiener sah er wie ein vom Lande Kommender alles neugierig an, blieb vor jedem der kleinen Ladenfenster stehen, kaufte auch eine Puppe und sagte bei dem ersten der ihm bezeichneten Häuser: „Nun bitte ich Sie freundlich, lassen Sie uns die Häuser erst bloß von außen besehen. Denn wissen Sie, die Leute müssen nicht merken, was ich will." Nach einer Stunde dieser Promenade verspürte er Hunger und Durst und fragte nach einem Lokale, wo man frühstücken könne. Sein Begleiter kannte ein vornehmes in der Nähe. Dahin wandten sie ihre Schritte zunächst, und hier zeigte der Herr abermals, daß er Geld hatte und nicht geizig war.

Darauf setzten sie ihren Spaziergang durch andere Straßen fort. An einem der kleinsten Häuser war das Schild einer Hebamme. Der Oberinspektor sah es an und sprach: „Ich glaubte, die Hebammen verdienten viel und könnten besser wohnen."

„Diese hat ihr rechtschaffenes Brod,“ entgegnete der Polizeidiener. „Vorher hatten wir eine, die wurde reich, weil sie heimliche Wöchnerinnen hielt. Was hatte sie davon? Auf einmal war sie todt. Ja! Noch bei guten Jahren, und Tages vorher habe ich sie gesund gesehen. Meine Frau sollte niederkommen, 1853 im Monat Januar, und nun ich die Hebamme holen will, ist sie todt.“

„Sie hat wohl einen Zufall gekriegt?“

„So was muß es sein.“

„Da fand man also die heimlichen Frauenzimmer im Hause.“

„Damals waren keine da, aber die Einrichtung, — und Geld, na!“

Ein anderes Haus besahen sie, welches dem Oberinspektor gefiel. Er ging hinein, sprach mit dem Eigenthümer und sagte, als er wiederkam: „Billig ist das nicht, aber meiner Frau würde es gefallen.“

Auch einen Händler mit Gold- und Silberwaaren besaß die Stadt. Vor einem Fenster lagen silberne Löffel, hingen goldene Ketten, Kreuze und Ringe der wohlfeilsten Art. „Ei!“ rief der Oberinspektor und schnalzte mit der Zunge.

„Ist der Jude Ephraim. — Das war auch um die Zeit, wo meine Frau in Wochen kommen sollte, anfangs 1853, — wir hatten noch den vorigen Bürgermeister — daß ich die Last hatte, weil sein Freund verschwand.“

„Verschwand?“

„Noch ist er nicht gefunden. Ein armer Jude,

Haran mit Namen, der Frau und Kind lange krank gehabt. Wie die nun gestorben waren, hatte er nichts, und auf einmal war er weg. Ich weiß noch wie heute, wie der Ephraim, der dazumal auch arm war, — jetzt ist er reich, leiht Geld — aufs Rathhaus kam und schrie: Der Haran ist weg!"

„Er hat sich in der Schwermuth wohl selbst umgebracht."

„Das glaubten wir auch, aber der Ephraim schrie: So wahr der Herr im Himmel lebt, das hat er nicht gethan! Er wird gewandert sein, um Geld zu verdienen, und ist umgekommen, Gott weiß wo."

Mittag war längst vorbei, als der Fremde des Führers nicht mehr bedurfte und denselben, indem er zu dem ersten Thaler einen zweiten legte, höchst befriedigt entließ. Gegen Abend ging er in der Nähe des Gasthofes auf und ab, bis der Wagen kam, der Herrn von Poninski wiederbrachte. Er trat auf den Hausflur, grüßte den Hereinkommenden, welcher dies nicht beachtete, und hörte dessen Auftrag, den Kutscher zu bezahlen und seine Rechnung zu machen, da er mit dem nächsten Zuge abreisen wolle.

Nun ging er wieder vor die Hausthür und, als der Wagen etwas weitergefahren war, diesem nach. Er rief den Kutscher an. „Sind Sie auf morgen bestellt?"

„Auf morgen nicht."

„Dann können Sie mich fahren. Ich wohne hier im Gasthofe. Nehmen Sie Handgeld." Er gab abermals einen Thaler, sagte, daß er etwa einen halben Tag in der Umgegend, zuerst nach dem Schlosse von

Malikowo fahren wolle, nannte seinen Namen und bestimmte die Zeit.

In der Abendgesellschaft war er sehr gemüthlich, erzählte, was er gesehen hatte, daß er morgen die Umgegend etwas kennen lernen und dann nach Hause reisen wolle, um seiner Frau Bericht zu erstatten. Alle hatten den Eindruck, daß er ein treuherziger Mann sei, dem man freilich anmerke, daß er vom Lande komme. Nachher trank er wieder eine Flasche Larose mit dem Wirth, heute ohne die Gesellschaft des Dritten.

Als er am anderen Morgen im Wagen saß und aus dem Städchen hinaus war, fragte er den Kutscher, wohin er gestern und vorgestern den Herrn gefahren habe? „Bloß an den Wald, aber hinten herum. Ich glaube, daß der Herr das Schloß und was dabei ist ganz unbemerkt sehen wollte. Dann hat er aber weit laufen müssen.“

„Weit laufen mag ich nicht. Kann man denn hinten herum nicht auch an das Schloß fahren?“

„Das kann man wohl, den Fahrweg durch den Wald.“

„So wollen wir es machen.“

Sie fuhren auf der Landstraße bis an den Punkt, wo der Fahrweg vom Schlosse einmündet. „Gestern habe ich an dieser Stelle sechs Stunden halten müssen.“

„Wo geht die Landstraße weiter hin?“

„Die Thürme vor uns sind schon Kraschtolyn. Da geht die Chaussee nach Rußland.“

Nun kamen sie in den Wald hinein und waren in einer Stunde nahe am Schlosse, ohne einem lebenden

Wesen begegnet zu sein. Hier mußte der Kutscher nach dem Pachtgute, welches den Herrn im Wagen am meisten zu interessiren schien, abbiegen. Als sie über den Hof fuhren, auf dem ein paar Knechte waren, rief dieser: „Ei, das ist hübsch ordentlich. Halt!“ Er stieg aus, sagte guten Tag und ging, alles betrachtend, umher. Nicht lange, denn er sah Wilhelm Mellno kommen und redete ihn an: „Sie sind wohl der Pächter? Ach, nehmen Sie es nicht übel. Ich habe meine Freude an der Ordnung.“

„Sind Sie Landwirth?“

„Oberinspektor. Ich sehe mich in Kaschin ein bischen um.“

Wilhelm hielt den Mann für einen der Spekulanten, die schon mit dem Bankerott der Herrschaft rechneten, und sagte: „Ich gehe mit.“

Als sie nun einen Augenblick allein waren, wo keiner sie sehen und hören konnte, veränderte der Oberinspektor plötzlich Ton und Haltung und sprach: „Ich bin ein Berliner Kriminal-Kommissar. Führen Sie mich auf einen einsamen Weg.“

Wilhelm kannte die Schritte, welche Celerotius gethan, hatte und war um seines Freundes Felix willen viel mit dieser Angelegenheit in Gedanken beschäftigt; gleichwohl war er sehr überrascht, als er nun plötzlich das Eingreifen der Staatsgewalt vor sich sah. Das ruhige, sachgemäße Auftreten des Kommissars veranlaßte ihn aber, ohne weiteres dem Wunsche desselben zu willfahren, und er ging mit ihm an einen sicheren Platz.

Hier berichtete jener: „Höchst wahrscheinlich ist

der sogenannte von Stolawski ein Kind Ihrer Wirthschafterin und mit dem Mädchen vertauscht, welches nachher für eine Schwester des Bankiers Marjun galt. Der in Warschau verstorbene Jude Abraham wird identisch sein mit einem Haran, der um dieselbe Zeit aus Kaschin verschwand. Weshalb ich Sie aufsuche, ist Folgendes: Gewiß hat die Posensche Geistlichkeit Nachricht von Ihrer Entdeckung des Wunderkleides erhalten. Vielleicht wünscht man Ihre Wirthschafterin wieder hinter Schloß und Riegel und geht damit um, sie, etwa im Walde und bei Nacht, aufzugreifen und über die Grenze zu schaffen. Sie brauchen darüber nicht so sehr zu erstaunen. Wir wissen, was alles auch in unseren Zeiten möglich ist. Um keinen Verdacht zu erregen und meine Wahrnehmungen zu melden, reise ich heute ab. Sie müssen sich also selbst helfen, aber ohne Aufsehen, weil das Geheimniß vorläufig durchaus bewahrt bleiben muß."

Er wandte sich der Straße zu, wo der Wagen hielt. Wilhelms Einladung lehnte er ab.

## Sechstes Kapitel.

Wilhelm sollte jetzt seine Gedanken, die am liebsten bei Agnes waren und die er für die Geschäfte des Tages zusammenzuhalten sich zwingen mußte, auch auf die Wirthschafterin richten, deren verändertes Wesen den Argwohn des Kriminal-Kommissars zu bestätigen

schien. Indeß erklärte sie ihre Aufregung selbst. Die Gerüchte von der Ueberschuldung des Stolawskischen Vermögens waren ihr zu Ohren gekommen und hatten sie aus dem Wahne gerissen, daß in dieser Hinsicht nichts mehr zu befürchten sei. Den Sachwalter, an den sie in ihrer Angst sich wandte, traf sie in einer so gereizten Stimmung, daß er ihre Besuche sich verbat. Nun fragte sie in größerer Besorgniß ihren Herrn, was er von den Gerüchten halte, und da vernahm sie statt der ersehnten Widerlegung das Entsetzliche: das Ziel, nach welchem sie zwanzig Jahre lang gerungen, schien verfehlt zu sein. Um ihren Sohn zu einem reichen, angesehenen Manne zu machen, hatte sie die schrecklichsten Qualen erlitten. Was half ihm der adelige Name, wenn er als Bettler durch die Welt gehen mußte? Ach, hätte *sie* ihr Kind erzogen, es wäre ein braver Mensch geworden. An Calixt hatte sie keine Tugend wahrgenommen. Sollte er zuletzt in Elend und Lastern versinken? O Gott, welche Strafe für die Fehltritte der guten, damals so arglosen Brigitte! Zum erstenmale sah Wilhelm sie weinen. Er wollte sie schonen, ohne merken zu lassen, daß er ihr Geheimniß kenne, und weil der geringste Hoffnungsstrahl sie aufrichtete, so fand sie in seiner Bemerkung: daß die vornehmen Polen einander hülfen, wenn der Anstand es verlange, mehr Trost, als er damit geben wollte.

Christian Eikenmeiers Ankunft wurde für sie eine Zerstreuung. Die Aufnahme, welche Agnes' Schützling bei dem Pächter und dem Administrator fand, gab ihm sogleich eine bevorzugte Stellung. Wilhelm beschäftigte

ihn im Garten, und da er auf diese Weise dem Hause nahe blieb, so gewann er schnell eine Anhänglichkeit an die Wirthschafterin, die ihn freundlich behandelte und sich zuweilen gern mit ihm unterhielt, obgleich sie sein westphälisches Deutsch so schwer verstand, wie er ihr gebrochenes.

Wilhelm fand in diesem guten Verhältniß eine willkommene Hülfe. Agnes war nach Berlin gekommen, er verlangte sie dort zu sehen und mußte den ihm empfohlenen Schutz für Brigitte anderen anvertrauen. Deshalb machte er nun auch Christian von einer Gefahr, in welche dieselbe gerathen könne, genügende Andeutungen.

Jetzt beobachtete der letztere die Wirthschafterin aufmerksamer. Die anderen Dienstleute sagten, daß bei ihr etwas nicht richtig sei. Nach dem Schlosse ging sie gar nicht mehr, oft aber theilnahmlos vor sich hin, sinnend, auch wohl seufzend, und ihre Aufmerksamkeit im Hauswesen nahm ab. Der Pfarrer Dolicz hatte geäußert, sie habe den Verstand verloren, und die ihr abgeneigt waren, sprachen dies nach. Die meisten aber waren ihr treu und entgegneten mitleidig, daß nur das Zerwürfniß mit dem Sachwalter sie unglücklich mache.

Manches erzählten die Leute sich an den langen Abenden, wenn der Herbstwind an die Fenster schlug, von den unholden Zuständen im Schlosse. Einige rechneten es der Wirthschafterin als eine Tugend an, daß sie nicht mehr dahin ging. Mache doch sogar der Pfarrer jetzt selten der Schloßfrau einen Besuch und nur aus Christenpflicht, wenn sie ihn darum bitten lasse.

In der That zeigte der Geistliche sich gegen Frau von Stolawska kalt und fern von der früheren Unterthänigkeit. Sie glaubte, daß Jagello ihm dies Betragen aufgegeben habe. Keinen Menschen hatte die Hülflose, der ihr beistand. Die alten Freunde bekümmerten sich nicht um sie, der Administrator mied sie ebenso, wie der Pächter immer gethan hatte. Und schwer drückte sie jetzt die Sorge, wie Calixt die Schreckensnachricht aufnehmen werde, wenn er sie endlich erhielt.

Er lebte lustig in Paris, wo sein Name ihm Zutritt in die polnischen Häuser verschaffte. Einige schmeichelten dem Sohne des edelen Stolawski, vergrößerten den Dünkel, womit seine Abkunft ihn erfüllte, und liehen ihm zuletzt das Geld, dessen er bedurfte, als Marjun nichts mehr schickte. Und die Frau, welche sich für seine Mutter hielt, scheute sich, ihm ihre und seine Lage zu eröffnen.

In ihrer Verzweiflung hatte sie noch einmal dem schönen Priester geschrieben, der ihr auf das innigste verbunden war; nicht um sein Herz zu erweichen, sondern um zu drohen, daß sie die Geheimnisse des Bundes der katholischen Frauen und Mädchen verrathen werde, wenn er ihr nicht helfe.

Es war die Zeit, als der Erzbischof Ledochowski den neuen Gesetzen mit dem maßlosen Widerstande trotzte, welcher zu seiner Verhaftung und Absetzung führen mußte. Jagello sah nicht ein, daß dies ein Erfolg für die Allgewalt der Priester sein würde, wonach auch er hauptsächlich strebte. Er hätte eine Politik vorgezogen, die,

scheinbar etwas nachgiebig, den Kampf ohne solches Aergerniß fortzuführen gestattete.

Er war deshalb nicht guter Laune, als er den Brief der Frau erhielt, welche durch seine Mitschuld eine Verlorene geworden, und antwortete sofort ganz erbarmungslos, erniedrigte sie auf das tiefste, zählte ihre Sünden auf bis zu der jetzigen mit dem sogenannten Doktor Barkony und verhieß für die geringste Untreue an dem Bunde die furchtbarsten irdischen und ewigen Strafen. — Sie war vollkommen entmuthigt.

Wilhelm und Felix dachten wohl an den schrecklichen Seelenzustand, in welchem die unglückliche Frau sich befinden müsse, und beklagten, daß sie ihr nicht helfen konnten. Sie erwarteten, daß Calixt kommen und, in der Verzweiflung noch roher, seinen Ingrimm an ihnen, die er haßte, auszulassen geneigt sein werde. Sie waren der Ansicht, daß dieser unhaltbare Zustand je eher je besser zusammenbreche, und wünschten die Entscheidung herbei.

Dann wollte Felix, der eigenen, erprobten Kraft vertrauend, den Schritt wagen, welchen sein Herz forderte. Er sehnte sich gar zu sehr, der Geliebten auszusprechen, was sie — er war überzeugt — schon wußte, und die Antwort, die er zu kennen glaubte, aus ihrem Munde zu hören. Und nunmehr trat mit dem Wunsche, sie ganz glücklich zu sehen, auch an ihn die Frage, wer sie sei, dringend heran. Nie hatte Judith in seiner Gegenwart hierauf hingedeutet; aber von dem Dunkel ihres Geschicks lag auch bei der höchsten Freude der Schatten der Wehmuth auf ihren entzückenden Augen.

Sie war jetzt so glücklich, wie sie noch niemals gewesen; voll Liebe, voll Vertrauen zu dem Manne, dem sie ihrer Empfindung nach bereits gehörte. Alle Zweifel an einer beseligenden Zukunft waren von ihr genommen. Die guten Menschen, welche für sie sorgten, kannten und billigten ihre Neigung. Denn Frau von Flieden sprach oft von Felix, und Celerotius hatte sein Vergnügen an kleinen Neckereien, die verstanden wären, auch wenn er sie weniger deutlich gemacht hätte. Nur eines fehlte Judith: wie verlangte sie nach den Eltern, ach, den unbekannten, um ihnen ihr Geheimniß zu vertrauen und Freudenthränen an der Mutter Brust zu weinen! Inbrünstig dankte sie Gott für das Glück, welches ihr zu Theil geworden, und betete, daß sie die Ersehnten endlich finde.

So lebten Judith und Felix, einander fern und doch immer nahe, einen schönen Traum; ohne Ahnung von dem, was sich, ihr Schicksal nahe berührend, um sie bereitete.

Marjun hatte, von seinen Geschäften ganz erfüllt, an die Trennung von der Hausgenossin, die er früher Schwester nannte, sich gewöhnt. Er besuchte sie, wenn die Verwaltung ihres Eigenthums es mit sich brachte, und dann freute er sich, daß sie so gut gegen ihn und so zufrieden war. Ihren Herzenszustand kannte er so wenig wie die Nachforschungen, welche man ihretwegen anstellte. Aber wie es um die Herrschaft Malikowo stand, wußte er genau. Bei dem Besitzwechsel wollte er sie erwerben. Vergnügt sprach er vor sich hin: „Soll ich nicht haben ein Schloß wie ein Graf? Hab'

ich es redlich verdient! Judith mit der guten Frau und dem Menschenfreund sollen darin wohnen im Sommer, wenn sie wollen. Und die Männer werde ich behalten, den von Rüsterstein und den Mellno. Finde ich doch keine bessere.“ —

Wilhelm war in Berlin gewesen und kam, voll der Erinnerung an die köstlichen Stunden, am Morgen nach Hause. Hell war ihm die Welt, so trübe sie denen erschien, welche, mit Sorgen beschwert, den Einzug des Winters bemerkten. Den Postboten, der keinen Gruß von Agnes brachte, sah er heute gleichgültig an. Aber Brigitte erhielt einen Brief.

Mit der Aufregung, in welche seit ihrer schrecklichen Enttäuschung jede unerwartete Begebenheit sie versetzte, eilte sie in ihr Zimmer und öffnete ihn. Erblassend las sie die polnischen Zeilen: „Dein Sohn ist in Gefahr. Nur du kannst ihn retten. Sei heute Nacht im Walde bei der Bank, wo er den Streit mit dem Deutschen hatte. Schweige und komm' allein. Oder Du verdirbst alles.“

Diese Schrift von unbekannter Hand raubte der Armen die Fähigkeit zu überlegen; sie begriff nur, daß sie Calixt helfen solle. Und das wollte sie.

Aber Wilhelm, schon durch den Brief argwöhnisch gemacht, sah, wie verstört ihre Züge waren, und wollte recht Acht auf sie haben. Den ganzen Tag beobachtete er, daß sie das Haus und dessen nächste Umgebung nicht verließ, und am Abend, als sie die Arbeit beendet und sich in ihre Kammer begeben hatte, überzeugte er sich selbst, daß die Hausthüren verschlossen waren.

Darauf setzte er sich beruhigt an seinen Schreibtisch und schrieb an Agnes.

Brigitte aber stieg, dunkel gekleidet, aus einem unteren Fenster und ging in der stillen, schwarzen Nacht eiligen, sicheren Schrittes, als finde der Weg sich von selbst, vorwärts. Sie war in ihre Gedanken ganz vertieft und hörte nicht, daß jemand ihr folgte. Es war Christian, der im nahen Gartenhause, die mit einem Tuch bedeckte Laterne neben sich, gewacht hatte und sich nicht gleich bemerklich machen, sondern erfahren wollte, was weiter geschehen werde. Er schlich ihr auf dem Waldwege nach und glaubte schon, daß sie nach dem Schlosse gehe, als er einen Schrei hörte, nur einen kurzen Angstruf. Nun riß er das Tuch von der Laterne, das große Messer aus der Tasche und lief in jener Richtung, bis er eine riesenhafte Gestalt sah, die ebenfalls laufend eine Last wegtrug. Er war jedoch schneller, sprang an diesem Menschen vorbei und stellte sich vor ihn hin, das Licht auf ihn richtend. Wie verwunderte er sich, ein bekanntes Gesicht zu erblicken! „Köpermann!" rief er und senkte die Hand, womit er das Messer schon gehoben hatte.

Als der kolossale Gegner diesen Namen hörte, ließ er Brigitte fallen, schlug mit der Faust die Laterne entzwei, daß das Licht erlosch, und entsprang. Christian wußte nicht sofort, was er thun, ob er ihm nachlaufen oder bei der Wirthschafterin bleiben müsse. Aber diese hatte sich von dem Schrecken so weit erholt, daß sie sprechen konnte: „Lassen Sie ihn laufen, den Bösewicht, den Doktor Barkony."

„Köpermann ist es, aus Hamburg," schrie Christian in den Wald hinein. Dann setzte er hinzu: „Sollte ich den nicht kennen! Das ganze Regiment kannte ihn."

Sie packte schweigend seine Hand und hielt sie fest. Er fühlte, daß ihre zitterte. So gingen sie den finsteren Weg zurück. Als sie dem Hause nahe waren, sprach er: „Dies muß ich dem Herrn sagen."

Sie antwortete: „Er hat noch Licht. Ich sage es ihm gleich. Ich bedanke mich. Gute Nacht!"

Wilhelm wurde durch das Pochen an seiner Thür überrascht und gestört. Als er zu so ungewöhnlicher Stunde Brigitte mit zerzaustem Haar eintreten sah, glaubte auch er einen Augenblick, sie sei wahnsinnig geworden. Sie hatte jedoch so viel Kraft über sich gewonnen, daß sie ruhig zu erzählen begann; ja, sie beabsichtigte den Fragen nach der Ursache der Begebenheit dadurch vorzubeugen, daß sie das Hauptgewicht auf Christians Entdeckung legte. Ihr Herr hörte erstaunt zu. Verdrießlich über die eigene Unachtsamkeit, froh, daß die Sache gut abgelaufen, besann er sich, während sie immer lebhafter redete. Er hielt den Zeitpunkt für gekommen und die Stunde für günstig, ein offenes Bekenntniß zu verlangen. — Plötzlich, erschütternd, legte Brigitte es ab.

„Augenblicklich können wir nichts thun," fing er gelassen an. „Bei Tagesgrauen fahren wir nach der Stadt, damit das Gericht die Sache so schnell wie möglich in die Hand bekommt."

„Das Gericht?" rief sie erschrocken.

„Sie müssen alles sagen, was Sie wissen."

In steigender Aufregung fiel sie ihm fast ins Wort. „Dann kommt es ja heraus, wie gemein sie ist! Die will seine Mutter sein? Und er soll betteln dazu?"

„Er ist übel daran," sagte Wilhelm mit herzlichem Tone.

„Ich will ihn wiederhaben. Ich will mit ihm gehen, bis er sein ehrliches Brod verdient."

„Ich helfe Ihnen, Brigitte."

Sie griff hastig in die Tasche. „Hier ist der Brief, den ich heute bekam." Er nahm ihn. „Und hier," sie riß das Stück Goldstickerei von Calixts Taufkleide aus dem Busen und warf es auf den Tisch, „dies habe ich gestohlen," die Thränen stürzten ihr aus den Augen, „aber nicht aus Habgier — zum Beweis, zum Beweis."

„Arme Frau!" unterbrach er sie mitleidig. „Sie sind immer brav gewesen. Es ist gut, daß Sie mir dies gesagt haben. Nun fahre ich allein zum Richter und höre, wie die Sache zu machen ist. Und dann überlege ich mit Ihnen. Beruhigen Sie sich! Jetzt gehen Sie zu Bett."

„Ach Herr, ach Herr!" schluchzte sie und ging hinaus. —

Als in den Morgenstunden das Gericht nach dem Schlosse kam, schlief die Stolawska noch. Die anderen wußten nicht, daß der Doktor Barkony am Abend weggegangen und nicht wiedergekommen war. Seine Zimmer waren verschlossen, der Sachwalter mußte sie öffnen. Von dem Eigenthum des sonderbaren Gastes fand man nur die große Kiste und, als sie erbrochen war, darin

zwischen weiche Verpackungsmittel vertheilt Eisenstangen, schwere Kugeln und große Gewichte. Außerdem einige Papiere, aus denen sich später ergab, daß Köpermann, der in Malikowo nicht wieder gesehen wurde, unter einem dritten Namen bei einer Wiener Kunstreitergesellschaft gewesen und von da mehrerer Vergehen halber entwichen war.

Bald sprach die ganze Gegend von dem seltsamen Ereigniß, und die schlimmsten Gerüchte wurden laut über die Frau, die noch Besitzerin der Herrschaft war.

## Siebentes Kapitel.

Brigitte verließ mehrere Tage das Zimmer nicht. Sie war leidend, sprach mit niemand außer Wilhelm, dem sie willig sagte, was er zu wissen verlangte. Nach Calixts Vater fragte er nicht, und ihr wollte der Name Rüsterstein nicht über die Lippen. Nach und nach wurde sie ruhiger. Noch einmal glaubte sie, daß ihr Geheimniß bewahrt bleiben könne. Sie ging wieder ihren Geschäften nach, war indeß ängstlich geworden und entfernte sich nicht von dem Hause.

Im Schlosse aber folgte dem vorigen Schrecken ein größerer. Es trafen Herren ein, die sich als gerichtlich bestellte Verwalter auswiesen und auf Alles Beschlag legten, was nicht dem Administrator überwiesen war oder zum Pachtgute gehörte.

Als Brigitte dies erfuhr, gerieth sie von neuem in eine unbezwingbare Aufregung. Sie eilte zu ihrem Herrn und bat um seine Hülfe. Jetzt müsse sie ihr Recht auf ihren Sohn geltend machen, der gewiß bald komme und nicht länger bei der Stolawska bleiben solle.

Während sie noch hierüber sprach, trat Felix ein. „Jetzt sage ich alles und auch ihm!" rief sie und fuhr gleich fort: „Ihr Vater war Calixts Vater und ich bin Calixts Mutter."

Der so überraschend Angeredete, welcher sie nun ebenfalls für irre hielt, wurde erst betroffen, als der Freund ihr sehr ernst sagte: „Den Namen des Vaters verschweigen Sie besser so lange wie möglich. Lassen Sie uns allein. Ich erkläre Herrn von Rüsterstein die Sache."

Ueber das Geständniß erschrocken, hob sie die zusammengelegten Hände und richtete ihre Augen flehend auf den einen, auf den anderen. Dann senkte sie Kopf und Hände und wankte aus der Thür.

„Ist das wahr?" fragte Felix leise, doch sehr erregt.

„Ich bezweifele es nicht."

„Mein Bruder!" Der Ausruf war ein Mißklang der neuen Qualen und Sorgen, welche auf einmal den vielfach Geprüften erfüllten, der Gedanke an seinen Vater und die unglückliche Brigitte, an Calixts Fehler und Noth. Mußte er sich seiner nicht annehmen? Und wie trübte das seine lieblichste Hoffnung!

„Bliebe es nur bei dieser einen Entdeckung!" dachte Wilhelm, ihn mit schmerzlicher Theilnahme be-

obachtend. Darauf begann er: „Wir müssen sehen, wie wir damit fertig werden,“ und erzählte alles, was er von Brigitte wußte.

„Ich will Calixt helfen, so weit meine Kräfte reichen,“ sagte Felix tief ergriffen.

„Ich fürchte, ihm ist nicht zu helfen,“ meinte Wilhelm.

Als sie demnächst hinausgingen und nach der Wirthschafterin fragten, war sie nirgends zu finden. Man gerieth in Besorgniß und suchte rundum, bis jemand aus Kaschin anlangte, der sie auf dem Wege dahin, nahe vor der Stadt, gesehen hatte.

Dort erfolgte ein beklagenswerther Auftritt. Die jammervolle Frau redete ihre Bekannten auf der Straße mit der Behauptung an, daß der junge Herr vom Schlosse ihr Kind sei, und fand Glauben, um so mehr, als sie unerwartet fließend polnisch sprach. Hinzukommende blieben stehen. Bald war es ein großer Haufen, in dessen Mitte die Trostlose wehklagte. Der Pfarrer Dolicz kam, man machte ihm Platz und er sprach, Brigitte erkennend: „Sie ist wahnsinnig.“

Diese Worte brachten sie ganz außer sich. „Du lügst!“ kreischte sie, „Du wie Euer Jagello. Er hat Sünde getrieben mit der Stolawska. Ich habe es gesehen. Kommt in den Wald, ich will euch den Schlüssel zeigen.“

Ein paar Bürger, die es gut mit ihr meinten, führten sie weg und zu dem Richter, den sie durchaus sprechen wollte.

Wilhelm hatte Christian mit einem Wagen nach=

geschickt. Als dieser sie heimgebracht, stellte er ihr vor, daß sie alles gethan habe, was vorläufig geschehen könne. Er gebot ihr, das Haus nicht zu verlassen, und sie fügte sich diesem Befehle ohne Widerspruch. —

In Frau von Stolawska erwachte bei der Kunde von dem, Calixt betreffenden Gerüchte noch einmal der Stolz. Einer Dirne Sohn! Sie lachte sogar über solch ungeheuren Irrthum. Dann aber kamen mit den Erinnerungen, die sich so oft bei der Verlassenen einschlichen, die ängstigenden Gebilde und schrecklichen Zweifel. Sie sah ihren herrlichen Gemahl und daneben den, welcher bisher für seinen Erben gegolten. Welcher Unterschied! Wie vornehm die Züge und Bewegungen des zu früh Verlorenen, wie edel stets und wohllautend, was er sprach. Und wie plump alles bei dem anderen! Hatte sie keinen Knaben geboren? Waren die Kinder vertauscht? Mit furchtbarer Bitterkeit dachte sie, die nichts mehr besaß, an die große Geldsumme, welche sie der Kirche geopfert, weil ihr ein Sohn geschenkt worden. Und sie besann sich, daß nur zwei Frauen, von denen sie eine nachher nicht wiedersah, Zeugen von der Geburt ihres Kindes waren. Was hatte man mit diesem gemacht? Hatte sie eine Tochter? Lebte diese? Oder war sie getödtet! Dann blieb ihr nichts. Der Boden brach unter der Haltlosen zusammen.

Jetzt kam Calixt. Die Botschaft seiner Armuth hatte ihn aus Spiel und Lust zu fluchtartiger Abreise aufgescheucht. Daß man sogar an der Rechtmäßigkeit eines Namens, des höchsten Besitzes seiner Einbildung,

zweifelte, wußte er noch nicht, als er das Schloß betrat, worin er dereinst zu glänzen gedacht.

Das war kein Wiedersehen von Mutter und Sohn. Er überschüttete sie mit den schmählichsten Vorwürfen, und die gequälte Frau, nur mehr in dem Glauben, daß er nicht ihr Kind sei, bestärkt und jetzt auf das äußerste getrieben, wies ihn mit dem Zuruf ab: „Hinaus! Du hast kein Recht hier. Du bist kein Stolawski."

Das warf seinen zerrütteten Körper in eine heftige Krankheit. Im Zimmer des Doktors Barkony, welches ihm angewiesen, lag er betäubt. Die Stolawska fragte wohl nach seinem Zustande, ging aber nicht zu ihm, überhaupt nicht aus ihrer Wohnung.

Als Brigitte von seiner Ankunft und Krankheit hörte, litt es sie nicht länger zu Hause, und da sie jetzt ruhig schien, nahm der Verwalter des Schlosses sie zur Wartung des Kranken gern auf. Letzterer sah nicht, wer ihn pflegte, und als er zum Bewußtsein kam, entzog sich Brigitte seinen Blicken. Erst sollte er genesen. —

Wilhelm und Celerotius waren übereingekommen, daß Judiths wahrscheinliche Abkunft den Nächstbetheiligten nunmehr, vorläufig wenigstens, verborgen bleiben solle. Hatten doch nur diejenigen Kenntniß davon, welche die Nachforschungen im geheimen fortsetzten. Marjun hinzuzuziehen, war bislang nicht für nöthig erachtet worden.

Er, den jetzt der Sturz der Stolawski's hauptsächlich beschäftigte, erfuhr indeß bald, was von

Calixt gesagt wurde, und sein rechnender Geist führte ihn schnell auf den Gedanken, der ihm um Judiths wie des eigenen Nutzens willen gefiel: daß sie möglicherweise die Erbin des vornehmen Namens sei. Das schmeichelte ihm, und dann konnte ihr Vermögen zu der Erwerbung der Herrschaft beitragen. Vielleicht fand er in Kaschin Spuren, die auf Vater Abraham und das fremde Kind hinwiesen. Schon mehreremal in letzter Zeit hatte er Lust gehabt, das Innere des Schlosses zu besehen, welches er noch nicht kannte. Bei seiner ersten Anwesenheit in Malikowo war es ihm gleichgültig gewesen. Jetzt reiste er hin. —

Nun war eines Morgens früh Wilhelm zu den Arbeitern geritten, die neue Entwässerungsgräben zogen, als er durch den Nebel einen Wagen sah, welcher dem Gutshofe zufuhr. Das schien ein Besuch für ihn zu sein. Er lenkte sein Pferd nach der Straße. Als er sich dieser näherte, wurde aus dem Wagen gewinkt. Es war Celerotius, der ihm zurief: „Wir müssen nach Ihrem Hause." Wichtiges mußte den alten Mann zur nächtlichen Winterreise getrieben haben. Wenige Worte wechselten sie, während Wilhelm neben dem Wagen ritt. Erst in seiner Stube hörte er das Schmerzliche: „Der beste Willen kann am Schicksal scheitern. Judith weiß alles!"

„Herr Gott!"

„Ich konnte sie kaum überreden, meine Rückkehr abzuwarten. Wir müssen die Stolawska auf ihre Ankunft vorbereiten."

„Dann aber auch Rüsterstein."

„Hören Sie! Gestern ließ die Flieden mich holen. Ich fand Judith von Freude und Schmerz in Thränen. „Ich will zu der unglücklichen Frau. Vielleicht erkennt auch sie mich." So empfing sie mich. Marjun hatte es ihr erzählt. Er ist ehegestern hier gewesen. Alte Kaschiner Juden haben ihm den Haran beschrieben, und er hat darin den Abraham erkannt. Dann hat er, wie wir, verwundert vor den großen Porträts gestanden, im Schlosse aber noch geschwiegen; dagegen in Berlin so vergnügt, als habe er die kostbarste Entdeckung gemacht, die Aehnlichkeit als letzten unzweifelhaften Beweis geschildert."

„Nun muß die Sache so schnell wie möglich zu Ende!" rief Wilhelm, dem es sehr wehmüthig ums Herz war. „Der arme Rüsterstein! — Wollen Sie gleich zu Frau von Stolawska?"

Bestürzt, abwehrend entgegnete Celerotius: „Ich will nicht zu ihr! Vor jeder Rührung scheue ich mich, weil ich dann ungeschickt bin. Sie müssen es thun."

„Dann gleich!" versetzte entschlossen der betrübte Freund. „Was hilft längeres Schweigen? Der Bankier bringt die Gerichte dazwischen. Aber erst Rüsterstein! Lassen Sie uns zu ihm fahren." —

Felix' Antlitz hellte sich auf, als er Judiths väterlichen Freund erblickte; nur einen Augenblick, dann überzogen es tiefere Schatten. „O, könnte Judith sich freuen!" — „Die beklagenswerthe Judith!" So unterbrach er mehreremal die eilige Rede des bewegten alten Mannes. Die heranstürmenden Eindrücke hatten die

letzte Rücksicht verdrängt. „Ich fahre noch heute nach Berlin,“ stieß er heraus. „Ich will Judith beistehen.“

„Das ist das Beste,“ sagte Celerotius. „Geleiten Sie mit der Flieden das liebe Mädchen hierher.“

Wilhelm sprach ruhig: „Wir können nichts bestimmen, ehe ich bei der Stolawska gewesen bin. Ich will jetzt hingehen. Es ist das erstemal, daß ich sie in Malikowo sehe; und wie verändert werde ich sie finden.“

Als er gegangen, wiederholte der Alte, dem jetzt leichter zu Sinne war: „Ja, ja, es ist das Beste! Bringen Sie das liebe Mädchen her.“ Dann sprach er, sich selbst unterbrechend, in einzelnen Sätzen fort: „Wir fahren zusammen nach Berlin.“ — „Wer kann gegen das Schicksal!“ — „Wir wollten Ihnen beiden das Geheimniß verbergen.“

„Wie ist es denn eigentlich gekommen?“ fragte Felix, durch die Verbindung, in der man ihn und Judith dachte, beglückt. Hierauf trug Celerotius den ganzen Hergang von Anfang an zusammenhängend vor.

Sein Zuhörer war nur mit halbem Ohr dabei. Er war zu sehr mit Judith beschäftigt und überlegte alle Möglichkeiten. War jene Frau ihre Mutter, Calixt sein Bruder, welche Schwierigkeiten, ja Schrecknisse lagen dann auf ihrem Lebenswege! Führte der Schritt, der augenblicklich geschah, zu keiner Gewißheit, so gesellten sich zu der Enttäuschung die Zweifel. Wies die Mutter ihr Kind von sich, so traten neue Qualen ein. Aber jedes Leid, jede Noth wurde von dem Glauben an

Judiths Liebe überstrahlt. Der Muth, sie durch das Leben zu führen, verließ ihn nicht einen Augenblick.

Ungeduldig erwarteten sie Wilhelms Rückkehr. Endlich kam er, heiterer als er gegangen. Der Erfolg hatte den schweren Schritt belohnt. „Noch ist nicht jeder edele Keim in ihr erstickt," so fing er an. „Aber was ist aus ihr geworden! Gram und Schrecken haben ihre Züge, als achteten sie die große Schönheit, nicht häßlich gemacht, und nur um so ergreifender ist der Ausdruck der gemarterten, verzweifelnden Seele. Ich machte die Einleitung möglichst kurz und zeigte ihr schnell die Wahrscheinlichkeit, ihr rechtes Kind, das herrliche Mädchen, zu erkennen. „O Gott!" hörte ich. Sie sank vom Stuhle und kniete, mit den Händen die weinenden Augen bedeckend. Kein Priester richtet die Gefallene auf, vielleicht vermag es die Tochter. — Sie will Judith sehen."

„Gott sei gedankt!" sagte Felix, und der Alte, dessen warmes Herz die Welt so gern im rosigsten Lichte sah, rief mit inniger Freude: „Ach, das ist gut! Gleich telegraphire ich, und mit dem nächsten Zuge reisen wir."

Damit war der jüngere vollkommen einverstanden, und unterwegs ging ihm die Fahrt nicht rasch genug. Celerotius, der jetzt wieder sehr zufrieden war, freute sich im Stillen über den glücklichen Reisegenossen, auf dessen Antlitze liebliche Träume spielten; und als sie sich um Mitternacht in Berlin trennten, dachte er: „Für das Nächste bin ich nicht nöthig."

Schlaflos verbrachte Felix die Nacht. Und auch Judith. Ihr hatte das Telegramm, welches Celerotius viel länger abgefaßt als er sonst liebte, die schwerste Sorge genommen, die höchste Freude angekündigt. Frau von Flieden erwartete mit ihr am Morgen früh den jungen Freund.

Welche Wonne, als er kam! „Judith!“ „Felix!“ In den Worten lag alles, und doch nicht genug. Unwiderstehlich zogen sie sich an. Lippe an Lippe gestanden sie die Seligkeit ihrer Empfindung. „O du Geliebte!“ flüsterte er. Sie legte die Hände auf seine Schultern und sah entzückt lächelnd in seine Augen, aus denen die reinste Herzensfröhlichkeit strahlte. Ach, verflössen diese glücklichen Augenblicke nie!

Von freudiger Rührung ergriffen, wagte Frau von Flieden nicht, sie abzukürzen. Still blieb es eine Weile, bis das erröthende Mädchen die mütterliche Freundin fragend anblickte und sich mit einem jubelnden „Ach!“ an ihre Brust warf.

## Achtes Kapitel.

Im Schlosse von Malikowo war neue Unruhe eingetreten. Die Umstände hatten die Neugierde der Bewohner immer mehr gesteigert; den Dienstleuten war der Besuch des Pächters, der erste, welchen er der früheren Herrin machte, aufgefallen, und diese selbst sprach die Veranlassung aus, nachdem sie mehrere

Stunden, auf das tiefste erschüttert, mit Vorwürfen und Zweifeln ringend, an unklaren Hoffnungen sich aufrichtend, allein geblieben war. Dann konnte sie nicht mehr schweigen, der alten Dienerin theilte sie es mit, und bald wußten alle, daß man Judith für das rechtmäßige Kind halte. Nur Calixt erfuhr nichts davon. Mit ihm sollte keiner sprechen, denn er lag noch schwer krank danieder. Der Arzt schien sogar an seiner Genesung zu zweifeln.

Als Brigitte hörte, was jetzt geredet wurde, verlor sie die Fassung, welche die Sorge um den Sohn ihr wiedergegeben hatte, und rief empört: „Ja, sie ist es! Ich habe sie gesehen, es war mir gleich sonderbar. Auch damit bin ich schändlich betrogen und belogen. Das Kind sollte todt sein. Sonst hätte ich meines nicht hergegeben."

Immer lauter, von einem zum anderen gehend, redete sie sich in so heftige Aufregung, daß man ihr gebieten mußte, ruhig zu sein oder das Schloß zu verlassen. Nun wankte sie scheuen, irren Blickes, so daß den Leuten vor ihr graute, still und stumm umher.

Bis sie einen Wagen kommen und darin neben einer alten Dame Judith und, was sie noch mehr überraschte, auch Felix sah. Da schlug sie vergnügt die Hände zusammen, rief: „Das sind die Rechten!" und sprang, diese Worte immer wiederholend, die große Treppe hinauf. Die Fähigkeit, richtig zu denken, war der Beklagenswerthen entschwunden; aber niemand beachtete es in diesem Augenblick, da sich die Aufmerksamkeit den Fremden zuwandte.

Oben schlich Brigitte leise, leise, öffnete fast unhörbar Calixts Thür und trat an sein Bett. Sie bemerkte nicht, wie verändert er war; die Wangen eingefallen und grau, die langen Haare unordentlich auf der Stirn. Er sah die Frau, ohne sie zu erkennen, an, während sie geheimnißvoll flüsterte: „Das Fräulein ist da und Dein Bruder."

„Was wollen Sie?" fragte er hart.

Sie hob die Hände und sprach herzlich: „Es ist doch gut, daß Du ihn nicht todtgeschossen hast."

Auf den einen Arm sich stützend, erhob er sich halb. „Sprich vernünftig, Weib."

„Mutter, Mutter," tadelte sie.

Er las den Wahnsinn aus ihren Zügen und wiederholte, ihr nachgebend, um etwas zu erfahren: „Sprich vernünftig, Mutter."

Sie streichelte seine Wange. „Calixt."

„Weshalb kommst Du zu mir?"

Sie wies mit der Hand nach dem Fußboden. „Judith, des Stolawski Tochter, ist unten, mit Rüstersteins ältestem Sohn."

Bei dieser Antwort funkelten in dem verwüsteten Gesichte des Kranken die Augen. Er stierte Brigitte an, erkannte sie, begriff ungefähr den Zusammenhang. Er richtete sich ganz auf und wühlte in seinen Haaren. „Welche Judith?"

„Das Mädchen aus dem Walde, mein Sohn."

„Laß mich, Mutter!" rief er, kaum noch Herr seiner selbst. „Warte draußen."

Sie ging hinaus. —

Die Leute unten staunten, als sie das wunderbar schöne, blasse Mädchen eintreten sahen. Schwer waren die Stunden der Reise gewesen, trotzdem Felix' Anwesenheit sie verschönte. Wie ein dichter Schleier lag die Erwartung auf Judiths glücklichem Herzen. Einen flüchtigen Blick warf sie jetzt um sich, scheu, als ob die Wände sie fragten: „Gehörst Du hierher?" Und schnell richteten ihre Augen sich auf den Geliebten, der sie ermuthigte.

Eine Magd führte die Fremden durch mehrere Zimmer, bat sie zu warten und ging in die folgende Thür. Die Aufregung hatte Judiths Wangen wieder geröthet. Felix ergriff ihre Hand und schaute noch einmal in dieses Antlitz, auf dem ein mattes Sonnenlicht ruhte.

Gleich öffnete die Magd die Thür, winkte näher zu kommen und entfernte sich. Frau von Flieden und Felix blieben zurück. Judith eilte nach der Dame hin, welche den Blick nur auf sie gerichtet, die anderen nicht beachtend, an einen Tisch sich stützend im nächsten Raume stand, starr, ohne ein Lebenszeichen. Zaghaft blieb die Eingetretene stehen, in dem ihr unbewußten Stolze gerade aufgerichtet und dabei so demüthigen Herzens, daß sie die Arme auf der Brust kreuzte. Nach einigen Sekunden vollkommener Stille rang sich ein leiser Ruf, halb Jubel, halb Seufzer, aus dem Munde der älteren: „Sein Kind! — Mein Kind! O, hätte er gelebt!" Und sie sank, die Hände vor das Gesicht drückend, in den Stuhl.

Von Erregung bebend machte Judith ein paar

Schritte, indem sie mit ihrer lieblichen Stimme polnisch sprach: „Gott schenke Ihnen Frieden!“

Bei diesem Klange senkte Frau von Stolawska die Hände. „Alles gleicht ihm!“ rief sie und erhob sich rasch. Noch einmal sah sie die jetzt Nahe an, deren Schönheit nun einen Freudenschein auf ihre Züge legte. Dann streckte sie die Arme nach der ermuthigten, beglückten Tochter aus.

Da wurde die Thür hinter ihr aufgerissen und in derselben erschien Calixt, halb gekleidet, die Haare wild. Judith sah ihn und stieß einen leisen Schrei aus, und Felix, der ihn gleichfalls erblickte, sprang auf ihn zu; denn jener hatte eine Waffe in der Hand.

Und gleich knallte ein Schuß. Galt er dem gehaßten Rüsterstein, so war er gefehlt. Aber hinter sich hörte dieser Frau von Stolawskas Schreckensruf, und sich dahin wendend, sah er Judith in deren Armen niedersinken.

„Kein Stolawski!“ schrie Calixts heisere Stimme. Ein zweiter Schuß. Der Mörder brach zusammen.

Frau von Flieden war hereingestürzt, ohne noch das Gräßliche zu begreifen. Der arme Felix! — Er legte die Geliebte auf das Ruhebett. Ihre Augen waren geschlossen, ihrer Brust wenige Blutstropfen entquollen. Sie war todt.

„Calixt! Calixt!“ gellte es aus jener Richtung. Brigitte warf sich auf die Leiche ihres Sohnes und befühlte seinen zerschmetterten Kopf. Dann lief sie weg.

Die anderen Schloßbewohner waren hereingekommen. Boten wurden gesandt nach der Stadt, nach dem Pacht=

gute. Wilhelm kam. Zum erstenmal sah man ihn blaß. Aber seine Liebe zu Felix und seine Besonnenheit waren der einzige Halt in diesem entsetzlichen Zustande.

Während er alles überlegte, fuhr ihm der Gedanke an Brigitte durch den Kopf. Er fragte nach ihr. Die Leute hatten sie aus dem Schlosse laufen sehen. Man suchte und fand sie im Walde erhängt. —

„Und einer Missethat sind diese Greuel entsprungen!“ rief Wilhelm, als er dem sprachlosen Celerotius den Hergang erzählt.

Er hatte Felix nicht verlassen wollen und war mitgefahren, als dieser die kummervolle Frau von Flieden nach Berlin zurück begleitete. Auch sie fand kaum ein Wort für ihren Schmerz. Einmal sagte sie, und das sollte ein Trost für Felix sein: „Oft war mir's wie ein schöner Traum, wenn ich das engelreine Wesen sah.“

Celerotius wurde nach dem jähen Scheitern seiner liebsten Hoffnung schnell ein Greis. Um seines Lieblings willen erbarmte er sich der Frau von Stolawska, bis ein fernes Kloster sie aufnahm.

Marjun flüchtete von seiner schmerzlichen Aufregung in die Arbeit. Er wurde härter in seinen Worten, milder in seinen Handlungen. Wer in Malikowo und Kaschin äußerer Hülfe würdig und bedürftig war, erhielt sie, ohne den Wohlthäter zu kennen. Die Herrschaft Malikowo wurde sein Eigenthum, aber er ist niemals wieder dahin gereist.

Lange dauerte es, bis Felix aus der schrecklichen Betäubung seiner Seele zum Bewußtsein unsagbarer Traurigkeit gelangte, und einen schweren Kampf hatte er zu bestehen, um neuen Lebensmuth zu gewinnen. Den einzigen Trost fand er an dem Orte, wo er Judith zuerst und zuletzt gesehen hatte, wo ihre sterbliche Hülle ruhte. Wilhelms glückliche Ehe warf den ersten Lichtstrahl in die Nacht seines Herzens. Nach Jahren fand im Kreis der nächsten Freunde auch sein Gemüth, so schwer geprüft es war, die Heilung.



Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.